LIBRARY OF CONGRESS
00000983494

LIBRARY OF CONGRESS.
BL2775
Chap. ..... Copyright No. .....
Shelf W5
UNITED STATES OF AMERICA.

Wilhelmi, Frau Hedwig (Henrich)

Vorträge

— von —

Hedwig Henrich-Wilhelmi.

(Gehalten in Amerika in den Jahren 1887—1889.)

Mit dem Bildniß der Verfasserin.

LIBRARY OF CONGRESS
COPYRIGHT
SEP 2 1889
13661
WASHINGTON.

17
1732 c

Motto: Die Wahrheit ist sich selbst Zweck, aber sie hat nur Werth um der Menschheit willen. (Humboldt.)

Milwaukee, Wis.
Druck und Verlag der FREIDENKER PUBLISHING CO.
1889.

BL2775
.W5

Entered, according to Act of Congress, in the year 1889, by the
FREIDENKER PUBLISHING CO.,
In the Office of the Librarian of Congress, at Washington, D. C.

R.S. 18 May 39

Verzeichniß.

1. Schicksalsmächte und die Vorsehung Gottes 7
2. Heidnischer und christlicher Aberglaube 24
3. Das Verhältniß des Freidenkerthums zur socialen Frage 39
4. Das Einheitsleben im Weltall 54
5. Der Mensch das Product seiner Erziehung 70
6. Frauenlage und Frauenrecht 84
7. Wissenschaftlicher und sittlicher Materialismus 103
8. Religion und Moral 117
9. Wirkungen des Christenthums 134
10. Das Glück des Lebens 152
11. Der Tod 164
12. Die Feuerbestattung 176

Vorwort.

Ersucht diesem Buche, von welchem ich weiß, daß es dem freisinnigen Deutschamerikanerthum eine hochwillkommene Gabe sein wird, ein kurzes Vorwort voranzustellen, thue ich es mit freudiger Genugthuung. Einer besondern Empfehlung bedarf dieses Buch nicht, wie alles Gute trägt es die beste Empfehlung in sich selbst. Ist es nothwendig, daß ich darauf hinweise, wie die Vorträge, welche, sorgfältigst überarbeitet, den Inhalt dieses Buches bilden, durch das ganze Land begeistertste Aufnahme fanden und selbst den Gegnern Achtung abrangen! Wir lernten in Frau Hedwig Henrich-Wilhelmi eine geistreiche und hochberedte Dollmetscherin der neuen Weltanschauung kennen, die von der Wahrheit der Grundsätze, auf welche sich diese aufbaut, ganz durchdrungen ist und frei von aller Einseitigkeit nach allen Lebensrichtungen hin muthig die Consequenzen derselben zu ziehen wagt. Alle Fragen, welche die Menschheit berühren, werden in diesen Vorträgen gestreift und bei aller Entschiedenheit der Ueberzeugung und Schärfe des Urtheils verläugnet sich doch nie die humane Denkerin, welche überallhin Freiheit und Gerechtigkeit will. Ein strenges, unerbittliches Wahrheitsgefühl, aber auch heiße Liebe zur Menschheit sprechen aus diesen Vorträgen, — deßwegen auch, ungeachtet ihrer schlichten, aller Schönrednerei aus dem Wege gehenden Sprache, ihre große Wirkung. Da ist kein Haschen nach Geistreichigkeiten bemerkbar, kein Spielen mit Stich- und Schlagwörtern, die, in die Menge hineingeworfen, des Beifalls stets sicher sind, nicht die Sucht, durch glitzerndes Feuerwerk zu blenden, — nein, Frau Hedwig Henrich-Wilhelmi erweist sich als Volkslehrerin im besten Sinne des Wortes, sie will mehr als nur unterhalten, sie will überzeugen, Saamen ausstreuen, welcher, wo er auf fruchtbaren Boden fällt, herrliche Früchte bringen muß. Auf ihre viel länger, als ursprünglich beabsichtigt, ausgedehnte Vortragstour in den Vereinigten Staaten darf Frau Hedwig Henrich-Wilhelmi mit Stolz zurückblicken, und wenn sie nun ihre alte Heimath wieder aufgesucht hat, um auch da einer freien und befreienden Weltanschauung eine furchtlose Vorkämpferin zu sein, so hoffe ich, daß sie ihre vielen Freunde und Gesinnungsgenossen in diesem Lande nicht vergessen wird und bald einmal wiederkehrt. Auf Wiedersehen also — bis dahin möge aber dieses Buch in weiteste Kreise dringen und dem Freidenkerthum zahlreich neue Anhänger werben!

C. Hermann Boppe.

Schicksalsmächte und die Vorsehung Gottes.

Es ist ein sinnreicher Spruch unseres Dichters Paul Heyse:

Wer sich an Andre hält,
Dem wankt die Welt;
Wer auf sich selber ruht,
Steht gut.

Und gewiß finden Sie Alle Gefallen daran. Doch wie, wenn wir diesen Spruch auf die göttliche Vorsehung anwenden, die nach religiöser Voraussetzung unser Aller Schicksal leitet, bestimmt, und an die in tiefster Demuth selbstlos, willenlos sich hinzugeben, die erste Pflicht wie das wahre Heil jedes Menschen und ganz besonders jedes guten Christen ist?

Wer je ernsthaft darüber nachgedacht hat, wird gewiß zugestehen, daß diese göttliche Schicksalsleitung unvereinbar ist ebenso mit der freien Selbstbestimmung des Einzelnen, wie mit der Ordnung und den Gesetzen des irdischen Gemeinwesens oder Staates.

Allein Religionen sind eben nicht das Werk besonnenen Nachdenkens, sondern entweder sie sind wie in frühesten Zeiten noch ganz ursprüngliche, dem Bewußtsein unvermittelte Naturempfindungen, kindliche Manifestationen eines gewissen Angst- oder Abhängigkeitsgefühls von Gewalten, die der Mensch nicht zu beherrschen vermochte, oder sie werden schon bewußte menschliche Selbstverherrlichung, oder sie treten wie die christliche Religion auf in einer Periode überwuchernden Sinnenlebens als berauschende Geistestase, die wie jeder Rausch von vornherein alle logische Folgerung von Ursache und Wirkung ausschließt.

Aber die Zeit, wo auch dieser Rausch des Geistes in der Culturentwicklung der Völker seine Berechtigung hatte, ist vorüber, und innerliche Sammlung, Logik und Selbstständigkeit ist

die Losung unserer Tage geworden. Die ganze Menschheit drängt danach hin, wie es im Frühling unaufhaltsam knospt und treibt, und da Vernunft der Kern aller menschlichen Selbstständigkeit ist, so wollen auch wir, obgleich der Papst wie Luther gleicherweise in bittersten Worten sie schmähen, mit Vernunft die Vorgänge unseres Lebens überschauen und zu ergründen trachten, von wannen und von welchen Mächten die thatsächliche Leitung unseres Schicksals ausgeht und in welcher Weise sie geübt wird?

Der plötzliche Bankerott eines angesehenen Handelshauses überrascht uns, wir erfahren die Ursache: In einer Nacht hat der junge Handelsherr Alles verspielt, Name, Ansehen, Besitz und Credit, seine und seiner Familie Zukunft auf eine Karte gesetzt, Alles gewagt — und Alles verloren: das Spiel war sein „Schicksal". Dort wird uns eine andere erschütternde Kunde: Ein Vater hat auf seinen einzigen Sohn, seinen Liebling, im Zorne ein Messer geschleudert, oder scherzend, weil er sie nicht geladen glaubte, eine Pistole abgefeuert und ihn zu Tode getroffen... Mit seinem Leben kann er das „Schicksal", das er herbeigeführt, nicht wieder abwenden. Hier ein Weib, das dem Reize eines Schmuckgegenstandes nicht zu widerstehen vermag, und unvermögend, ihn zu kaufen, bestiehlt sie den Juwelier, wird dabei ertappt und in's Gefängniß geführt. Der Mann überlebt den Schimpf nicht und die Kinder fallen der öffentlichen Mildthätigkeit anheim. Das Schicksal ist plötzlich über eine bis dahin geachtete Familie hereingebrochen.

Und sind solche Beispiele, auf's Geradewohl aus dem Leben gegriffen und die in's Unendliche sich vermehren ließen, nicht schon Fingerzeige, wo wir Schicksalsmächte zu suchen haben?

Zunächst in uns selbst, in unsern eignen zügellosen Trieben, Begierden ist — unser Schicksal. Selbst der Liebestrieb, dieser Grundtrieb alles Lebens, Erfüllung und Bethätigung individueller Reife, wie leicht, wenn nicht von der Vernunft gemeistert, artet er in Eifersucht, Zorn, Haß, Rache aus und führt, aller Besinnung baar, Katastrophen herbei, so schrecklich fast, so blind und unersättlich in ihrer Zerstörungswuth wie die des religiösen Fanatismus! Oder wie oft auch, unter dem Drucke äußerer Hindernisse, von Verzweiflung übermannt, tödten sich liebende Herzen, um nicht von einander lassen zu müssen! Und das Alles nennen wir der Menschen „Schicksal".

Doch nicht immer sind es durch gewaltsame Leidenschaften herbeigeführte Katastrophen, die unser Schicksal wirken. Müssen wir nicht viel öfter noch — nur zu oft — Leichtsinn, Gedankenlosigkeit, Trägheit oder Schwäche im Kleinen und Gewöhnlichen

als die Erreger und Leiter unseres „Schicksals" erkennen? Als wir noch klein waren und in die Schule gingen, wußten wir sehr gut, so oft wir unsere Aufgabe nicht gelernt oder sonst ein Gebot nicht befolgt hatten, unser Schicksal, die Tatzen und Strafen, voraus. Und bleibt nicht dieselbe Unvollkommenheit, Lässigkeit, Augenblicklichkeit durch unser ganzes Leben hindurch maßgebend, leitend für unsere Erfolge, für unser „Schicksal"? Denken wir nur an geschäftliche Thätigkeit, Gesundheit und Krankheit, wie oft deren Bedingungen unserer Wahl, unserm „Belieben" anheim gegeben sind! Wie Wenige achten mit Consequenz, mit der Folgerichtigkeit des von der Vernunft geleiteten Willens auf die naturgemäßen Bedingungen einer gesunden Existenz, vermeiden was unvernünftig, überwinden was schwierig ist!

Wie Viele verbrauchen, erschöpfen den Schatz der unerschöpflich scheinenden „guten Natur", bis die gute Natur zum empörten Zuchtmeister wird, der mit der Krankheitsruthe sich für die an ihm begangene Unbill rächt. Und wie Viele lassen auch im geschäftlichen Treiben sich von denselben Augenblickstrieben des Leichtsinns, des Schwindels unüberlegt, charakterlos leiten, selbst wenn sie die Strafruthe in ihrem Gewissen vorausfühlen, und das Ende, ein Ende mit Schrecken, deutlich kommen sehen. Und wenn dann der Ruin, Noth und Elend über sie hereinbricht, ist es ein „Gott", der ihr „Schicksal" bestimmt hat? Oder ist es nicht vielmehr die eigne Vernunft oder Unvernunft, welche das Schicksal jedes Einzelnen im großen Weltgetriebe bestimmt und regelt?

Daß Dummheit die Quelle alles Uebels in der Welt sei, haben schon die griechischen Philosophen gelehrt, und jeder Tag bis auf den heutigen hat es an tausend und abertausend Beispielen erwiesen, wie die Menschen fortwährend durch Dummheit sich selbst und andere schädigen. Ja, ist es denn überhaupt zu leugnen, daß der Grad unsers Wissens und Rechtdenkens uns auch die vom Bewußtsein ausgehende Sicherheit und Macht, Selbstständigkeit und Freiheit unsers Wollens und Handelns gibt! Wozu würden wir sonst die Kinder unterrichten? Oft unter Beeinträchtigung ihres physischen Wohlseins und fast immer gegen ihre Lust und Neigung sie in die Schule zwingen, statt sie frei und ungebunden nur heranwachsen und sich austoben zu lassen? Wir thun es, damit sie „leichter durch's Leben kommen", damit sie zu selbsteigner Gestaltung ihres Lebensschicksals fähig und geschickt werden. Machen wir, die Freidenker wie die Frommen, damit der Vernunft nicht das umfassendste Zugeständniß, daß uns Glück und Unglück unserer Lieben mehr von ihr, als von der göttlichen Führung abhängig scheint?

Und bleibt nicht auch der erwachsene Mensch bis zu seinem Tode in der Schule des Lebens, die ihn durch Schaden klug, durch fortgesetztes Lernen fähiger macht, sich und die Welt, in der sein Schicksal spielt, zu beherrschen, zu regieren? Lernen wir nicht fortwährend an der Hand der Erfahrung, uns vor Ansteckung und Unfall, vor Betrug und Selbsttäuschung zu bewahren?

Denn wie im Maße wachsender Erkenntniß des Menschen Schicksal je nach seinem eignen Bewußtseinsgrade sich gestaltet, so treten nicht minder werkthätig Natur und Gesellschaft uns als unsers Schicksals Schmiede entgegen, und was wir als „Gottes Rathschluß" uns ausmalen, sind zumeist nur Wirkungen des politischen und wirthschaftlichen Bestandes der Gesellschaft, in der wir leben.

Durch die Macht und den Einfluß dieser rein äußerlichen Verhältnisse gestaltet sich der ganze geistige und sittliche Gehalt des Volkslebens mit seiner heilsamen oder verderblichen Rückwirkung auf jeden Einzelnen. Daher heute in einer Zeit conventioneller Lüge und frommer Heuchelei all der wüste Lärm selbstsüchtiger Uneigennützigkeit, jesuitischer Freigeisterei, humaner Brutalität, übertünchter Roheit, ehrbarer Schurkerei, gelehrter Einfalt und verknöcherter Gelehrtheit; daher trotz aller Moralinstitutionen so wenig Moralität und trotz aller sogenannten Volksbildung in Schulen und Vereinen die geistige Verwahrlosung der Massen und die klägliche Dressur nur auf Gelderwerb unter den sogenannten bessern Ständen. Es ist eben nicht die Idee, das vermeintlich Göttliche, Ewige, welches die Zeiten und Menschen schafft, sondern die Zeiten sind es mit ihrem realen Inhalte, welche die Ideen und der Menschen Thun und Wollen regeln.

Ist daher wie gegenwärtig die ganze Structur der Gesellschaft eine unnatürliche und rechtswidrige, so muß sie nothwendig auch hinsichtlich ihrer sittlichen Aufgaben jedem Einzelnen gegenüber Zweck und Ziel verfehlen, eben weil nur der Einklang oder Mißton unserer eignen Natur zur Außenwelt es ist, was uns den Himmel oder die Hölle schon auf Erden schafft.

Als Kind schon sind wir das durchschnittlich zwar geliebte, ja oft verhätschelte, aber dennoch ohnmächtige und willenlose Gegen-Ich der Eltern.

Und wer wüßte nicht, welch' ungeheuren Einfluß diese erste Gemeinschaft und Abhängigkeit in Erziehung und Leitung des erwachenden Bewußtseins, der Instincte und Fähigkeiten, auf Führung und Schicksal des ganzen Lebens ausübt? Man ist

zwar gern geneigt, ein herrliches Elternpaar, sorgsamste Pflege und Erziehung der gnädigen Willensäußerung eines „Gottes" zuzuschreiben; aber werden wir in den rohen Kopfschlägen, durch welche ein entmenschter Vater sein Kind zum lebenslangen Idioten macht, oder in der Qual und Verwahrlosung eines Kindes durch eine hyänenhafte Stiefmutter ebenso die Gnade oder Vorsehung Gottes zu erkennen vermögen?

Die Gerichte des Staates wenigstens wollen von solch' göttlicher Schicksalsführung nichts wissen, sondern bestrafen sie als Verbrechen an den Eltern. Auch als Erwachsene bleiben wir den Einflüssen unserer Mitmenschen unterworfen, und wie selbstständig wir uns auch wähnen, erst mit dem Leben erlischt unsere sociale Abhängigkeit.

In dem selbstgewählten Freunde wie in der Arbeitsgenossenschaft, in dem Lebenskreise, in dem wir geboren und erzogen wurden oder in den wir selbstthätig hinaufsteigen oder hinabsinken, ob wir Handwerker oder Gelehrte, Hoch- oder Niedrig-Geborene, Gebildete oder Ungebildete seien, überall begegnen wir diesen socialen Einflüssen und empfangen von ihnen unsere Bestimmung und Richtung, die Genüsse und Leiden, welche eine gedankenlose Frömmigkeit der „Vorsehung" zuschreibt.

Mächtiger als alle andern Triebe der Gegenseitigkeit wirkt die Liebe als lebenbestimmendes Schicksal, und wenn dieses oft auch einseitig als rohe Gewaltthat des Mannes oder als feine Pantoffelherrschaft des Weibes über uns waltet, so bleibt doch der regelrechte, naturgemäße Einfluß der Liebesmacht der: daß beide, Mann und Weib, gegenseitig ihr „Schicksal" werden, beide anders sich arten in dem neugewonnenen Leben der Doppeleinheit und der Familie. So lange wir leben, und ob wir noch so feste Schranken um uns bauen und dahinter in Selbstherrlichkeit uns verschanzen, nimmer entziehen wir uns Einflüssen der Gegenseitigkeit und Geselligkeit, weil nur sie es sind, die unser Leben möglich und menschlich machen. Mögen diese Einflüsse nun Haß oder Liebe sein, Gunst oder Mißgunst des Schicksals bedeuten, an ihrer Wirkung werden wir früher oder später sie erkennen.

So dürfen wir unter den uns bestimmenden Einflüssen auch den Volksgeist nicht vergessen, der von Anfang an in uns thätig ist und unter Mitwirkung des Bodens und Klimas, dem er entwächst, unsere Instincte wie unsern Willen meistert. Geboren zu werden in einem wandernden oder sässigen, einem freien oder in Sklaverei versunkenen Volke, von den Schergen eines Tyrannen erdrückt oder hineingerissen zu werden in den Strudel einer Revolution, — dies Alles sind Schicksale, welche der Volks-

geist, dem wir angehören, über uns verhängt. Und wie abhängig bleiben die Menschen oft zeitlebens von der Religion, welche von Kindheit an sie gefangen hält, über Leib und Seele richtet und im Namen der „Vorsehung" das alleinige Verfügungsrecht über Alles und Jedes sich anmaßt! In der katholischen Religion z. B., deren Ideal die Ertödtung des Fleisches ist, fallen täglich, stündlich eine bestimmte, dem Volksgeiste entsprechende Zahl von Männern und Weibern, Jünglingen und Jungfrauen den Verzerrungen und Ausschweifungen einer widernatürlichen Treibhauszucht im Priester-Cölibat, in Mönchs- und Nonnenklöstern zum Opfer. Asketische Selbstverstümmelung wird als eine Gott wohlgefällige That gepriesen und die Entmenschung des Menschen heilig gesprochen. Widerspruchslos gehört, wo Mädchenraub Sitte ist, wahllos auch in fürstlicher Macht- und capitalistischer Geldheirath, das Weib dem Begehrenden, dem Mächtigen an, der ihr Schicksal bestimmt, — und wer als „Pariah" (der Proletarier unseres modernen Culturlebens) geboren wurde, hat auch heute noch keinen Theil an einem menschenwürdigen Dasein, das ihm, als dem Ebenbilde Gottes, doch nothwendig von der „göttlichen Vorsehung" gesichert werden müßte.

Fassen wir nun alle diese keinem persönlichen Belieben anheim gegebenen Einflüsse in ein Wort zusammen, so ist es die Cultur oder der Bildungsgrad, die materielle, geistige und sittliche Entwicklungsstufe des Gemeinwesens, welche unweigerlich eingreift in die Schicksalsgestaltung jedes Einzelnen. Auf den Schulbänken, nicht in den Kirchenstühlen reifen wir daher für's Leben. Arbeit, nicht Gebet wirkt unser Schicksal.

Vom Wetterstrahl aus Gottes Hand, dem Blitze, wird heute in civilisirten Ländern fast nur noch der Unvorsichtige, Nachlässige getroffen. Den furchtbaren Schicksalsschlägen der Brandverheerungen, Ueberschwemmungen u. s. w. bieten Feuer- und Unfall-Versicherungen, gut organisirte Löschmannschaften, Canäle und Dämme siegreich Trotz.

Ein tüchtiger Arzt wird zum helfenden Gotte am Siechbette des Kranken, und unsägliches Unheil wird durch gewissenhafte Beaufsichtigung der Verfälschung der Nahrungsmittel und Untersuchung von Trichinen und Miasmen verhindert, das „Schicksal" hilfloser Elends durch Hospitäler und Armenasyle, durch Waisenhäuser und Irrenheilanstalten wenigstens gemildert, — und die heute noch allmächtige Schicksalswirkung der Klassenherrschaft geht unausbleiblich ihrem Ende entgegen. Eine völlige Umgestaltung der socialen Lebensbedingungen auf einem sichern und einheitlichen Rechtsboden menschlichen Zusammenlebens ist nur noch eine Frage

der Zeit, die ihre Lösung finden wird nicht in der göttlichen Gnade, sondern in dem wachsenden Rechtdenken der Gesellschaft.

Eine nennenswerthe Ausbildung der Statistik oder Feststellung der Lebenserscheinungen unter einheitlichen Gesichtspunkten zählt erst nach Jahrzehnten, und doch hat sie in den brennendsten Fragen der socialen Lebensäußerungen, den Verbrechen, bereits mit unwiderleglicher, mit mathematischer Genauigkeit festgestellt, daß z. B. die Zahl der Angriffe auf Eigenthum und Personen (Diebstahl und Raubmord) in stetem Zusammenhange steht mit dem jeweiligen Kornpreise, mit diesem steigt und fällt, also von der Größe und Allgemeinheit der Lebensnoth abhängt; daß Trunksucht, Prostitution und Kindsmord in unmittelbarem und genauem Verhältnisse zur Strenge der Gesetzgebung, zum herrschenden Elende und zur Widernatürlichkeit der landläufigen Moral eines Volkes stehen; daß die Selbstmorde nicht nur der Zahl, sondern auch der Art nach bei Männern und Frauen unter gleichen Lebensbedingungen zu denselben Jahreszeiten gleichmäßig sich wiederholen. Aus London z. B., wo diese statistischen Nachweise am längsten und genauesten geführt sind, erfahren wir, daß zu denselben Jahreszeiten, ja in dem nämlichen Monate jeden Jahres mit ganz unwesentlichen Abweichungen die gleiche Anzahl Männer und Frauen sich erhängen, in einem andern sich ersäufen, erschießen, vergiften und dergleichen. Ja, nicht nur Zahl und Art der Selbstmorde, sondern auch das Geschlecht sowie die verschiedene Altersstufe der Selbstmörder wiederholt sich regelmäßig in bestimmten Zeitabschnitten nnd je nach den herrschenden Lebensbedingungen. Und dies Alles mit einer Regelmäßigkeit, die uns Wunder nehmen müßte, wenn wir sie nicht auf die ebenso regelmäßig wiederholenden Ursachen zurückführen könnten. Dasselbe gilt für Kindsmord, Vergehen gegen die Sittlichkeit, Diebstahl und andere Laster. Sie alle richten sich mehr oder minder nach der Strenge des Winters, der Schwüle des Sommers, den Ernteaussichten, Arbeitslöhnen u. s. w. Eine Mißernte auf den Baumwollen-Plantagen Süd-Amerika's füllt die Zuchthäuser in England mit ausgehungerten Dieben, die Prostitutionshäuser mit arbeitslosen Arbeiterinnen.

Mit einem Worte: die Verbrechen ganz ebenso wie die Geburten, Heirathen und Todesfälle, oder wie die verschiedene Lebensdauer in den verschiedenen Berufsarten sind unbedingte Erscheinungen des Gesammtorganismus, Wirkungen des Klimas, der Boden-, Wohnungs- und Nährverhältnisse, der Gesetze und Sitten eines Landes, der Erziehung, des gesammten geistig-moralischen und politisch-wirthschaftlichen Lebensstandes der Gesellschaft.

Dies zugegeben, berühren wir damit nicht die tiefste Schicksals-

frage, den mächtigsten Born alles innern und äußern Wohlergehens der Menschen?

Lichtenberg, der berühmte Philosoph und Socialpolitiker, sprach es schon aus lange bevor die Statistik ihre Offenbarungen gemacht hatte: „Es ist eine Frage, ob wir nicht, wenn wir einen Mörder rädern, in den Fehler des Kindes verfallen, das den Stuhl schlägt, an den es selbst sich gestoßen hat."

Und in der That, ist nicht jeder Verbrecher ein Product der Gesellschaft, die in ihrem Schooße es groß zieht? ein moralisch Verirrter, an dem grobe Vernachlässigung der Erziehung, zuweilen im Bunde mit abnormen Trieben und mit natur- und rechtswidrigen Existenzbedingungen, rückläufig zum Ausbruch kommt? „Verbrechen ist Tollwerden der Leidenschaften", sagt Shelley. — Und sind nicht alle Zuchthäuser wie Kirchen, jene als Straf-, diese als Verdummungsanstalten des Volkes, nur Denkmäler, welche die Gesellschaft ihrer eignen Schande errichtet, steinerne Zeugen ihrer Ohnmacht, den Kindern, die ihrem Schooße entwachsen, auch Mutter, Ernährerin und Erzieherin zu sein? Und ist ein Staat, der köpft oder hängt, besser als das Individuum, das mordet? Sanctionirt er nicht vielmehr durch diese brutalste Kundgabe brutaler Gesetze jede Brutalität auch in der Menschennatur? Er vernichtet, was er heilen sollte, bestraft, was er selbst verursacht hat, und schneidet dem Schuldigen jede Möglichkeit nicht nur seiner eigenen Besserung, sondern auch jedes versöhnenden Ausgleichs mit der Gesellschaft ab! Und dies Alles im Namen eines barmherzigen Gottes, auf dessen Gnade man schließlich den Unglücklichen verweist, für den es kein Recht und keine Gnade auf Erden gab.

Doch auch die Gesellschaft, der Staat ist gleichsam ein Arm nur des Stromes, der zum Menschenschicksal wird. Denn die Lebensgesetze der Gesellschaft bilden einen Zweig nur, einen Theil der Naturgesetze überhaupt, des Erd- und Alllebens, dem wir als Individuum wie als Gesellschaft angehören. — Daher ist es namentlich in dem großen Lebewesen der Natur, in Sonne, Mond und Sternen, in Flammen, Stein- und Aschenregen ausbrechender Vulcane, in dem grollenden Donner und der niederschmetternden Wucht elektrischer Entladungen, in dem segenspendenden Blühen und Früchten des Pflanzenlebens, wie in dem verderbendrohenden Tosen wild empörter Meereswogen, in Stürmen, Ueberschwemmungen und Erdbeben, wo wir gern absichtliche Schicksalsfügungen zu sehen wähnen, am deutlichsten die Stimme Gottes zu hören, seinen allmächtigen Willen und unerforschlichen Rathschluß zu erkennen glauben. Denn schwer nur vermag der Ungebildete dem ersten Eindrucke eines ebenso räthselhaften wie willkürlichen Gebahrens sich

zu entziehen, wenn er plötzlich diesen übermächtig ihn bedrohenden Elementargewalten sich preisgegeben sieht, die unsern Willen, unsere Kraft meistern und fraglos uns mit Haut und Haar verschlingen, so wir sie Herr über uns werden lassen? Aber Meeresfluthen und Wolkenbrüche, Vulcane, Erdbeben, Stürme und versengende Dürre, der schnelle Blitz wie die langsam tödtenden Miasmen eines ungesunden Klimas, gehorchen sie nicht alle ohne Ausnahme logisch wirkenden Naturgesetzen? Sind sie mit ihrem Scheine der Zufälligkeit nicht nothwendige Wirkungen zwingender Ursachen, ohne eine Spur von Willkür oder Absicht? Ist, was wir Schicksal nennen, nicht vielmehr unsere eigene Unkenntniß, Unachtsamkeit oder Selbsttäuschung, und eben dadurch unsere Ohnmacht den fest und sicher, weil mit innerer Nothwendigkeit waltenden Naturgesetzen gegenüber? Was ist in vielen Fällen die Vorsehung? Vielleicht ein Regenschirm, ein Wetterglas, eine Schwimmblase, ein Blitzableiter! Immer aber Achtsamkeit, Wissen, die besonnene Haltung unserer Selbst!

Also nicht in uns allein und nicht außer uns allein ist unser Schicksal, sondern in unserem persönlichen Verhältnisse zur Außenwelt. In der Harmonie oder Disharmonie unseres Eigenwillens mit der Nothwendigkeit oder dem Gesetze des Ganzen, in dem Widerstreite oder der Uebereinstimmung unseres Wollens, Könnens und Sollens ist unser Schicksal. Wenn wir wollen, was wir sollen und können, was wir wollen, so fühlen wir uns glücklich, — unglücklich, so der eine oder andere dieser Factoren fehlt, entweder weil die Unzulänglichkeit unserer eignen Vernunft uns das Rechte, das ist: das was wir sollen, nicht erkennen und folglich auch nicht wollen läßt, — oder weil die Bedingungen unseres äußeren Lebens derart sind, daß wir unserm rechten Wollen nicht auch zu seinem Rechte verhelfen können. — Doch wie wir auch nach Innen und Außen diese unsere Schicksalserreger prüfen mögen, einen von diesem Verhältnisse unabhängigen und eigenmächtig in die Speichen des Schicksalsrades eingreifenden Gott finden wir nirgends.

Die Welt oder das Gesetz bietet für Willküräußerungen eines Gottes keinen Halt. Nur irdische Potentaten dürfen ungestraft den Luxus von Ausnahme-Gesetzen sich erlauben, ohne daß der Staat darüber zu Grunde geht. In der Natur würde jede leiseste Abweichung von dem Gesetze Gesetzlosigkeit in Allem bedeuten, jede kleinste Störung der Weltordnung das ganze Weltgetriebe vernichten, zertrümmern.

Ein allmächtig, willkürlich und selbstherrlich eingreifender Schicksalslenker hat daher nur Raum in jener kindlich religiösen

Einbildung, welche das Leben zum Marionettenspiel eines stofflosen Geistes auf der einen und einer todten, geistlosen Materie auf der andern Seite macht. Der denkende Mensch aber erfährt an und in sich selbst, daß jedes Ding und jedes seiner kleinsten Atome in einem ganz bestimmten Verhältnisse zu andern Dingen und Atomen steht. An dieses Verhältniß ist unser Dasein gebunden, es ist die zwingende Nothwendigkeit unseres Werdens und Vergehens, weil jede Bewegung unseres Eigenlebens Wirkung und Ursache zugleich eines andern Lebens ist. — Daher eine erste Ursache alles Lebens auch nicht gedacht, ebensowenig von der Religion uns offenbart wie von der Wissenschaft uns erklärt werden kann. Indem die Religion sie in einen von Ewigkeit seienden, nie gewordenen Weltenschöpfer verlegt, schneidet sie die Folge von Ursache und Wirkung in der irdischen realen Welt zwar ab, allein nur um sie in einer transcendanten jenseitigen Welt wieder aufzunehmen. Denn jeder Gott setzt ebenso eine Ursache seines Daseins voraus, jeder Schöpfungsact eine Ueberlegung dieses Gottes, jede Ueberlegung eine ihr von Außen kommende Anregung — und so in's Unendliche, dort wie hier. Das Absolute, Ursachlose entzieht sich unserer Vorstellung und spukt gespenstig nur in den religiösen Einbildungen.

Gott ist der Kosmos, das Weltgetriebe selbst. Und die „Vorsehung", die naturgemäß nicht dem Kosmos, sondern dem selbstthätigen Eigenleben angehört, ist unsere Vorsehung oder Vorsicht, nicht eigenmächtig in das Getriebe des Ganzen zu greifen oder hilflos hineinzugerathen, nicht die Räder, die zur Harmonie treiben, verkehren, verdrehen, selbstsüchtig ausnutzen zu wollen. „Vorsehung" bedeutet sich vorsehen, ist Vorsicht des Einzelnen in seinem Verhältnisse zum Ganzen.

Diese Vorsicht oder Vorsehung aber ist in meiner Erkenntniß, in der Unterscheidung und richtigen Werthschätzung von Recht und Unrecht, Schaden oder Nutzen. Ich selbst bin die über mir waltende „Vorsehung". Doch dieses Ich ist nicht in mir allein, es ist im Eignen und im Nächsten, im Ich und Du. Denn ohne Du gibt es kein Ich, erwacht kein Selbstbewußtsein.

Wenn das Menschenkind nicht unter Menschen, in Gesellschaft von Seinesgleichen aufwächst, so erlangt es niemals ein Wissen von sich selbst, bleibt — und wäre es in Purpur geboren — ein Thier ohne Bewußtsein, ohne Sprache, befangen im Instincte der Selbsterhaltung und brutalen Willkür. Ein Beispiel dieser Art, mit dem badischen Fürstenhause in Verbindung gebracht, erschütterte vor wenigen Decennien erst in dem geheimnißvoll tragischen Schicksale eines Kaspar Hauser die ganze civilisirte Welt.

Und ähnliche Beispiele, wenn auch nicht solch' hohen Ursprungs, sondern im Straßenkoth geboren und vom Elend großgezogen, ließen sich inmitten unserer blühendsten Culturstaaten nachweisen an unzähligen geistig wie körperlich verkümmerten Geschöpfen, die vom Menschen nicht viel mehr haben als die Gestalt, und auch diese meist nur in ihrem dürftigsten, verwahrlosesten Ausdruck. Erst im Verkehr mit Menschen werden wir menschlich. Erst unter dem Einflusse der Gegenseitigkeit erwacht das Selbstbewußtsein und reift die Erkenntniß, die zum Schicksalslenker jedes Einzelnen wird.

Der noch unerfahrene, unwissende Mensch sucht diesen ihm unsichtbaren, weil nur in ihm selbst thätigen Schicksalslenker als etwas außer ihm Seiendes und versetzt ihn allwissend, allkönnend als Gottperson — in Wahrheit nur sein eigenes potenzirtes Menschenbild — in das ihm sichtbare und hoch über seinem Haupte sich wölbende All, den „Himmel". — Solcherweise hat nicht Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen, sondern die Menschen haben den Himmel stets mit Göttern ihrer eigenen Art bevölkert. Jeder Gott entspricht daher, physisch wie moralisch, dem Volke, das ihn anbetet, ja jedem einzelnen Menschen nach dessen Temperament, Geist- und Gemüthsanlage. Der Gott eines Cromwell oder ersten Napoleon wäre sicherlich ein anderer als der unseres friedliebenden Goethe oder Pestalozzi, auch vorausgesetzt, daß sie alle in derselben Kirche und nominell zu demselben Gotte gebetet hätten. Im Innern aber würde bei einem Jeden dieses Gottbild sich anders malen: friedfertig oder kriegerisch, als Gott der Liebe oder der Rache, umgürtet mit dem Schwerte oder den Oelzweig in der Hand.

Schon Xenophanes, der griechische Philosoph um das Jahr 540 v. Chr., spricht sich, den heidnischen Aberglauben bekämpfend, darüber folgendermaßen aus: Die Neger beten zu schwarzen Göttern mit stumpfen Nasen, die Thraker zu Göttern mit blauen Augen und rothen Haaren, und wenn die Löwen Hände hätten, Bilder zu fertigen, so würden sie Göttergestalten formen, wie sie selbst sind. — Der Gott des Elephanten wäre sicherlich nicht ohne Rüssel und lange Eckzähne.

Und zu solchem Gottbilde, ein Bild der eigenen Selbstverherrlichung, Selbstheiligung, beten und rufen die kindlichen Menschen um Wunder der Gnade, Wunder der Kraft, die doch nur in ihnen selbst, in der eigenen Menschenbrust sich vollziehen können.

Der Dichter Neuhaus Novada sagt:

Hinter Wolken nicht und Sternen
Winkt dir das höchste Glück.
Willst du verstehn es lernen,
Schau' in die Brust zurück!

Dort waltet unergründlich,
Was deinen Gott du nennst;
Dort kündet sich dir stündlich,
Was du als gut erkennst.

In ihr wohnt alle Liebe,
Der Schmerz und auch die Lust;
All' deine schönsten Triebe,
Sie ruh'n in deiner Brust.

Was aber ist die Frucht der eingebildeten Macht und Vorsehung eines göttlichen Schicksallenkers? Hat dieser Gott je irgend einem Menschen Hülfe in der Noth gebracht? — Niemals, so lange die Welt steht, und so viele Menschen auch zu ihm gebetet, auf ihn vertraut und gehofft haben. Nur zugeschrieben hat man ihm eine Hülfe, die uns lediglich aus der eigenen Kraft oder aus der hülfreichen Mitwirkung unserer Nebenmenschen kommt. Wo diese beiden Factoren nicht halfen, hat das Vertrauen in die Hülfe Gottes sich stets als ein eitles erwiesen.

Die Domäne Gottes ist lediglich das Chaos, das Unverstandene, und darum ungeordnet, gesetzlos Scheinende, — ebenso in den Wirkungen der Elemente wie in den Handlungen der Menschen. Denn „was wäre der Glaube werth," sagt Luther, „wenn sein Gebiet nicht das Unglaubliche wäre?"

Darum, fährt ein Blitz aus der Wolke und man weiß das Phänomen sich nicht zu erklären, so hat Gott es gethan, seine Hand hat den Blitz geschleudert; doch fällt ein Apfel vom Baum, was an sich ebenso viel oder ebenso wenig wunderbar ist, — so braucht man dafür des Weltenlenkers nicht. Die gewohnte Erscheinung regt die Phantasie nicht auf. Und so ist es immer. Es ist immer das Unerkannte, Geheimnißvolle, darin Gottes Macht sich offenbart.

Daher, so oft etwas Räthselhaftes, gleichsam ein Loch am Himmel unseres Verständnisses, sich aufthut, gleich deckt man das Gott-Bild darüber, — und siehe, das Loch ist zu, das Verständniß murrt nicht mehr! Ja, die Wunderkraft dieses allvermögenden Zauberkünstlers ist so groß, daß der davon geblendete Mensch nicht einmal merkt, wie ungeschickt und oberflächlich meist das Bild gemalt ist, und wie vorsichtig man damit umgehen müsse, damit es nicht alle Lebensfarben einbüße und unter unseren Händen bis zur Unkenntlichkeit verblasse.

Denn dieser persönliche Gott, den wir in unserem eigenen Menschenbilde anbeten, bleibt im Grunde doch ein recht armer, geplagter alter Mann. Obwohl allgegenwärtig (Luther in dem

berühmten Abendmahlstreit gibt zu, daß der Leib Christi, weil allgegenwärtig, auch in Kohl und Suppen sei, obwohl er da nicht „nach sich tappen lasse") — und obwohl allwissend, so daß ohne sein Wissen und Wollen „kein Sperling vom Dache und kein Haar von unserem Haupte fällt", und obwohl allmächtig, so daß ihm „kein Ding unmöglich ist", kann Gott dennoch die Wünsche, Ansprüche, flehentlichsten Bitten der Gläubigen auch mit bestem Willen nicht erhören. Zunächst weil diese Bittsteller meist das Unnatürlichste, Unmöglichste von ihm verlangen; denn eben in dem nicht Bezwingbaren, dem Wunder, das alle Menschen- und Naturschranken bricht und das Gesetz aufhebt, soll Gott seine Gunst und Stärke erweisen.

Und das kann er nicht! Denn so gewiß Vernunft und Nachdenken die Verrücktheit ausschließen, so gewiß schließt die Gesetzlichkeit der Natur jede Willkür und Ungesetzlichkeit aus. Die Wunder erstrecken sich daher stets auch nur so weit, als der Mensch die in ihnen waltenden Naturgesetze nicht kennt, und hören auf, sobald er etwas gegen diese Gesetze verlangt. Daher je unwissender, rückständiger die Völker, um so wundersüchtiger auch sind sie, um so größer ist der Einfluß ihrer Priester.

Ein weiterer Grund, weshalb Gott die Bitten all' seiner Gläubigen nicht erhören kann, liegt darin: daß diese Bitten meist sich untereinander widersprechen, und was dem Einen recht, dem Andern schlecht ist. Dieser will Regen für sein Feld, Jener Sonnenschein für seine Trauben. Zwei feindliche Heere stehen einander gegenüber; beide vertrauen auf denselben Gott und beten und hoffen, daß er ihren Waffen Sieg verleihe. Indem Gott die Einen erhört, muß er nothwendig taub bleiben gegen die Bitten der Andern, ihr Vertrauen, ihre Hoffnung täuschen. Doch was den tiefsten Schatten auf die allmächtige Vorsehung wirft, sie in unlösbaren Zwiespalt nicht nur mit unserer Vernunft, sondern ebenso auch mit den uns theuersten und von einem Gott-Ideale untrennbaren Empfindungen der Liebe, Barmherzigkeit, Menschlichkeit bringt, ist aller Jammer und alles Elend, das ganze Heer der Unthaten, Laster und Verbrechen, die mit und trotz dieser Vorsehung üppig in der Welt wuchern, und denen täglich und allnächtig Tausende Schuldiger wie Unschuldiger zum Opfer fallen. Wenn Alles nach ewigen unwandelbaren Gesetzen sich vollzieht und der kämpfende Mensch ihnen unterliegt, so nimmt er das Geschick, gegen das er ohnmächtig war, hin als seinen eignen Naturantheil, als bedingt und nothwendig im großen Ganzen. Aber wenn über aller Natur, über Gesetz und Nothwendigkeit ein Wille steht, der menschliches

Denken und Empfinden, eine mitfühlende Seele, ein Herz für Glück und Leid, für Liebe, Hingabe und Vertrauen hat, dazu ein allmächtiger Wille ist, der helfen könnte, wenn er nur wollte, so erträgt man schwer solche willkürliche Mißhandlung oder Nichtbeachtung der gerechtesten Bitten, dringendsten Bedürfnisse.

Das Gefühl empört sich und die Vernunft fragt: Warum läßt Gott es zu, daß täglich, stündlich Unzählige verhungern, erfrieren, ertrinken, verbrennen, in Laster und Noth verkommen? Warum läßt er die Unschuld verderben und die Bosheit siegen, wo ein Wink von ihm genügte, all' dem Massenelend ein Ende zu machen? Sie Alle erinnern sich des scheußlichen Kinder- und Jungfrauen-Handels in London, worüber vor etlichen Jahren so entsetzliche, so haarsträubende Berichte veröffentlicht wurden, daß es einem Jeden, der noch etwas wie ein Herz im Leibe hatte, schwer wurde, daran zu glauben. Nun, Gott, dem dies Alles, was wir erst nachträglich durch die Zeitungen erfuhren, längst kein Geheimniß war, der von seinem hohen Throne herab Alles sah und hörte, was hier unten von geilen Wüstlingen an unschuldigen Kindern verübt wurde, der ihre Verstümmlung sah, ihr Wimmern hörte, warum traf seine rächende Hand nicht die Verbrecher, ehe sie ihr bübisches Werk vollbrachten? Warum sandte er den Würgengel der heiligen Schrift, jenen erbarmungslosen Vollstrecker seiner grausamen Vernichtungsdecrete gegen Egypter und Assyrer, nicht auch in diese Lasterhöhlen des modernen Babylon? Und warum uns wundern, wenn von erbarmungslosen Menschen geschieht, was ein allbarmherziger Gott widerspruchslos geschehen läßt? Warum von der unvollkommnen menschlichen Güte oder Gerechtigkeit erwarten, was Tausende vergebens von der göttlichen erflehen?

Der Fromme freilich begegnet allen Einwänden der Vernunft wie des Herzens mit der salbungsvollen Rede: „Wer weiß, wozu es gut ist. Gottes Weisheit ist groß; seine Wege sind unerforschlich!" Und die Kirche tröstet uns im Hinweis auf ein besseres Jenseits, wo Alles ausgeglichen und vergolten werden soll; wo die Hohen erniedrigt, die Niedrigen erhöht und die Böcke von den Schafen gesondert werden; wo Gott das Gute belohnen und alle Unbill, die er auf Erden zugelassen, schrecklich rächen wird.

Wie aber, wo es gar nichts zu rächen und zu strafen gibt? Wo Gott nur zu helfen, die „Seinen" zu retten brauchte? Noch lebt in unserem Gedächtnisse die große gescheiterte Polarexpedition, welche von tausend und abertausend Segenswünschen begleitet vor mehreren Jahren den Hafen von San Francisco verließ, um nie wieder dahin zurückzukehren.

Zehn Männer dieser Expedition landeten an den Mündungen der Lena, um den Tod in seiner grauenvollsten Gestalt dort zu finden. In mäliger Verhungerung unter Schneeblindheit und abfallenden Gliedmaßen starben sie während eines ganzen Monats langsam hin. War nun die wissenschaftliche Erforschung jener Eisregionen, der sie sich gewidmet hatten, ein Verbrechen? Oder fehlte den Unglücklichen der Gottglaube, die Frömmigkeit? O, im Gegentheil! Christi Wort: „Was ihr in meinem Namen bittet, soll euch gewähret sein," ist lebendig in ihnen. Sie beten ohne Unterlaß. Bei nächtlichem Feuer werden Predigten gelesen, das christliche Glaubensbekenntniß erneut, in das wie zum Hohne mit verdoppelter Wuth ein eisiger mitleidloser Sturm heult. Doch sie wanken im Glauben nicht. Die Kraft versagt ihnen; sie können ihre Todten nicht mehr begraben, die Sterbenden nicht weiter schleppen; aber Bibel und Gesangbuch tragen sie bei sich, und schon zu schwach, Gebete zu lallen, von Visionen, Trugbildern naher Hütten erregt und immer wieder enttäuscht, vertrauen sie immer noch auf Den, dem Alles möglich ist und der „die Seinen" erkennt, bis auch die letzte Nahrung: ein Löffel Glycerin, eine Art Leim, verbraucht ist und das durchbrechende Eis ihnen endlich im Tode die gehoffte Erlösung bringt . . . So lauten die Notizen, welche eine nachfolgende Expedition bei den Leichen im Tagebuche des Schifflieutenants vorgefunden hat.

Die „Vorsehung Gottes" also half diesen Frommen so wenig, wie sie den Gottlosen hilft. Nur wer sich selbst vorzusehen vermag, entrinnt der Gefahr. Vor dem Blitze, der in die Kirche einschlägt, schützt auch den Priester nicht Messe, noch Altar; aber ein Blitzableiter auf dem Kirchendache schützt die ganze Gemeinde.

Ja, Selbsthülfe allein ist es, welche hilft. Wo sie nicht zu helfen vermag, erwarten wir Hülfe und Rettung vergebens, denn Selbstthätigkeit ist alles Leben. Was wir im Ringen mit Unwissenheit, fremder Gewalt oder Ohnmacht unserer eignen Natur zu dulden und zu ertragen haben, das ändert kein Bitten und Beten, und der Glaube, der Berge versetzen soll, setzt nichts in Bewegung als Sinn und Athem der Gläubigen.

„Anbete du das Feuer hundert Jahr', —
Dann fall' hinein! Dich frißt's mit Haut und Haar."

Aendert jedoch auch der frömmste Glaube nun und nimmer den naturgesetzlichen Gang des Menschenschicksals, so schadet er doch indirect dadurch, daß unter seinem Einflusse die geistige und moralische Spannkraft des Menschen erschlafft und er laß, untüch-

tig zur Selbsthülfe wird. Denn je stärker der Glaube, um so mehr auch erwartet er, daß Gott Alles thue. Kraft und Geduld, Muth, Ausdauer, Sieg, Schlaf und Verdauung, Verstand und Fleiß, Geld und Gut, Alles was gerade noth thut, soll Gott geben. Aus lauter Frömmigkeit verlangt der Mensch genährt, beschützt, verpflegt und den feisten Mönchen gleich hübsch rund und fett dabei zu werden. Consequent durchgeführt, würde auf diese Weise die ganze Welt ein großes Lazareth, darin Gott Samariterdienste thäte und der Mensch sich auf's Faulbett legte, bittend und bettelnd ohne Unterlaß.

Doch Consequenz ist nicht der Kirche Art, und so läßt sie nur theoretisch Gottes Vorsehung, welche „die Lilien des Feldes kleidet", auch für die Bedürfnisse der Menschen Sorge tragen; praktisch weist sie einen Jeden — oft mit recht derben Worten — auf seine eigne Arbeit an und gibt nur selten dem Armen, der an ihre Thüre pocht, „um Gottes Barmherzigkeit willen" einen Zehrpfennig mit auf den Weg. Und das ist ein Glück für die Menschheit! Denn was würde bei dem ewigen Betteln und Beten schließlich aus der Würde des Menschen werden? Betteln verlumpt und hochgradige Frömmigkeit, wie hoffährtig sie auch Andersgläubigen gegenüber sich geberde, ist eine fortgesetzte Selbsterniedrigung, die zu Heuchelei, Verdummung oder Wahnsinn führt. Aussicht auf Lohn, Furcht vor Strafe sind die unsittlichen Triebfedern all ihrer Handlungen. Jede Tugend, ja die Frömmigkeit selbst wird durch die Frömmigkeit zur Speculation auf höhern Gewinn, Himmelslohn. Die Moral ist da gewissermaßen nur ein Schacher und Handel mit Gott, der auch im Schooße der Kirche stets in schwunghaftester Weise betrieben wurde und wird. Luther's erstes Auftreten war, wie Sie wissen, nur gegen den Unfug des Ablaßhandels gerichtet, der von der römischen Curie ausging, und bekannt ist das Verslein, welches auf dem Opferkasten des herumziehenden Ablaßkrämers Tetzel die Gläubigen einlud, ihrer Sünden los zu werden:

„Wenn der Heller in dem Kasten klingt,
Die Seele aus dem Fegfeuer springt."

Dieser Sünden-Heller hat sich seitdem in den Peters-Pfennig verwandelt. Die Firma ist eine andere; aber das Geschäft ist nicht ehrbarer dadurch geworden.

Darum, meine Freunde, lassen Sie uns ernst in's Gericht gehen mit dem, was wir die „Vorsehung" oder unsere Schicksalsleitung nennen! So lange wir diese außer, über uns suchen, in einem persönlichen und allmächtigen Willen, der durch Bitten

und Opfer bestimmbar, nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach eigenem Belieben und Kraft seiner eignen Machtvollkommenheit Heil und Unheil sendet, reinigen wir die Gesellschaft nicht von ihren tiefsten Schäden. — Denn menschliche Gerechtigkeit wird ein soziales Lebensgesetz erst dann werden, wann göttliche Gnade in dem Bewußtsein Aller zur Lüge geworden ist.

Das Gesetz aber ist in uns, wie wir in ihm sind. Handle danach! Arbeite nach deiner Kraft und dulde nach deiner Schwäche, aber bitte und bete nicht! Bescheide dich: ein Mensch zu sein, ein ringendes, kämpfendes Theilglied des Ganzen, doch werde kein Spielball fremder Willkür! Bleibe in den Grenzen deines Rechts, aber bettle nicht um Gnade, weder im Himmel, noch auf Erden!

Also verstand es wohl auch Altmeister Göthe, mit dessen Worten ich schließe:

„Nur die Lumpe sind bescheiden;
Männer freuen sich der That.
Was wir fehlten, laßt uns leiden.
Doch das Betteln laßt uns meiden!
Hilf dir selbst! ist Mannesrath.
Unser Schicksal ist die That.

Heidnischer und christlicher Aberglaube.

Zu den ältesten heidnischen Culturvölkern zählen bekanntlich die Inder, Perser und Egypter.

Von Parabrahma, dem alten Gotte der Inder, steht geschrieben in dem Gesetzbuche Manu's, dem ältesten indischen Religionsbuche: Er, den nur der Geist erkennt, der den Sinnen sich verschließt, der ewig ist, die Seele aller Wesen und Allen unverständlich, breitete aus seine Herrlichkeit, und er schuf den Himmel, das Wasser und die Erde.

Das Zend-Avesta, das älteste Religionsbuch der Perser, erzählt: Im Anfang war das Licht und das unerschaffene Wort, der Urgrund aller Dinge, die „ewige Ewigkeit". Aus ihr gingen hervor der Götter drei: Ormuzd, Ahriman und Mithra. Ormuzd erschuf die Welt in 6 Tagen: Himmel, Wasser, Erde, Pflanzen, Thiere, zuletzt den Menschen, Mann und Weib. Diese lebten in einem wunderherrlichen Garten voll köstlicher Früchte, bis Ahriman, der Böse, kam und in Gestalt einer Schlange sie verführte, von der Frucht zu essen, die allein von allen Früchten ihnen verboten war. — Als Strafe für diesen Ungehorsam ward der Tod über die Menschen verhängt, und sie bleiben mit der Sünde behaftet, bis Ormuzd den „Erlöser" schickt, der sie auf den Auferstehungstag vorbereitet. An diesem Tage fällt, nach der persischen Sage, ein Stern herab und zerschmettert die Erde, und die Seelen der Todten verbinden sich wieder mit ihren Leibern und Ormuzd wird über sie zu Gericht sitzen und die Guten in's Paradies, die Bösen in die Hölle schicken.

Also im Wesentlichen die jüdisch-christliche Schöpfungsmythe und Phantasie des jüngsten Gerichts.

Und ähnlich sind die Sagen der Inder, Egypter, Babylonier, Assyrer, Phönizier, kurz aller ältesten heidnischen Culturvölker.

Sie alle erzählen uns mit unwesentlichen Abweichungen dieselben Legenden wie das alte Testament. Wir hören von einer sechstägigen Erschaffung der Welt, von einem siebenten Tage der Ruhe, von dem Paradiese, als dem Wohnsitze reiner, begierdeloser Menschen, von der Verführung durch die Schlange und dem ersten Sündenfalle. — Und die meisten knüpfen daran die in dem Christenthum wiederholte Mythe von der Erlösung durch einen menschgewordenen Gott, der Auferstehung der Todten und einem letzten Weltgerichte.

Auch die Griechen haben bekanntlich ihren Garten der Hesperiden mit dem Baume voll goldener Aepfel, den eine Riesenschlange bewacht.

Die Bibel, als das den Juden geoffenbarte Wort Gottes, entbehrt demnach jedes Verdienst der Originalität, und ihr göttlicher Autor selbst wäre im Grunde nichts weiter, als ein gelehrter Orientalist und leidlicher Uebersetzer des Sanskrit.

Ebenso wird in fast allen alten Götterlehren einer großen Sündfluth erwähnt. Nach der indischen Sage war es bei dieser Gelegenheit, daß der Gott Vischnu zum ersten Male auf die Erde herabstieg und in Gestalt eines Riesenfisches dem frommen Könige Satiavrata verkündete, daß in sieben Tagen eine ungeheure Wasserfluth über die Erde kommen und Alles verschlingen werde; nur er solle auf einem Schiffe sich und die Seinen retten und mit sich nehmen Samen von allen Pflanzen und ein Paar von jeder Thiergattung.

Desgleichen berichten die Perser von einer großen Wasserfluth, welche zehn Tage und zehn Nächte dauerte, — und die Griechen zählen deren zwei: die tebanische und die thessalische Fluth.

Auch die Lehre von guten und bösen Geistern finden wir namentlich bei den Persern schon fast ebenso ausgebildet wie bei den Juden und Christen. Ihre devas oder Geister rivalisiren mit den Engelschaaren der Juden und fast auch mit den Teufelslegionen der Christen, obwohl im sechzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung der christliche Dämonologe oder Teufelskundige Wierus ganz ernsthaft ein Teufelsregister aufstellt, das die stattliche Zahl von 6666 Legionen, jede Legion zu 6666 Teufeln, also zusammen etwa 45 Millionen Teufel, ergab — mit 72 Grafen und Herzögen an ihrer Spitze.

Daß noch Luther fest an den leibhaftigen Teufel glaubte, ja einmal in Zorneswallung auf der Wartburg ihm sein Tintenfaß an den Kopf warf, ist bekannt, und die Teufelsbeschwörungen und sogenannten „Gottesurtheile" reichen als ein ächtes Zerrbild religiösen Wahnsinns bis weit in die Neuzeit herein.

Im Jahre 1659 wurden in dem Erzbisthum Trier allein 6500 Menschen jeden Alters und Geschlechts der Hexerei oder des Teufelsbündnisses beschuldigt und auf diese Beschuldigung hin verbrannt, und in der Schweiz, und zwar in dem protestantischen Canton Glarus, fand noch im Jahre 1782 auf Grund derselben Anklage eine der letzten Hexenverbrennungen statt.

Der heilige Clemens und heilige Thomas von Aquino schreiben alle schreckhaften meteorologischen Erscheinungen, wie Donner, Blitz, Sturm, den bösen Geistern zu. Daher auch heute noch in vielen Gegenden das Läuten der Glocken beim Ausbruch eines Gewitters.

Beelzebub ist zweifelsohne eine hebräische Ableitung von Baal-Zebub, dem Fliegengotte oder bösen Geiste der Babylonier; Aschmodai der persischen Mythologie entlehnt und eine Zusammenziehung von Aeshmo-Daevor, dem Dämon der Perser.

Auch die Hölle mit ihren ungeheuerlichen Qualen finden wir in verschiedenen ältesten Mythologien. Das christliche Dogma hat sie den Indern, Persern und Egyptern nachgebildet. Ebenso alt ist die Vorstellung, daß durch Gebet und Opfer die Seelen der Verstorbenen erlöst werden könnten. Bei den Egyptern wurde das Todtenbuch, eine Sammlung von Gebeten in 165 Kapiteln, jeder Leiche mitgegeben.

Nur dem alten jüdischen Ritus war der über das Grab hinausreichende Todtencultus fremd. Das Christenthum hat ihn dem Heidenthum entnommen. Ebenso die göttliche Dreizahl (trimurti) und die daran sich reihende Menschwerdung Gottes, was beides dem Mose'schen Eingott-Glauben so vollständig entgegen ist, daß wohl darin eine Hauptursache liegt, weshalb die Christlehre, obwohl aus Judäa stammend, in dem Judenthum nie recht Wurzel fassen konnte, sondern der Jude stets des Christen, der Christ des Juden erbittertster Glaubensfeind war und blieb.

Der alte jüdische Jehovah war eben ein ächtes Urbild orientalischer Despoten und konnte deshalb auch, seinem ganzen Wesen nach, zu keiner Herrschaftstheilung mit dem Sohne sich entschließen während in dem mehr demokratischen Heidenthum die ganze Jesu-Gottfabel schon vorgebildet lag. Wir wissen, daß in der griechischen und römischen Mythologie Schwängerungen irdischer Jungfrauen durch Zeus, den Olympier, etwas ganz Alltägliches waren. Dementsprechend nahm denn auch die in Rom allmälig sich herausbildende Christlegende immer mehr heidnische Elemente in sich auf, bis sie schließlich in ihren Grundzügen fast nur eine Wiederholung schon vorhandener indisch-egyptisch-persischer und griechisch-römischer Mythen wurde.

In dem Bramaismus, der alten indischen Religion, finden

wir so viele Anklänge, ja oft geradezu wörtliche Stellen der Christlegende, daß wir den Bramaismus unbedingt für eine Nachbildung des Christenthums halten würden, wenn wir nicht wüßten, daß er der weitaus ältere der beiden Culten ist, folglich nur ein umgekehrtes Verhältniß stattfinden kann.

Die Dreieinigkeit, das Oum der Inder, theilt oder verkörpert sich in: Brama, der Schöpfer, Wischnu, der Erhalter, und Siva, der Zerstörer. Und wie in der Christlegende so ist es auch nach der Dreieinigkeitslehre der Inder die zweite Person in der Gottheit, Vischnu, welcher zu wiederholtenmalen auf die Erde kommt, um die gestörte Ordnung wieder herzustellen. — Bemerkenswerth ist, daß die Inder ihn dabei, im Sinne unserer modernen Entwicklungslehre, die Wandlung von niedern zu höhern Thierarten, Fisch, Schildkröte, Tiger, bis zum Menschen durchmachen lassen. — Seine letzte Menschwerdung, die er unter dem Namen Chrisna oder Chrischnu vollzog, wird seit drei Jahrtausenden und heute noch von den Hindus, namentlich von den Hirten auf dem Felde gefeiert.

Auch in dem reformirten Bramaismus, dem Buddhaismus, finden wir die Christlegende in ihren Hauptzügen enthalten. Ihr Held ist da Buddha selbst, um das Jahr 600 v. Chr., zwar nicht direct göttlicher Abstammung, aber aus königlichem Geblüt, von einer Jungfrau geboren, in der Wüste durch Gebet und Fasten sich geläutert, dann lehrend und predigend umhergezogen, durch seine Feinde verlästert, hingerichtet, von den Todten auferstanden und gen Himmel gefahren. Ganz wie in der christlichen Legende.

Ebenso finden wir die schönsten Züge der christlichen Moral bereits in dem Buddhaismus vor.

Buddha lehrte Gleichheit aller Menschen vor Gott und Gleichberechtigung auch auf Erden, Sittenstrenge und unbegrenzte Mildthätigkeit.

Aehnlich ist die Legende von der Menschwerdung Gottes bei den alten Persern. Mithra, der Sonnengott und Sohn des Schöpfergottes Ormuzd, wandelt da in Menschengestalt auf Erden, leidet und stirbt für die sündige Menschheit, und der Priester ruft den um seinen Tod Wehklagenden zu: „Fasset Muth, euer Gott ist erstanden, und sein Leiden wird euch zum Heile gereichen."

Auch lassen die persische und christliche Legende Mithra und Christus an demselben Tage, dem 25. December, geboren werden, jenen in einer Grotte, diesen in einem Stalle. Und nach der christlichen Legende sind es bekanntlich Magier, die drei Könige aus dem Morgenlande, Priester und Sternkundige, welche zuerst

den Gott in der Krippe anbeten, und ein Stern ist's, der ihnen den Weg dahin zeigt.

Ueberhaupt finden sich in dem christlichen Cultus der Anklänge an den alten Sonnendienst der Perser so viele, daß schon der Kirchenvater Tertullian es begreiflich, wenn auch höchst bedauernswerth findet, daß die Orientalen in dem Christenthum nur eine persische Secte sähen.

Auch verehrten die Perser und Inder bereits Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung das Kreuz als religiöses Sinnbild, und das Lamm, den Alten heilig, als Frühlingszeichen unter den Sternbildern des Thierkreises, war auch die ursprüngliche Verbildlichung des christlichen Gottes am Kreuze. — Erst die Synode von Constantinopel, im Jahre 680, beschloß, daß es der Mensch am Kreuze sein solle und nicht das Lamm; wie denn überhaupt die ganze Vergöttlichung Christi erst aus dem Jahre 325 stammt, wo das ökumenische Concil von Nycäa zum erstenmal die Einheit des Gottsohnes mit dem Gottvater als Dogma verkündete. Später erst wurde noch der heilige Geist als dritte Person in die Gottheit aufgenommen.

Wie Menschwerdung, Tod und Auferstehung eines Gottes in fast allen heidnischen Religionen, namentlich in allen Sonnenculten vorkommen, so haben sie sich allmälig auch zur christlichen Mythe mit allen den heidnischen Culten anhaftenden Bräuchen herausgebildet.

So ist die von christlichen Kirchenvätern auf Ostern verlegte Sitte der Eierbeschenkung schon persisch-indischen Ursprungs, Sinnbild des großen Welteies, das einst in zwei Hälften, Himmel und Erde, sich schied. — Auch war es bei den römischen Saturnalien, zur Zeit des kürzesten Tages, wie bei unserm Weihnachtsfeste Brauch Lichter anzuzünden, als Sinnbild der beginnenden Wiedererneuerung des Sonnenlichtes.

Desgleichen stimmt die Zeit der christlichen Feste mit der der heidnischen Festlichkeiten genau überein. — Der Winter mit seiner Erstarrung, den kurzen Tagen und langen Nächten, erschien allen Naturvölkern als ein großes Uebel, von dem der Frühling Erlösung brachte. — Der erlösende Gott ist das Kind der Wintersonnenwende, des 21. December, geboren noch an dunkler Stätte, zur Zeit da das Licht zu wachsen beginnt. —

Das Frühlingsäquinoctium, der 21. März, bedeutet den Sieg des Sonnengottes über den Winter, das Weltübel, und die lärmendsten Feste werden da gefeiert, die größten Dankopfer dem siegreichen Gotte gebracht. — Wie Christus um diese Zeit an's Kreuz geschlagen wurde, so wurde der griechische Atys an einen

Baum gebunden, an dem ein Lamm liegt, als Sinnbild der Erlösung von den Uebeln des Winters. — Auch die alten Germanen feierten um diese Zeit ihr großes Fest der wiedererwachenden Natur, ihr Julfest, und Ostern, das christliche Lenz- und Auferstehungsfest, bedeutet ebenso den Triumph des Lebens über Tod und Grabesnacht. Und so unzählige Analogien, von deren heidnischer Abstammung unsere frommen Christen meist gar keine Ahnung mehr haben. So hatten schon die alten Perser eine Art Kindtaufe ähnlich der christlichen, und bei den Mexicanern fand man zur Zeit der Entdeckung Amerika's religiöse Ceremonien und Einrichtungen, die so sehr an die christlichen erinnerten, (z. B. eine Art Abendmahl. Verspeisen des Gott-Fleisches) daß die nach Mexico kommenden christlichen Priester es für Blendwerk der Hölle hielten. —

Auch ist in der mexicanischen Schöpfungsmythe wie in der jüdischen das erste Weib stets mit einer Schlange abgebildet und in der altgermanischen Mythologie herrschte wie in der christlichen, die göttliche Dreizahl vor: Hesus, Bel-Heel und Teutates, gleichbedeutend mit Macht, Weisheit und Güte, und entsprechend dem skandinavischen Odin, Thor und Freyr.

Auch die der christlichen Religion zu Grunde liegende Verachtung des irdischen Daseins im Hinblick auf die im Jenseits zu erwartende ewige Glückseligkeit oder endlose Verdammniß finden wir schon bei den Indern. Ihre asketischen Bräuche der Selbstpeinigung und Entsagung alles dessen, was den Menschen menschlich und das Leben lebenswerth macht, fanden in den christlichen Anachoreten und Flagellanten des Mittelalters ihre wahnwitzigen Nachahmer.

Gleich dem indischen Fakir schleppten auch diese von christlichem Bußeifer Besessenen mühsam unter der Last enormer Kreuze oder Ketten sich hin, geißelten unbarmherzig den Rücken sich blutig, warfen alle Kleider von sich und zogen, wie die „grasenden Mönche" in Mesopotanien, nackt mit den Thierheerden auf die Weide, wo sie mit wilden Bestien das Lager theilten und überhaupt möglichst in Allem dem Thiere sich gleichstellten.

Der heilige Simeon, der dreißig Jahre auf einer Art Säule zubrachte und dafür heilig gesprochen wurde, war nur eine Nacheiferung des indischen Fakirthums, dem das Vernunftwidrigste stets als höchste Weisheit galt.

Der persische Mithradienst forderte achtzig Tage grausamster körperlicher Züchtigung, verbunden mit Wasser- und Feuerproben, ähnlich denjenigen, welche man bei den entsetzlichen Hexenprocessen der vorigen Jahrhunderte als sogenannte „Gottesurtheile" in Anwendung brachte.

Auch erhielten sich gerade die Nächte, welche den alten heidnischen Bachusfesten, unsern nachmaligen christlichen Feiertagen, Weihnachten, Ostern, Johanni, vorhergehen, als dem Hexen-Unwesen besonders günstige in dem Volksglauben. Am tollsten treiben es bekanntlich wie die himmlischen so auch die christlichen Geister in der Johannisnacht.

Man sammelt den Thau, um alle möglichen Leiden zu curiren, in Rußland auch das Moos auf den Dächern als Schutzmittel gegen böse Anwandlungen. Giftige Pflanzen verlieren in der Johannisnacht ihre schädlichen Eigenschaften, andere verleihen dem glücklichen Finder Tugend, Weisheit oder Erfüllung all' seiner Wünsche; noch andere machen unsichtbar oder öffnen alle Schlösser, selbst das Höllenthor, ein Aberglaube, der namentlich in Rußland stark verbreitet ist. Doch alle diese Wunderblumen blühen nur einen Augenblick um Mitternacht und werden vom Teufel selbst gehütet, so daß man, um jene zu brechen, erst diesen besiegen muß.

Auch die Zauber- oder Wünschelruthe stammt aus den ältesten Mythologien. Sie blieb als Scepter das Zeichen der Herrscherwürde. Der indische Königsname Dandadhara bedeutet Stockträger.

Ebenso sind die bis in unsere Zeit hereinreichenden abergläubischen Vorstellungen, die sich an eine ganze Reihe von Thieren knüpfen, altheidnischen Ursprungs.

Der Hund spielte schon von Alters her eine wichtige Rolle in der Magie oder Zauberkunst und noch heute gilt das Heulen eines Hundes in dem Hause, worin ein Kranker liegt, als Todesbotschaft. — Dieselbe abergläubige Furcht beherrschte und beherrscht in vielen Gegenden die Gemüther, wenn ein schwarzer Kater auf das Bett eines Kranken springt, und setzt er sich gar auf dessen Grab, so galt dies von je als sicheres Zeichen, daß die Seele des Verstorbenen in die Hölle gefahren sei. Die Unterbrechung eines Gebetes durch Katzengeschrei bedeutet heute noch den Schiffern auf Sizilien Sturm und Unwetter. — Tod verkündend erschien schon den Alten der eintönige Schrei des Käuzchens, glückbringend das Nisten der Schwalben unter dem Dachgiebel des Hauses.

Dieselben Wahnvorstellungen guter und schlimmer Vorbedeutung knüpfen sich von Alters her an Lamm und Schwein. — Das Schwein galt nicht nur den Juden, sondern schon den alten Egyptern für ein unreines, von bösen Geistern besessenes Thier, und eines der vielen Wunder der Christlegende ist bekanntlich das Austreiben einer Legion Teufel, die auf Jesus Befehl aus den Leibern der davon besessenen Menschen in eine gerade vorüberziehende

Schweinheerde fahren. — Daß das Lamm, als Sternbild des Frühlings, schon von den alten Persern heilig gehalten wurde, habe ich bereits erwähnt; — noch den heutigen Christen ist das Begegnen der Schafe ein gutes, das der Schweine ein böses Omen.

Der Hahnenschrei vertreibt ebenso die christlichen Gespenster, wie er einst die heidnischen vertrieben hat, und auch Erinnerungen dieser alten Berg-, Luft- und Wassergeister, der Haden, Elfen, Alraunen u. s. w. haben sich erhalten in dem Klabber der Engländer, dem Kobold oder Wau-wau der Deutschen, dem Puck der Dänen, dem Duende der Spanier und vielen Andern.

Sonnenfinsternisse, Kometen und Erdbeben waren den alten Griechen schon ebenso wie den modernen Christen untrügliche Anzeichen eines völkervernichtenden Krieges, und auch in Griechenland glaubte man an die Zauberkraft gewisser Weiber, den Lauf der Sonne zu hemmen, Stürme zu erregen und Menschen und Vieh zu verhexen; — nur daß jene Heiden, humaner als die spätern Christen, Niemanden dieses Verdachtes wegen verbrannten.

Der rechten oder linken Seite wurde schon bei den meisten alten Völkern eine abergläubige Bedeutung beigelegt, und wie sehr diese, dem Einzelnen oft unbewußt, sich bis in die Neuzeit vererbt hat, äußert sich am deutlichsten in der Erziehung der Kinder. Statt diese von klein auf zu gewöhnen, möglichst beide Hände in Allem zu üben, damit bei irgend einem Unglücksfalle, der die rechte Hand trifft, die linke immer noch geschickt und erwerbsfähig bleibe, wird im Gegentheil das Kind geflissentlich, ja oft gewaltsam und unter Androhung von Strafen davon abgehalten, die linke Hand ebenso wie die rechte bei der Arbeit, beim Essen oder sonstigen Verrichtungen zu gebrauchen. Ja, wie oft hört man aus dem Munde der Eltern, wenn Kinder unbewußt die linke Hand zum Gruße reichen: „Nicht diese Hand, das schöne Händchen mußt du geben!" Gewiß ohne je sich zu fragen, warum die rechte Hand denn schöner, anständiger, werthvoller sei, als die linke? und ohne zu wissen, daß sie mit solch' sinnlosen Ermahnungen im Grunde nur einen althergebrachten religiösen Aberglauben unterstützen.

Ebenso wurde von je dem Niesen die wichtigste Bedeutung beigelegt. — In Griechenland konnte das zufällige Niesen eines Soldaten zur Linken des Feldherrn das ganze Heer mit Bestürzung erfüllen, und umgekehrt war man wohl auch von dem bevorstehenden Siege überzeugt, wenn Jemand vor der Schlacht zur Rechten des Feldherrn nieste. — Xenophon scheint einem solchen Umstande seine Ernennung zum Feldherrn verdankt zu

haben. — Der griechische Zuruf beim Riesen: Ζευ σῶσον (Zeus hilf!) hat sich bis heute in unserem „Hilf Gott!" erhalten.

Ebenso spielen bestimmte Zahlen eine große Rolle in allen Mythologien. — So außer der göttlichen Dreizahl namentlich die Sieben, Dreizehn und Zwölf.

Schon Ormuzd, der persische Schöpfergott, erschuf die Welt in sechs Tagen und bestimmte den siebenten Tag der Ruhe. — Sieben waren der Kreise oder Geisterhemisphären der Egypter, durch welche sie ihre Wanderung nach dem Tode anzutreten hatten; sieben sind die Erzdevas oder Geister der Inder, die Amchaspands der Perser, die Hauptengel der Chaldäer; sieben waren die Sephirots der jüdischen Kabala und sieben sind die Erzengel, welche, nach dem heiligen Johannes, den Thron des Allmächtigen umstehen. — Das Buch mit sieben Siegeln, wovon Johannes in seiner Apokalypsis spricht, und womit nach den Theologen nichts Anderes als die heilige Schrift gemeint sein könne, erinnert vielmehr an den Stern der Weisheit der Egypter, von sieben Sternen umschlossen.

Die Zahl Dreizehn war ebenso schon den alten Egyptern wie heute noch den Christen Tod und Verderben bringend, Zwölf dagegen fast allen Völkern eine günstige Zahl: die zwölf Sternbilder des Thierkreises, die Eintheilung der Tages-, Nacht- und Jahreszeit in je zwölf Stunden, zwölf Monate, die zwölf Apostel, zwölf Söhne Jakobs, zwölf Wüstenquellen, zwölf Steine des Jordan und vieles Andere.

Auch der Würgengel der heiligen Schrift, dieser erbarmungslose Sendbote des rächenden Gottes Jehovah und Vollstrecker seiner grausamen Befehle, er, der die heidnischen Egypter schlug und auf dem Schlachtfelde von Sanacherib 185,000 Assyrer tödtete, der Jerusalem zerstörte und die Pest über Israel brachte, hat seine an Unmenschlichkeit und Mordgier mit ihm rivalisirenden Vorgänger in fast allen heidnischen Götterlehren.

Doch was das Christenthum außer der göttlichen Dreizahl mit der den Sohn gebärenden Erdmutter und dem nie fehlenden Widersacher, dem Teufel, sammt entsprechendem Dienstpersonal an Engeln und Unterteufeln zumeist mit dem Heidenthume gemein hat, ist die Legion untergeordneter Gottheiten oder vergöttlichter Menschen (dei minorum gentium) und der hieran sich reihende Bilderdienst.

Dahin gehören die Heiligen und Märtyrer in allen katholischen Ländern; — in den protestantischen ist statt dessen der Teufels- und Gespensterglaube stärker.

Der katholischen Heiligen aber gibt es, wie wir wissen, eine Unzahl, in höherem Ansehen stehend, als s. Z. die heidnischen

Untergötter, mit denen man unter Umständen nicht viel Federlesens machte, während Schutz und Fürbitte eines Heiligen dem katholischen Christen meist werthvoller erscheint, als das unmittelbare Eingreifen seines Gottes selbst.

Ja, der alte Gottvater ist in solchen ächtkatholischen Ländern fast abgethan, und auch dem Sohne erweist man verhältnißmäßig wenig Ehre. Die „Mutter Gottes" dagegen genießt das ausschließliche Vertrauen, und als ihre Sachwalter werden die Heiligen in jedem einzelnen Nothfalle angerufen. Für jedes Uebel, jede Noth, jeden Wunsch ist ein anderer Himmelsadvocat zur Stelle. Der Eine hilft gegen Halsweh, der Andere bringt Kindersegen in's Haus. Dieser schafft Regen, Jener Sonnenschein. Ja, selbst die Diebe haben ihren besonderen Schutzheiligen.

Und es sind nicht etwa die Heiligen selbst, gottbegnadete selige Geister, welche angebetet werden und die von ihnen erflehten Wunder bewirken, sondern deren Bildnisse oder Symbole.

Die ursprüngliche Bedeutung des Bildes als sinnliche Darstellung übersinnlicher Geistideale hat sich in dem Bewußtsein der Menge verwischt und aus dem Bilde ist auf dem Irrwege der Phantasie das Wesen selbst geworden. — Die Copie hat das Original verdrängt und aus dem christlichen Dogma hat sich so allmälig ein Götzendienst herausgebildet, wie ihn vielgestaltiger und wundersüchtiger keine heidnische Mythologie aufzuweisen hat.

Ich habe lange unter dem spanischen Volke, dem katholischen Volke par excellence, gelebt und dadurch Gelegenheit gehabt, des Absurden nach dieser Richtung hin so viel zu sehen, daß es auch einen halbwegs vernünftigen Menschen ad absurdum führen könnte.

Der Madonnencultus in Spanien beschränkt sich nicht darauf, die eine Gottmutter als heilige Jungfrau Maria in tausendfältiger Abbildung anzubeten, sondern jede ihr zugeschriebene Eigenschaft, wie ihre Reinheit, Jungfräulichkeit, Gnade, und ebenso jeder bedeutsame Moment ihrer Lebenslegende, wie ihre Empfängniß, Flucht, Himmelfahrt, ihre Angst und ihre Schmerzen, sind zu besonderen Gottheiten geworden, die unabhängig von anderen Eigenschaften und Erlebnissen für sich dargestellt und angebetet werden. Da ist die heilige Angst, die heilige Empfängniß, Himmelfahrt, Reinigung, Unschuld und unzählige andere, die alle ihren Ursprung in der heiligen Maria haben, aber dieser entwachsen und zu besonderen Heiligen geworden sind, als welche sie den weitaus größten Beitrag liefern zu sämmtlichen weiblichen Eigennamen in Spanien. Der Name Maria ist selten; aber an einer Angst (Angustias), Empfängniß (Concepcion), Himmelfahrt (Asuncion), fehlt es fast in keiner Familie.

Da auf diese Weise aus der ursprünglich einen und gleichen „Mutter Gottes" hunderterlei verschiedene Persönlichkeiten geworden sind, so entsteht daraus eine wahrhaft babel'sche Begriffsverwirrung, die ebenso auch auf alle übrigen Heiligen sich ausdehnt. Indem deren zahllose Bildnisse, Statuen und sonstige Symbole ebenso viele Anbetungsobjecte oder Götzen darstellen, die je nach Wahl oder Zufall hier die Sympathien, dort die Antipathien des Gläubigen sich erwerben, so geschieht es nicht selten, daß derselbe Gott oder Heilige in einem Bilde Gegenstand inbrünstiger Verehrung, in einem andern Gegenstand feindseligster Angriffe ist.

In Antequera, einer der bedeutenderen Städte Andalusiens, z. B. werden zwei Christusbilder verehrt, das eine in dem oberen, das andere in dem unteren Stadttheil, und der Streit darüber, welches von beiden Bildern nun der wahre Christus sei, wird mit solchem Fanatismus geführt, daß die ganze Stadt darob sich in zwei feindliche Parteien scheidet: die vom „oberen" und die vom „unteren" Christus. Die gegenseitige Erbitterung ist derart, daß kein rechtes Mädchen von „Oben" einen Burschen von „Unten" heirathen mag und umgekehrt. — Processionen zu Ehren des einen oder anderen Christus nehmen meist ein blutiges Ende, weil jede Partei das Bild der anderen dabei verhöhnt, beschimpft oder wohl auch mit Steinen und Koth bewirft.

Solcher Beispiele könnte ich unzählige anführen.

Ich selbst bin häufig darüber belehrt worden, wie diese oder jene Holzfigur die einzig wahre Madonna sei und alle andern Madonnen ringsumher nichts taugten, ganz machtlose, nichtsnutzige Dinger wären, unfähig, das kleinste Wunder zu wirken. — Stets mußte ich dabei des alten Horaz gedenken, wie er einen hölzernen Götzen von sich sagen läßt: „Ehemals war ich Stamm eines Feigenbaumes, gewiß ein ganz unnützes Holz; auch war der Handwerker in Zweifel, ob er eine Bank oder einen Gott aus mir zimmern solle; doch schließlich entschied er sich für den Gott, — und so stehe ich nun hier in eine Gottheit verwandelt, und ihr kommt zu mir und betet mich an."

Der Luxus, womit in größeren spanischen Städten solche Bilder ausgestattet werden, geht in's Maßlose. — Auch haben sie, namentlich wenn es weibliche Pagoden sind, nicht selten einen eigenen Hofstaat von Damen und Herren aus den aristokratischsten Familien, jene um sie bei festlichen Gelegenheiten an- und auszukleiden, diese um sie in feierlichem Umzuge durch die Straßen der Stadt zu tragen.

Doch nicht immer ist es Anbetung, Verehrung, die man diesen Bildern zollt. Von kindlicher Naivität sind die Drohungen, womit

man wohl auch hie und da einen Heiligen einzuschüchtern sucht, wenn er den ihm vorgetragenen Bitten sich nicht willfährig erweist.

Bei Malaga ist ein kleines Fischerdorf, das fast nur vom Sardinenfang lebt. Wenn nun in schlechten Jahren es vorkommt, daß anhaltender Sturm und ungünstige Strömungen die Fische nach anderen Buchten treiben, so wird der Schutzheilige des Orts, nachdem er vergebens in Procession herumspaziert und mit Gebet und Opfer um seine Gunst geworben wurde, aus der Kirche an das Ufer geschleift und dort sein Kopf in die salzige Meeresfluth getaucht, unter Androhung, daß man ihn ersäufen und den Fischen als Fraß vorwerfen werde, wenn er nicht sofort Sardinen zur Stelle schaffe. — Auch bei den Römern wurde das Bild des Waldgottes Pan gepeitscht, wenn dieser den Jagdlustigen nicht genug Wild zuführte.

So erinnern gleichfalls an die cynischsten Bräuche des Heidenthums gewisse Wallfahrten in Spanien, daran Tausende jeden Alters und Geschlechtes sich betheiligen, und deren Vorrecht oder eigentlich frommes Verdienst darin besteht, aller Zucht und Sitte ledig sich den tollsten Ausschweifungen zu überlassen.

Jede Unfläthereі ist bei solchen Wallfahrten nicht nur erlaubt, sondern geradezu verdienstlich; je mehr des Skandals, um so rühmlicher für die Wallfahrer; denn Alles geschieht ja zur Ehre des Heiligen. Die Sünde ist ein Act der Buße, die der Tugendhafte sich auferlegt. Je größer aber die Buße, um so größer auch das Wunder, das der Heilige an dem Büßer und mit Vorliebe namentlich an jungen Büßerinnen wirkt, die bis dahin unfruchtbar geblieben waren und nicht selten von solchen Wallfahrten mit dem ersehnten Kindersegen heimkehren.

Man wird dabei unwillkürlich an Papst Gregor VII. erinnert, der in frommer Extase zu dem Ausrufe sich hinreißen ließ: „O heilige, gebenedeite Sünde, die du uns Jesum Christum geschenkt hast!"

Bei den geschilderten Wallfahrten macht sich zweifelsohne dasselbe Princip geltend, welches in alter Zeit dem berüchtigten Dienste der Mylitta und Astarte zu Grunde gelegen haben mag, und das noch im Jahre 1589 christlicher Zeitrechnung die Processionen nackter Menschen, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, ganze Tage und Nächte lang in der Pfarrei St. Nicolas zu Paris veranlaßte.

Jedenfalls wird, wer je solchen und ähnlichen religiösen Festlichkeiten beigewohnt hat, gern zugestehen, daß man es dabei mit einem ebenso ausgebildeten, wie absurden Götzendienste zu thun hat.

Auch ist es das Bild und nur das Bild, welches die bei solchen Gelegenheiten erflehten Wunder bewirkt: indem es z. B. aus gemalten Wunden Blut schwitzt oder wie die hölzerne Schutzpatronin eines kleinen spanischen Seebades nach stürmischen Nächten mit Seetang an dem Kleide und Dünensand auf den Füßen über dem Altare prangt, als sichtbares Zeichen ihrer nächtlichen Meerfahrt, die sie zum Schutze der draußen gefährdeten Schiffer unternommen hat. Daß dies dann jedesmal dem klugen Priester, der über dem Mysterium wacht, eine reiche Ernte an Opfergaben von den glücklich Heimgekehrten einträgt, bedarf kaum der Erwähnung. Wollte man aber trotz all dieser sehr plumpen und handgreiflichen Bildwunder den Einwand gelten lassen, daß der Christ in dem Bilde nicht eigentlich das Bild anbete, sondern den Geist, der in dem Bilde wirkt, so würde dennoch auch dieses Zugeständniß die Verwandtschaft mit dem Heidenthum nicht aufheben. Auch der Indianer, wenn er bei Sturm und Unwetter die Luft, das Meer, Blitz und Donner anruft, auf daß sie ihm keinen Schaden thun, meint damit nicht eigentlich die Luft, das Meer, Donner und Blitz, sondern den Mannitto (Geist), der ihnen innewohnt.

„Du betest einen Gott an, der am Kreuze gestorben ist," entgegnete ein Yuca dem Missionär, der ihn zum Christenthum bekehren wollte; „ich aber bete die Sonne an, die nie stirbt."

Ob der Jude den unter Donner und Blitz sich verkündenden Jehovah oder der Egypter den Stier Apis anbetet; ob der katschinische Tartar, von dem Glanz der Sonne geblendet, täglich zu ihr fleht: „Schlag mich nicht todt!" oder der Christ das supernaturalistische Abstractum seiner Dreieinigkeitsmythe sich in einen sinnlich üppigen Bilderdienst umsetzt, ist im Grunde ziemlich gleichgültig. Da wie dort sind die Götter nur Schöpfungen unserer eignen Phantasie, Ausfluß nationaler Verhältnisse oder persönlicher Leidenschaften. Denn jeder Gott ist ein Reflex des Herzens, das ihn anbetet, und darum hat nicht nur jedes Volk, sondern jeder einzelne Mensch seine besondere Gottheit, so verschieden von dem Gotte seines Nachbarn, wie dessen Neigungen, Wünsche, Ideale verschieden von den seinen sind. Der Gott des Mahomed war unzweifelhaft ein andrer als der des Buddha oder Platon; aber auch der Gott des seiner fanatischen Grausamkeit wegen berüchtigten christlichen Großinquisitors Torquemada war ein anderer als der des ebenso christlichen, aber menschenfreundlichen Pestalozzi, der des kriegerischen Napoleon ein anderer als der unseres friedliebenden Goethe. Die Neger beten zu schwarzen Göttern und glauben — nicht ohne Grund — an weiße Teufel.

Auch der spiritualistische Rationalismus, der den persönlichen Gott zwar leugnet, an seine Stelle jedoch einen unpersönlichen Allgeist setzt, eine bewußt und absichtlich wirkende Naturkraft, an die Materie gebunden, aber in ihr selbstthätig, bleibt damit noch tief im Wunderglauben stecken. Er ersetzt nur das grobe, augenfällige durch ein feineres, verschämteres Wunder; aber Wunder bleibt es dennoch. Denn zum Wunderglauben führt Alles, was der mechanisch wirkenden Materie Vernunft, Absicht, Wille, der mit Nothwendigkeit so und nicht anders gewordenen und werdenden Schöpfung einen vorbedachten. Ziel und Zweck bewußten Schöpfungsplan unterbreitet. Das kleinste Wunder jedoch — wenn ein solches möglich wäre —, ein einziges Geistlein nur im Geisterkasten der Spiritisten, eine einzige Wahrsagerin, die keine Betrügerin wäre, würde die ganze Ordnung des Weltalls verrücken, Willkür und Gesetzlosigkeit in Allem bedeuten.

Auch gibt es leider viele Menschen, die bei sonst freier und logischer Denkweise von gewissen thörichten abergläubischen Vorstellungen sich nicht loslösen können und an den wundersüchtigsten Ammenmährchen ihrer Kindheit zeitlebens kranken, — Menschen, die sich zwar vom Dogma losgelöst haben, vielleicht sogar aus der Kirche ausgetreten sind und an keinen persönlichen Gott und an keine Christlegende mehr glauben, aber — sich Träume deuten oder Karten schlagen lassen, den bösen Blick fürchten, am Freitag, weil ein Unglückstag, nicht auf Reisen gehen, noch Geschäfte abschließen, auch nicht zu Dreizehn an einen Tisch sitzen, dreimal ausspuken, ehe sie — unberufen, unberufen, unberufen! — etwas Gutes berichten, Jesus und Maria anrufen, wenn Einer niest, erschrecken, wenn Schweine über den Weg laufen, oder ein Glas zerbricht, oder Salz verschüttet, oder ein Regenschirm im Zimmer aufgespannt wird, sich freuen, wenn ihnen Schafe begegnen, keinem Freunde eine Nadel leihen, weil es die Freundschaft versticht, in der Spinne am Abend eine gute Vorbedeutung sehen und gruseln, so ein Hund heult oder ein unschuldiges Käuzlein in der Nähe ihres Hauses schreit.

Alle diese und andere abergläubige Vorstellungen jedoch, denen auch sonst freidenkende Menschen nicht selten sehr zugänglich sich erweisen, sind religiösen Ursprungs, und die meisten von ihnen haben aus dem Heidenthum sich in das Christenthum vererbt.

Darum noch einmal das ganze Gebiet des Aberglaubens zusammenfassend, schließe ich mit den Worten eines heidnischen und eines christlichen Philosophen.

Lucrez, der alte Heide sagt:

„Jeder religiöse Glaube ist ein von der Erde zum Himmel ragendes Riesengespenst, dessen Antlitz grauenvoll aus der Höhe herab droht, während sein schwerer Tritt den Menschengeist schmählich zu Boden drückt."

Und Ludwig Feuerbach, der christliche Philosoph unserer Tage, schließt sein Werk über das Wesen der Religion mit den Worten: „Seligkeit und Gottheit ist Eins. So weit das Verlangen nach Glückseligkeit geht, so weit — nicht weiter — geht auch die Vorstellung der Gottheit. Wer keine übernatürlichen Wünsche mehr hat, der braucht auch keine übernatürlichen Wesen mehr."

Thor! wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um!
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen?
Was er erkennt, läßt sich ergreifen.
Er wandle so den Erdentag entlang;
Wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang;
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück, —
Er! unbefriedigt jeden Augenblick.

Das Verhältniß des Freidenkerthums zur socialen Frage.

Mit Begeisterung einer großen, weltbewegenden Idee sich hingeben, ihr die eigenen kleinen Tagesinteressen opfern, heißt in unserer realen Zeit „überspannt sein", eitlen Träumereien nachjagen und den sicheren Boden unter den Füßen verlieren. Etwas für den eigenen Leib, ein Stück Brod, einen neuen Rock, ein Amt oder Patent aus dieser Idee schlagen, heißt praktisch sein, klug handeln. Ja, praktisch, nur praktisch! ist das allgemeine Losungswort und der vollgiltige Maaßstab menschlicher Werthschätzung. — Dessen Anwendung auf nur persönliche Interessen und selbstsüchtige Zwecke aber ist eine irrige, weil jedes eigene Interesse, bewußt oder unbewußt, mit den Interessen Anderer verknüpft ist und darum wahrhaft praktisch, das ist von dauerndem Werth und Nutzen auch für den Einzelnen nur das sein kann, was dem Ganzen frommt.

Hingabe an das Wohl und Wehe der Andern bedeutet darum keineswegs Verleugnung seiner selbst. die es überhaupt nicht giebt, weil Jeder, auch der Beste, der Märtyrer seiner Ueberzeugung, damit nur dem eigenen inneren Drange *seines* Wesens genügt, und von dieser Naturnothwendigkeit, seinem Fatum, getrieben, einfach das thut, was er nicht lassen kann. — Leben im Ganzen zeugt nur für ein richtiges Verständniß der eigenen Wohlfahrt als untrennbar von dem Gemeinwohle.

Unser Jahrhundert, das diesem Verständnisse sich verschließt und jenen *falschen* Egoismus groß zieht, welcher seine Selbstbefriedigung ohne Rücksicht, ja auf Kosten Anderer sucht und so die Harmonie des Ganzen stört, zu der nothwendig früher oder später alle geschädigten Theile zurückstreben, ist daher kein praktisches, sondern nur ein vorwiegend realistisches. — Diesen Stempel des Realen — als traurigen Gegensatz zum Idealen — aber erhält

es nicht, wie von lichtscheuer Seite vielfach behauptet wird, durch die realen Wissenschaften und industriellen Fortschritte unserer Zeit, durch Handel, Wandel und Völkerverkehr; sondern es sind die aus diesem culturellen Enwicklungsprocesse der ganzen Menschheit, dessen Resultate Gemeingut Aller sein sollten, hervorgegangenen Sonderinteressen, welche in gehässigem Kampfe um das Mein und Dein fortwährend alle niedrigsten Leidenschaften zu Lug, Betrug, Uebervortheilung und Ausbeute des Menschen durch den Menschen aufstacheln und allenthalben soviel realen Staub aufwirbeln, daß die Zeit, in der wir leben, mit Recht um ihres in schlimmster Bedeutung realistischen Grundzuges willen geschmäht wird.

Der harte Wettkampf ist es um das Geld, das todte Metall, — jenes goldene Kalb der Mose'schen Sage, welches wie damals von den Juden in der Wüste, so auch heute wieder von dem jüdischen und christlichen Schachergeiste unserer Tage an Stelle der verlorenen Geistideale gesetzt und von allen Confessionen unterschiedlos als alleiniger und wahrhaftiger Gott angebetet wird — der Streit um den allmächtigen Dollar ist es, der mit eherner Faust alle weichen, edlen Regungen des Herzens, alle poetischen Flüge des Geistes zermalmt.

Die Adelsfeudalität des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, welcher die große französische Revolution ein Ende machte, ist zur Geldfeudalität des neunzehnten Jahrhunderts geworden. Was damals die mächtigen Adelsgeschlechter waren, gestützt auf ihre Stammbäume, Wappen und Privilegien, das sind heute die großen Capitalisten, deren Stammbäume rauchende Schornsteine, deren Wappen Monopole, Wechsel, Coupons und Staatspapiere, deren Privilegien alle Vorzüge und Lebensgenüsse sind, welche das Geld allein vermittelt, und die darum dem Unbemittelten ewig unerreichbar bleiben.

Allerdings haben diese modernen Feudalherren nicht mehr wie ihre mittelalterlichen Vorgänger das Recht, ihre Untergebenen zum Spaß mit einer Meute Hunde hetzen oder wohl auch aufknüpfen zu lassen, denn aus dem Leibeigenen früherer Tage, der nichts, nicht einmal den eigenen Leib, nicht Weib und Kind sein eigen nannte, ist ein freier Bürger geworden, der nicht mehr im Frohn seines Brodherrn arbeitet, sondern Diesem und Jenem freiwillig, auf Grund gegenseitigen Uebereinkommens, seine Arbeitskraft leiht. Er kann gesetzlich nicht mehr zur Arbeit gezwungen und weniger noch als sogenannte „lebende Münze", worunter man im Mittelalter die Leibeigenen und jede Art Hausthiere verstand, gegen seinen Willen verkauft oder einem anderen Herrn überantwortet

werden. Auch ist an seinen Weibern und Töchtern das jus primae noctis (das Recht der ersten Nacht) rechtskräftig von seinen Herren nicht mehr in Anwendung zu bringen.

Aus der ehemaligen Leibeigenschaft hat das heutige Proletariat sich entwickelt, und der Proletarier mit Allem, was er ist und hat, gehört Niemand zu eigen. Er ist vor dem Gesetze ein „freier" Mann und gleichberechtigt mit seinem Brodherrn.

Doch was ist in Wirklichkeit diese Freiheit des Armen? Diese Gleichberechtigung dessen, der immer arbeitet und trotzdem häufig darbt, mit dem, der immer genießt, häufig genug ohne zu arbeiten? Ja, ist der Proletarier unserer großen Städte nicht auch heute noch fast ebenso abhängig von dem guten Willen seines Brodherrn wie es der Leibeigene von der Willkür des seinigen war? Und ist die Prostitution seines Weibes, seiner Töchter nicht auch heute noch häufig genug der Preis, um den man sein tägliches Brod ihm sichert? Wir leben in den meisten Staaten unter einer sogenannt freien Constitution in monarchischer oder republicanischer Fassung. Für den Glücklichsatten ein befriedigendes, ja erhebendes Bewußtsein! Doch es genügt dem Armen nicht, der ohne Brod, ohne Beschäftigung, ohne Credit, vom Gläubiger und Executor bedrängt, vor allen Dingen essen, seine erfrorenen Glieder wärmen und irgend einen Winkel der Erde sein eigen nennen möchte. Man frage ihn doch, ob er nicht lieber wie der Wilde irgendwo sein Zelt aufschlagen und von Jagd und Fischerei leben würde, denn als „freier Bürger" eines constitutionellen Staates obdachlos zu verhungern?

Daß solche Hungernden, Obdachlosen eine warme Suppe, ein schützendes Dach meist allen constitutionellen Freiheiten vorziehen würden, kommt jedoch nicht daher, weil das Volk, in rohem Materialismus versumpft, für die feineren Lebensgenüsse und höheren geistigen und sittlichen Ziele der Menschheit überhaupt unempfänglich wäre, wie dies mit vornehmer Geringschätzung von jenen satten Moralisten behauptet wird, die selbst über der Pflege des eigenen Leibes nie Zeit oder Geld für andere bessere Dinge übrig haben. Sie lesen zwischen Frühstück und Mittagsmahl von der Hungersnoth in China oder Indien, und es regt sie auf wie jeder andere Sensationsroman; aber von der Hungersnoth, die sich im eigenen Vaterlande, ja oft dicht neben ihren eigenen behäbigen Wohnungen abspielt, wissen sie nichts. Sie stricken oder lassen um möglichst geringen Arbeitslohn Strümpfe stricken für irgend ein Missionshaus in Inner-Afrika; aber um die Noth und das Elend, das tagtäglich in abgezehrten, zerlumpten Männern, hohläugigen verkümmerten Weibern und siechen, verkrüppelten Kindern unter ihren Augen wandelt, kümmern sie sich nicht.

Mit souveräner Verachtung schauen sie von ihrem sicheren Besitze herab auf diese enterbten Parias unserer Civilisation und sie haben Recht, wenn sie einen großen Theil des Volkes der Rohheit und Unbildung, der geistigen und moralischen Verkommenheit zeihen. Nur nicht in dem Sinne, wie sie es thun; nicht als ob diese Unglücklichen die Vorzüge einer bessern Erziehung und höherer Lebensgenüsse gar nicht zu würdigen wüßten, keinerlei Verlangen darnach trügen, als ob sie, von der Natur gewissermaßen zu Lastthieren prädestinirt, schon mit dem Sattel auf dem Rücken und den Schwielen in der Haut zur Welt gekommen wären.

Die Natur, wie wir wissen, kennt derartige Prädestinationen nicht; erst der Unterschied der Lebensweise macht den Unterschied der Geschöpfe. Die Noth, wie sie den Körper krümmt, so verkümmert sie auch die Seele, ertödtet jeden Gedanken, lähmt jedes Streben, das über die Befriedigung der nächsten Bedürfnisse hinausgeht. Man muß satt sein, nicht frieren, seine müden Glieder irgendwo ausruhen können, mit einem Worte man muß erst lebensfähig sein, ehe man lebenstüchtig werden kann.

Fortgesetztes Elend führt nothwendig zu Verzweiflung, Wahnsinn, Verbrechen und Selbstmord. Die Bedürfnisse unserer sinnlichen Natur lassen durch Uebung und Geisteswille sich auf ein Minimum beschränken; dieses Minimum aber verlangt auch bei dem idealsten Menschen seine volle reale Befriedigung. Der leere Magen weist ebenso wie der übersättigte das Ideal von sich; hier erstickt es in Ueppigkeit, dort wird es vom Elend aufgezehrt.

Der vorwiegend realistische Zug unserer Zeit liegt also nicht in der Wissenschaft und nicht in der Industrie; die mehr und mehr sich zuspitzenden grassen Gegensätze von Ueberfluß und Entbehrung allein sind Schuld ebenso an der viel beschrieenen Rohheit und Brutalität der Massen wie an der wenn auch mehr vertuschten, doch darum nicht ehrbareren Schlechtigkeit der höhern Stände. Raub, Mord, Prostitution, Trunksucht sind Folgen des Elends, wie Fälschung, Betrug, Lüge, Grausamkeit und raffinirte Ausbeute des Menschen durch den Menschen sich als Wahrzeichen des Ueberflusses erweisen.

Ja, in dem Chaos widernatürlicher Zustände, darin die Civilisation mehr und mehr sich verwirrt, wo das Wohlleben des Einen auf dem Ruin des Andern sich aufbaut, ist der Einzelne ob seiner selbstsüchtigen, oft geradezu grausamen oder betrügerischen Handlungsweise kaum mehr zur Rechenschaft zu ziehen. Die ganze sociale Organisation drängt ihn dazu, der gierige erbarmungslose Ausbeuter seiner Nebenmenschen zu werden, wenn

er nicht selbst in Noth und Elend gerathen will. — Denn, wie das Leben des Armen ein ewiger Kampf ist um das dürftige Heute, so ist das Leben des kleinen Capitalisten eine beständige Sorge, Angst und Pein um das von unzähligen Gefahren bedrohte Morgen. — Eine neue Erfindung, ein besseres Verfahren, eine vollkommenere Maschine, ein unerwarteter Rival ruiniren sein Geschäft; er erliegt der Last von Patenten, Steuern, Zinsen; die Zollfrage wird ihm zur Lebensfrage; vor Allem aber der Großhandel, die hohe Industrie, die Börse, Ueberproduction und Absatzmangel, Alles drängt ihn zu ängstlicher Hast, so schnell wie möglich sein Schäfchen in's Trockne zu bringen. — Er muß, will er nicht selbst zum armen Manne werden, mit der Armuth speculiren, die Arbeitszeit ausdehnen, den Arbeitslohn reduciren, und wo diese Mittel nicht ausreichen, die Rohmaterialien fälschen oder zu betrügerischem Bankrott seine Zuflucht nehmen. — Und dies Alles, nicht weil er von Natur unmenschlich, schlecht ist, sondern weil die widernatürliche Gesellschaftsordnung, in der er lebt, ihm zu seiner Selbsterhaltung diese verbrecherischen Mittel gewissermaßen aufnöthigt. — Die Centralisation des Geldes in einigen wenigen Händen macht Alle zu Sklaven des Erwerbs, die außerhalb dieses begrenzten Rahmens stehen. — Die Berufung auf die freie Concurrenz oder das einem Jeden zustehende Recht, sich ein Vermögen zu erwerben, ist nichtig, so lange dem Erwerbs*rechte* nicht auch die Erwerbs*mittel* zur Seite stehen.

Denn ein Recht, dem ich nicht zu seinem Rechte verhelfen kann, ist werthlos, weil unerfüllbar. — So sehen wir nicht nur den armen Mann, sondern auch vermögliche Leute, die sogenannten kleinen Capitalisten, Fabrikanten und Geschäftsleute, täglich mehr unter der Wucht des Großcapitals zu Grunde gehen, und die zahllosen Actiengesellschaften, die wie Pilze aus der Erde schießen und im Kleinen annähernd das verwirklichen, was der Socialismus im Großen anstrebt: Kräfte und Capitalien zu gemeinsamem Interesse verbündet, — sie beweisen am schlagendsten wie nicht nur beim Proletariate, sondern auch bei einer großen Mehrheit des Kleinbürgerthums der „Kampf um's Dasein" zu socialistischen Hülfsmitteln gegen das Monopol des Großcapitals drängt.

So schließt die materielle Ungleichheit der Menschen in ihrer beständigen bewußten und unbewußten Sucht nach Ausgleichung nothwendig alle Laster, Leiden und Verbrechen der Gesellschaft in sich ein. Alle philantropischen Suppenanstalten, Armen-, Kranken- und Findelhäuser, womit die sogenannte Mildthätigkeit der Reichen sich ewige Denkmale zu errichten meint, ändern daran nichts.

Sie legen nur Zeugniß ab für die Masse des Elends, das darin seine Zuflucht sucht, und das nicht wäre ohne den Ueberfluß, der ihm solche Asyle errichtet. — Die Tugend der Mildthätigkeit wird überhaupt in einem freien, auf allgemeiner und einheitlicher Rechtsgrundlage gefestigten Gesellschaftsleben nur noch eine sehr beschränkte Rolle spielen und sich auf die einfachsten menschlichen Hilfeleistungen bei Kindern, Greisen und Kranken beschränken; denn wo Jeder sein Recht und Keiner ein Vorrecht vor dem Andern voraus hat, fällt jeder Gnadenact von selbst weg, weil Gnade und Gerechtigkeit sich gegenseitig ausschließen, wie das in dem Princip der Gnade wurzelnde Christenthum durch Jahrhunderte barbarischster Willkür und Gewaltthätigkeiten jeder Art sattsam bewiesen hat. Der Gnade, ebenso des Gottes- wie des Menschengnadenthums, ist man denn auch nachgerade sehr überdrüssig geworden; man dankt für die gnädigen Almosen und verlangt sein gutes Recht.

Wie nun dieses Recht für Alle zu erlangen sei, ohne die dadurch nothwendig zu schädigenden Sonderinteressen Einzelner zum blutigen Kampfe um das Mein und Dein herauszufordern, das ist das große Problem, dessen Lösung als die wahrhaft praktische Aufgabe unseres Jahrhunderts bezeichnet werden muß. Sie wird auch von Allen als solche empfunden, doch von Wenigen nur richtig verstanden, obgleich sie als einheitlicher Zeitgeist in tausendfältigen Menschheitsstimmen zu allen Völkern der Erde spricht und so gewaltig an alten stolzen Bauten rüttelt, daß diese in ihren Grundfesten wanken, und deren Bewohner plötzlich erschreckt auffahren und verstört und rathlos sich gegenseitig fragen, ob es denn möglich sei, daß auch über sie, die Glücklichen, die Privilegirten, Tage der Angst und Noth kommen könnten?

Das rothe Gespenst der großen französischen Revolution des achtzehnten Jahrhunderts tritt wieder vor die erschreckten Gemüther, doch leider nur als Schreckgespenst, nicht als ein weiser Fingerzeig, wie man es jetzt anders und besser zu machen habe.

Vielleicht hätte man auch damals die Schrecken der Revolution verhindern können, wenn Ludwig XVI. auf den Rath seines weisen und edeln Ministers Turgot gehört hätte und statt Kanonen aufzupflanzen den gerechten Forderungen seines Volkes nachgekommen wäre, die Presse frei gegeben, Adel und Geistlichkeit besteuert, alle Bürger vor dem Gesetze gleich gestellt und Jedem das Recht der Arbeit garantirt hätte. — Aus einem Haufen Hungernder, Unzufriedener wollte Turgot auf diese Weise ohne Blutvergießen seinem Könige eine blühende und dankbare Nation schaffen. — Ob es ihm gelungen wäre? — Der Versuch wurde

nicht gemacht. — Die Adels-Aristokratie der damaligen Zeit konnte ebensowenig wie die Geld-Aristokratie unserer Tage zu Zugeständnissen sich verstehen, denen sie hätte einen Theil ihrer Besitzthümer, ihrer Macht und ihres Ansehens opfern müssen. — Sie versuchte es, mit Gewalt und Intrigue, mit offenen und heimlichen Waffen den erwachenden Zeitgeist zu bannen, und das kreisende Rad der Zeit rollte unbarmherzig über ihre blutenden Häupter hinweg.

Denn die vorwärts treibende Strömung einer Zeit läßt sich nicht rückwärts stauen und die Entwicklung der Menschheit geht ihren unaufhaltsamen Gang. Still und friedlich arbeitet sie in dem Hirne des einsamen Denkers und bahnt im Sturme über Ruinen sich ihren Weg. Doch nie, so lange wir Kunde haben von den wechselnden Weltgeschicken und in kommenden und gehenden Geschlechtern dem Wandel alles Bestehenden folgen können, ist es geschehen, daß eine Idee durch brutale Gewalt vernichtet, ausgelöscht worden wäre. Sie mag. im Kampfe mit andern bessern Ideen sich klären oder wird, wenn sie kein Recht hat zu sein, in ihnen untergehen; allein weder Kerkermauern, noch Galgen, noch Scheiterhaufen haben Gewalt über sie. — Wie immer die Flammen der Inquisition gegen alle freien Denker gewüthet haben, der Wind hat deren Asche zerstreut, aber ihre unsterblichen Gedanken haben der Zerstörungswuth des Fanatismus getrotzt und sind hohnlachend über ihre Henker hinweg in das Bewußtsein der Menschen gedrungen. — Ein glorreicher Protest des Geistes gegen alle politischen wie hierarchischen Gewaltmaßregeln!

Die ganze Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts aber dreht sich um den socialen Menschen, wie die des achtzehnten sich um den politischen gedreht hat, und wie das achtzehnte Jahrhundert abschloß mit der großen politischen That der Emancipation des freien Bürgerthums von der Adelsfeudalität, so drängt der Schluß des neunzehnten zu der Constituirung menschlicher Rechte, zu der Emancipation der Arbeit von dem Feudalismus des Capitals. Das achtzehnte Jahrhundert, um zehn Decennien hinter uns zurück, den blutigen Fehden und dem finstern Wahne des Mittelalters und allen Rohheiten und Brutalitäten der Leibeigenschaft noch so viel näher, wußte seine Aufgabe nicht anders zu lösen, als durch jene große blutige Revolution, die unterschiedlos Schuldige wie Unschuldige, wer immer störend ihr in den Weg trat, hinwegmähte, und mit deren Schrecken man noch lange nachher alle Freiheitsträume der Jugend einschüchterte. Seitdem ist der Geist der Aufklärung, der Geist der Humanität mehr und mehr in die Völker gedrungen und hat sich namentlich gerade

der unteren Volksschichten bemächtigt, wie z. B. der laute und energische Protest der Proletarier aller Länder gegen die immer noch von Zeit zu Zeit in Scene gesetzten blutigen Völkerkriege beweist. — Auch empfehlen die Statuten des internationalen Arbeitercongresses zu London im September 1864 allen Mitgliedern Wahrheit, Recht und Sittlichkeit als die Grundlagen ihrer Handlungsweise untereinander und gegen alle ihre Mitmenschen an — ohne Unterschied der Farbe, der socialen Lebensstellung und des politischen oder religiösen Bekenntnisses. Sie sehen, diese Statuten der gefürchteten Internationalen stimmen schlecht zu dem wüsten Geschrei unserer servilen Reptilienpresse, welche sich darin gefällt, nicht nur Socialismus und Anarchismus, — diese beiden grundverschiednen Zeitströmungen (indem der Socialismus Alles durch den Staat, der Anarchismus Alles ohne und gegen den Staat zu erreichen hofft) fortwährend zu verquicken, sondern auch in boshaftester Weise jenen, den Socialismus, mit jeder communistischen Theilungsutopie, diesen, den Anarchismus, mit jedem verbrecherischen Bombenwurfe in Verbindung zu bringen und dadurch auch in sonst klar denkenden Köpfen eine wahrhaft Babel'sche Begriffsverwirrung anzurichten.

Solchem Lügengewebe, das Bosheit und Niedertracht im Dienste der Reaction und gegen die Freiheit ersonnen, energisch entgegenzuwirken durch Aufklärung im Geiste der Humanität, der Wahrheit und Gerechtigkeit, ist darum heute mehr denn je die Mission der Freidenkervereine, — in Amerika durch die Turnvereine ihrer großen Mehrzahl nach vertreten. — Und wenn sie diese ihre Mission richtig erfassen, so stehen sie damit mitten in dem großen Culturkampfe unserer Zeit und jedes ihrer Geschosse trifft, unabsichtlich oder zielbewußt, die sociale Frage und hilft den gordischen Knoten lösen, darin heute die rathlos ächzende, stöhnende Menschheit sich verfangen hat.

Denn können die Freidenkervereine auch nicht direct mit der wirthschaftlichen Einrichtung des künftigen socialen Haushalts sich befassen, — weil Social-Oekonomie als Specialität nun einmal nicht ihres Amtes ist, — so sind sie als Bannerträger des freien Gedankens, des wissenschaftlichen und culturellen Fortschritts im Allgemeinen doch vor Allen dazu berufen, im Geiste einer neuen Zeit auch neue gerechtere Zustände menschlichen Zusammenlebens anbahnen zu helfen.

Jede Abschließung der Freidenkervereine gegen die brennendsten Culturfragen der Zeit ist daher eine Verleugnung ihrer eigenen Interessen wie Pflichten. Denn religiöse Aufklärung hat nur dann praktischen Werth, wenn sie aus blöden, knechtseligen Himmels-

candidaten freie, frohe, selbstbewußte Erdenbürger macht. Man heilt die Menschen von ihrer krankhaften Himmelssucht am besten dadurch, daß man ihnen gesunde, menschenwürdige Existenzbedingungen auf Erden schafft.

Wahrheit ist dem ächten Freidenker daher nur die Bahn, die zur Gerechtigkeit führt, die sittliche Kraft seiner sittlichen That.

Die Religion als das Princip der Lüge erscheint ihm darum nothwendig auch als eines der Grundübel aller Uebel, die Hexenküche, in der seit Jahrtausenden von heidnischen Baalsdienern, jüdischen Propheten und christlichen Pfaffen alle politische Knechtung und alles sociale Elend der Völker zusammengebraut wird. Doch dieses Uebel mit der Wurzel auszureißen, ist ihm nur Ausgangspunkt, die politische und sociale Erlösung der Menschheit sein Ziel. — Je näher wir diesem Ziele rücken, und je heimischer wir uns dadurch auf Erden fühlen, um so weiter auch entfernen wir uns von dem Himmel.

Den Reichen und Mächtigen erschien daher von je irdischer Genuß beherzigenswerther als himmlischer Lohn; denn selbst in den fanatischsten Zeiten des Mittelalters war kaum hie und da einer der Gläubigsten unter den Gläubigen, der zu Gunsten der Armen und Nothleidenden der Schätze sich entledigt hätte, die nach Jesu Ausspruch doch die Himmelspforte ihm verschließen. — Ja, die Kirche selbst hieß zur Zeit ihrer größten Machtentfaltung auch den Straßenräuber willkommen, der einen Theil seines „Diebssegens", wie sie es nannte, ihr zuwendete. — Aber die Armen und Unglücklichen, die Rechtlosen und Enterbten, die auf Erden nichts zu hoffen und nichts zu gewinnen haben, sie wurden und werden heute noch auf den Himmel vertröstet, wo die Hohen erniedrigt und die Niedrigen erhöht werden sollen.

Und wahrlich, die hohen Herren wissen sehr genau, warum sie dies thun. — Ist es doch sehr viel leichter, bequemer und billiger, den Hungernden mit einer Oblate abspeisen, als an die eigene wohlbestellte Tafel ihn zu Gaste zu laden! viel einfacher den Obdachlosen mit einem Stuhle im Himmel zu vertrösten, als ihm einen Platz am eignen Heerde einzuräumen! Auch trägt es sicherlich nicht wenig zu der so bedauerlichen Indolenz der Massen den großen Zeitfragen und ihrer eignen Schicksalsgestaltung gegenüber bei, daß immer noch so Wenige nur sind, welche diese falschen Wechsel der Kirche auf ein glückseliges Jenseits zurückweisen als leere Scheine, die weder dort noch hier je eingelöst werden, und am wenigsten wohl von denen, die sie ausstellten, von den Pfaffen selbst. Ich wenigstens bin noch keinem begegnet, der für eine Taufe, Trauung oder Leichenrede es sich

an einem solch' himmlischen Bankscheine statt irdischer Sporteln hätte genügen lassen. — Die von ihnen Bethörten jedoch, umgaukelt von der trügerischen fata morgana eines jenseitigen Wunderlandes, thun nichts, um aus den traurigen Existenzbedingungen sich zu retten, darin sie diesseits elend in Hunger und Kummer verkommen.

Ja, es ist nie genug zu betonen und wird selbst von radicalsten Volksführern lange nicht genug gewürdigt, welch' verhängnißvollen Bann die Kirche immer noch mit ihren Vorspiegelungen eines ausgleichenden Jenseits auf den wahren socialen Ausgleich im Diesseits legt. Absolutismus und Hierarchie verstehen dies besser. Sie wissen, daß sie in solchen religiösen Wahnvorstellungen ihre mächtigste Stütze haben, das Volk zu knebeln, es in Gehorsam, Abhängigkeit und — Elend zu erhalten. Hoffnung auf den Himmel, Furcht vor der Hölle waren denn auch von je die bequemen Ammenmärchen, womit man alle Freiheitsgelüste der Völker eingeschläfert hat.

Und warum sollte man auch nicht? Was ist der allmächtige Gottherr im Himmel anderes als die Centralisirung und Potenzirung all der Herren von Gottes- und des Mammon-Gnaden auf Erden? Und warum nicht in Ehrfurcht vor diesen ersterben, so wir vor Jenem die Knie beugen? Gibt es etwas Widersinnigeres als im Namen eines gnädigen Gottes das Gottesgnadenthum zu bekämpfen, oder gegen die Mächtigen und Privilegirten dieser Erde von einem Allmächtigen in Wolkenkukuksheim Hülfe zu erwarten? Nein! damit Tausende und Abertausende von den Launen und Machtgelüsten einiger Potentaten sich gängeln, in einen wahnwitzigen Völkerkrieg jagen, ihrer Rede- und Preßfreiheit berauben lassen, oder heimathlos hungern und darben, auf einer Erde, die Raum und Brod für Alle hat: dazu eben bedarf es einer Religion, welche den Schwerpunkt der Sittlichkeit nicht in das Recht, sondern in die Gnade verlegt, und die nicht auf Vernunft, Recht, Ueberzeugung, sondern auf Offenbarung, Wunder und Sacramente sich stützt. Zur Knechtung und Ausbeute von Millionen bedarf es einer Religion, welche auf den Sünder jenen Fluch Jehovah's schleudert: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen, Verworfener!" — und damit die Arbeit, diese sittliche Grundlage der Gesellschaft, zum Kainszeichen des Sündenfalls stempelt, den Müssiggang zum Vorrechte der Auserwählten, der von Gott Begnadeten macht. — Nach einer solchen Religion: Nieder in den Staub mit euch Arbeitern! Ihr seid die mit dem Sündenfluche Beladenen. Bettler und Faullenzer sind die Auserwählten des Herrn.

Ja, nicht die Erbsünde, sondern die Arbeitsschändung ist unser Sündenerbe, und kein gekreuzigter Gott, sondern die Rehabilitirung der Arbeit, ihre Emancipation von dem sie entwürdigenden Zeichen der Knechtschaft, wird der Welt die gehoffte Erlösung bringen!

Mit Recht sagt darum Diderot, das Haupt der Encyclopädisten des vorigen Jahrhunderts, einer der edelsten und humansten Männer seiner Zeit: „Unglaube ist der erste Schritt zur Lebensweisheit.“ Denn alle Lebensweisheit führt nothwendig zur socialen Gerechtigkeit, zum praktischen Ausgleiche von Rechten und Pflichten; weil die Erkenntniß, daß es außerhalb der Grenzen unseres irdischen Daseins keine Lebenserfüllung für uns gibt, uns unweigerlich darauf hinweist, sie da zu suchen, wo allein sie zu finden ist: inmitte der Menschengemeinschaft, der wir angehören, — und zwar durch Einbürgerung der einen und gleichen Gerechtigkeit für Alle, die innerhalb dieser Gemeinschaft leben und wirken. Damit aber stehen wir auch mitten in der socialen Frage unserer Zeit, die ihre Lösung finden wird in dem Maße, als Alle unterschiedlos sich von der Nichtigkeit eines jenseitigen Ausgleichs für alle diesseits verübten und erduldeten Leiden und Ungerechtigkeiten überzeugen. — Die Einsicht, daß kein Odem Gottes uns beseelt, sondern der Magen die große Lebenswerkstatt ist, von wo aus das Gehirn gespeist, die Kraft der Arbeit wie des Genusses in uns erregt wird, zerstört am gründlichsten die von den Reichen und Satten ersonnene Fabel: daß der am glücklichsten zu preisen sei, der die wenigsten Bedürfnisse habe, und womöglich auch an der dürftigsten Befriedigung dieser wenigen Bedürfnisse es sich genügen lasse. — Denn ein Blick nur in den rastlosen Wandel des Stoffes und dessen realistische wie ethische Bedeutung führt zu ganz anderen Resultaten als jenen verlogenen und erheuchelten von den Vorzügen der Entbehrung und Entsagung. — An der Hand der Naturwissenschaften lernen wir: daß nicht der am glücklichsten zu preisen ist, welcher die wenigsten Bedürfnisse hat, sondern der, welcher gesunde normale Bedürfnisse am ausreichendsten zu befriedigen vermag. — Die Naturwissenschaften werden darum auch nicht grundlos von allen reactionär-conservativen Parteien so sehr gefürchtet. Sie haben eine eminent revolutionäre Tendenz, und in ihnen spiegelt sich am treuesten der die Welt erschütternde Zeitgeist, der gleicherweise reagirt gegen die zunehmende stoffliche Verarmung des Menschenleibs hinieden, wie gegen die falschen Vertröstungen auf eine stoff- und leibliche Glückseligkeit im Jenseits. —

An den Resultaten der Naturwissenschaften sind darum Frei-

denkerthum und Socialismus auch gleicherweise interessirt. Jenes erörtert auf Grund derselben, was zu einem menschenwürdigen Dasein noth thut; dieser: wie der gesellschaftliche Haushalt einzurichten sei, damit ein Jeder die zu einem menschenwürdigen Dasein nöthigen Existenzbedingungen sich beschaffen könne. Eines ist zur Organisation des Ganzen so wichtig wie das Andere. —

Denn Wissen allein ist Macht, und die „Magenfrage", deren Bedeutung heute nicht nur von den Arbeitern, sondern auch von den Arbeitgebern nicht nur in radicalen, sondern auch in reactionären Kreisen anerkannt wird, findet keine Lösung, ehe es nicht hell auch in den Köpfen geworden ist, weil nicht Haß, noch Liebe, sondern Erkenntniß, Einsicht in den wahren Schaden und wahren Nutzen der socialen Lebensbedingungen die socialen Wirren löst.

So lange die Volksschullehrer nicht vollkommen frei und unabhängig von prominenten Einflüssen ihres Amtes walten; so lange die Wissenschaft ein Monopol der Hochschulen bleibt oder in Bibliotheken vermodert, während an jeder Straßenecke Kirchen und sonstige Verdummungsanstalten für das Volk sich erheben; so lange die Arbeiter, diese mächtigsten Stützen und Erhalter der Gesellschaft, in Noth verkommen, während stehende und schleichende Heere von Beamten, Soldaten, Pfaffen Millionen verschlingen; so lange die kleinen Diebe an's Kreuz geschlagen und die großen mit Ehrenkreuzen behängt werden; so lange noch Unzählige Hungernder, Obdachloser umherirren, während ebenso unzählige Acker Landes der Urbarmachung harren und inzwischen als Banknoten in die Taschen der Millionäre und Landspeculanten fließen, kann auch der dickleibigste Strafcodex die Menschen weder innerlich bessern, noch äußerlich vor gegenseitiger Schädigung schützen. Die sociale Frage darf folglich nicht als bloße Magenfrage behandelt werden. Sie hängt mit allen Culturfragen unserer Zeit zusammen. Die wirthschaftliche Einseitigkeit würde den Fortschritt der Menschheit so wenig fördern, wie die politische, und selbst durch Verschmelzung der politischen und socialen Ziele würde das Endziel nicht erreicht, ohne gründliche Aufräumung auch auf religiösem Gebiete. — Denn überall geht — und ging zu allen Zeiten — sociales Elend und politische Knechtung Hand in Hand mit religiöser Verdummung, und klagt der Arbeiter mit Recht über Ausbeute durch den Capitalisten, so wird — und wurde er von je — viel schlimmer noch durch den Pfaffen ausgebeutet. Jener gibt ihm wenigstens Brot, wenn oft auch ein recht hartes und spärliches, dieser aber speist ihn mit Oblaten ab und nimmt ihm dafür, unter allerlei trügerischen Vorwänden, den sauer erarbeiteten Lohn aus der Tasche.

Und ebensowenig wie die sociale Frage eine bloße Magenfrage ist, erfüllt das Freidenkerthum seine Mission, wenn es in vornehmer Einseitigkeit seine Aufmerksamkeit nur den Functionen des Gehirns zuwendet, nicht beachtend, daß zugleich mit dem Magen auch das Gehirn zu functioniren aufhört. Das Freidenkerthum, indem es, eingedenk seiner allgemein menschheitlichen Mission, sich über dem stets gehässigen und einseitigen Partei*treiben* zu halten sucht, darf daher nicht ebenso auch über den Parteien stehen, sondern soll im Gegentheil sie alle mit der einzig ausgleichenden und überzeugenden Macht der Wahrheit zu durchdringen suchen und so, das *ganze* Leben zusammenfassend, auf dem Wege fortschreitender Erkenntniß den Arbeiter zur Besonnenheit, den Arbeitgeber zur Gerechtigkeit führen.

Nur so wäre es vielleicht noch möglich, auf friedlichem Wege die große sociale Kluft auszufüllen, die heute feindlich den Menschen von dem Menschen scheidet. Ob uns dies gelingen mag?! — Der Versuch ist jedenfalls der Arbeit der Besten werth. Und wenn wir Alle, die wir dabei mithelfen, — wenn auch nur als letzte bescheidenste Handlanger — treu und gewissenhaft sie erfüllen, so haben wir nicht umsonst gelebt, und unsere Worte werden nicht im Winde verhallen, sondern festgegründet stehen als Marksteine an der Grenzscheide zweier Culturperioden.—

Ja, stolz bekennen auch wir, die ächten Freidenker, uns als revolutionäre Macht allen reactionären Parteien gegenüber; denn wir wollen die That und nehmen den Kampf auf gegen alles Bestehende, das sich überlebt und kein Anrecht weiter an die Zukunft hat.

Diesen Kampf führen wir allerdings nicht mit Mitrailleusen und Bomben, keine Dynamitfabriken stehen in unserm Sold; unser Kampf ist der Kampf des freien Gedankens gegen Aberglaube, Ungerechtigkeit, Lug und Trug in jeglicher Gestalt; unsere Waffen sind religiöse Aufklärung und politische Reformen; doch *sie* sind uns nur Mittel zum Zweck. Des Kampfes Ziel und Preis ist die sociale Erlösung der Menschheit, welche mit der geistigen und sittlichen Regeneration der Völker Hand in Hand geht.

Möchte dies endlich ebenso in höchsten wie niedersten Kreisen anerkannt und gewürdigt werden! —

Und statt auf der einen Seite jeden freien Denker sofort anarchistischer Tendenzen zu verdächtigen, auf der andern Seite ihm entgegen zu halten, daß es für die Lösung der socialen Frage ganz gleichgültig sei, ob und welchem Gott-Herrn im Himmel oder welchen Herren von Gottes Gnaden auf Erden wir dienen,

möchten doch endlich alle Parteien zu der Einsicht kommen, daß die Freiheit nur eine einige und untrennbare ist und sein kann, — religiöse Aufklärung daher ebenso an gesunde Existenzbedingungen und demokratische Institutionen gebunden ist, wie gesunde sociale Existenzbedingungen nur erzielt werden unter der rothen Fahne des politischen Radicalismus und losgelöst von dem Zeichen des Kreuzes, diesem religiösen Symbole der Menschheits-Unterdrückung, aber nicht Erlösung!

Wie am menschlichen Organismus nicht Glied um Glied sich ansetzt, sondern aus demselben Lebenskeime gleichzeitig der ganze Mensch sich formt und aufbaut, so ist auch am gesellschaftlichen Organismus Freiheit der einheitliche Lebenskeim, daraus gleichzeitig der sociale Daseinsregulator, der Magen, die politischen Fortschrittsbeine und das denkende Hirn sich entwickeln. — Keiner dieser drei Factoren darf fehlen, wenn der Organismus ein gesunder sein soll, des Lebens und der Weiterentwicklung fähig. Freiheit aber ist die Mutter von ihnen allen.

Die Fahne der Freiheit ist darum auch die einzige, die immer von den Hallen der Freidenkervereine wehen sollte! Und wenn wir trauernd sie auf Halbmast ziehen, so sei es nicht um irgend einen Monarchen von Gottes Gnaden, sondern um tapfere Söhne des Volkes, Märtyrer ihrer Ueberzeugung, die für Wahrheit, Freiheit und Menschenrecht gelebt, gekämpft und — ausgelitten haben! — Ihr Märtyrium ist unser Geistes-Erbe.

Darum enden auch wir mit dem trügerischen Spiele, das den Obdachlosen auf den Himmel vertröstet, die Hungernden mit Oblaten speist und dem Nackten erzählt, wie Gott die Lilien des Feldes kleide! — Lehren wir die Menschen, daß Arbeit mehr werth ist als Gebet und alles Wohlsein der Völker nur gedeihen kann unter dem Doppelbanner der Wahrheit und Gerechtigkeit, das nicht von den Thürmen der Kirchen und nicht von den Zinnen der Paläste weht, sondern das Siegeszeichen ist der kämpfenden, ringenden Menschheit; durchdringen wir jeden Einzelnen, so weit dies in unserer Macht liegt, mit der Erkenntniß, daß nicht der Glaube, der die Menschen scheidet in Juden, Christen, Türken, Heiden, in Auserwählte und Verworfene des Herrn, sondern das Wissen, das sie alle bindet in einem Geist und Streben, unser Aller Heil ist und uns selig schon auf Erden macht, weil nur aus dem freien Gedanken, befruchtet und großgesäugt durch das lebendige Wort, die gerechte That sich entwickelt.

Wer der Wahrheit sich verschließt, wird nie zur Gerechtigkeit gelangen, und wer den Forderungen der Gerechtigkeit gegenüber sich ablehnend verhält, ist unfähig oder unwillig, die letzten Consequenzen der Wahrheit zu ziehen.

Der Freidenker, der die religiöse Lüge bekämpft, aber gleichgiltig an der socialen und politischen Lüge vorübergeht, verkennt ebenso seine Aufgabe, wie der Socialist es thut, der sich wider die wirthschaftliche Ungerechtigkeit zwar empört, aber jedem religiösen und politischen Drucke sich fügt, — oder wie der Republicaner, der, ein moderner Brutus, ohne Zaudern seinen Mordstahl in die Brust des Cäsar senkt, so dieser lüstern nach dem königlichen Purpur greift — aber demüthig vor jeder schmierigen Kutte auf die eigne Brust sich schlägt und seine republikanischen Mitbürger im Namen Gottes und der Constitution zu Lohnsklaven zwar keines Herrn von Gottes, aber verschiedener Herren von des Mammon Gnaden macht.

Darum, wer von irgend einer zufällig durch Geburt oder fremde Willkür über ihn verhängten Glaubenssatzung seine Vernunft meistern, sein Gewissen gängeln und seines Selbstbestimmungsrechtes sich berauben läßt, der verzichte auch darauf, die ebenso zufällig über ihn verhängte und ihm vernunftwidrig scheinende Staats- und Gesellschaftsordnung in einen rationelleren Organismus umwandeln zu wollen.

Und wer seinen Geist zwar von der göttlichen Gnade befreit, aber nicht ihn mit dem Menschenrechte durchdringt, hat wenig gewonnen. Er bleibt bei der Negation des Glaubens stehen, ohne der Segnungen der Vernunft theilhaftig zu werden.

So noch einmal Alles zusammenfassend, kommen wir zu dem Schlusse:

Das Freidenkerthum hat die Aufgabe: die Erkenntniß oder Aufklärung nach *jeder* Richtung hin zu fördern, folglich auch den ganzen Zeitgeist in sich aufzunehmen. keiner Frage von allgemein culturellem Interesse sich zu verschließen. Sein Ziel ist *Wahrheit*.

Dem Socialismus liegt es ob, die Früchte dieser Erkenntniß praktisch so zu verwerthen, daß nicht nur der Kopf, sondern auch der Magen davon gespeist werde und so der ganze Mensch dabei wachse und gedeihe. Sein Ziel ist *Gerechtigkeit*.

Wahrheit und Gerechtigkeit aber sind eins und untrennbar. Wahrheit ist die sittliche Kraft, Gerechtigkeit die sittliche That des freien Menschenthums.

Wollt ihr den Frieden, lehrt das Volk erkennen
Sich selbst, und was zu seinem Heile frommt!
Erst muß des Wissens hohe Fackel brennen
Im Volkesherzen, eh' der Friede kommt.
Nicht Geistes*nacht* kann Glückes Saaten reifen,
Nein, Bildung nur, Erkenntnißsonnenschein!
Ihr müßt die Fessel von den Geistern streifen,
Soll Glück und Friede auf der Erde sein.

Das Einheitsleben im Weltall.

Nie waren die Gegensätze in Staat und Gesellschaft schärfer zugespitzt als eben jetzt. Wenn dennoch der Kampf so langsam nur zur Entscheidung kommt, so ist es, weil hüben und drüben nur verhältnißmäßig Wenige mit ächter Ueberzeugungstreue und dem vollen Muthe der Wahrheit sich daran betheiligen. Gleichgültigkeit auf der einen und moralische Feigheit auf der andern Seite ist das schleichende Gift, das jede fortschrittliche Weiterentwicklung hemmt.

Und ebenso unversöhnlich wie Regierung und Volk im staatlichen, Capital und Arbeit im socialen Organismus, stehen Glaube und Forschung in der Wissenschaft sich einander gegenüber. Doch dieser Kampf unvereinbarer Gegensätze stammt nicht von heute. Schon im Alterthume trat jede Philosophie oder neue Geistesströmung in unversöhnlichen Widerstreit mit der Theologie ihrer Zeit, der je nach den Verhältnissen offener oder versteckter, erbitterter oder maßvoller geführt wurde. Auch in Athen zur Zeit seiner höchsten Geistesblüthe gab es eine starre fanatische Orthodoxie, welche auf das Interesse einer allmächtigen Priesterschaft und den Glauben einer heilsbedürftigen Menge sich stützte und jeder freien Geistesrichtung feindlich in den Weg trat. Sokrates, der griechische Weise, mußte den Giftbecher trinken und Aristoteles, der größte Naturforscher seiner Zeit, floh aus Athen, um der Rache seiner orthodoxen Feinde zu entgehen. Ja, wir sahen schon damals, wie auch heute noch die Führer und Vertreter freiheitlicher Bestrebungen von den alten Götzendienern und Autoritätsanbetern verleumdet, mißachtet, verfolgt und wenn nicht physisch, so doch moralisch gesteinigt. Denn immer seit es Priester gibt, standen sie, die Stellvertreter und Bundesgenossen der himmlischen Mächte, in engstem Bündnisse auch mit den Mächtigen dieser Erde, gleichviel ob diese als Herren von Gottes

oder des Schwertes oder des Mammon Gnaden die Welt regierten. Immer stand die Kirche auf Seite der Gewalt und gegen die Freiheit; immer waren Galgen und Scheiterhaufen, Fußeisen und Handschellen ihre brutalen Ueberzeugungsmittel. — Die Wissenschaft dagegen ist die natürliche Bundesgenossin der Freiheit, ein Kind der Revolution. — Die Religion ist ihrem ganzen Wesen nach conservativ, die Wissenschaft radical. Nach der Religion erscheint daher auch Alles, was im Himmel und auf Erden, durch unwillkürlich wiederholte Schöpfungsacte eigens für den Menschen erschaffen und dementsprechend mit fürsorglicher Ueberlegung so geplant und eingerichtet, daß er, der Herr, es genieße, ausbeute und sich dienstbar mache. Wo trotzdem diese Einrichtung uns nicht ganz zweckmäßig oder gar zweckwidrig erscheinen will, ist es nach der Religion die Unzulänglichkeit unserer eignen Vernunft, welche die Weisheit der „Vorsehung", die unergründlich ist, nicht zu erfassen vermag. Doch hier schon öffnet sich die weite, unüberbrückbare Kluft, welche den Mann der Wissenschaft von dem Mann der Offenbarung trennt. Was dieser für unerforschbar hält, ist Jenem Ausgang und Ziel unermüdlicher Erkenntnißarbeit. Indem er alles Werden auch im Kleinsten belauscht, hofft er Alles Gewordene auch im Größten zu begreifen.

Unbegreiflich erscheint ihm nur Eines, das Wunder, daß eine Jungfrau geboren oder Wasser in Wein sich verwandelt habe; daß Tausende Hungernder von wenigen Broden und Fischen gesättigt, Aussätzige, Lahme und Blinde durch das bloße Wort geheilt oder Todte wieder zum Leben erweckt worden seien, und was dergleichen christliche und heidnische Mythen mehr sind, weil solche Mythen, auf die fast ausnahmslos alle Offenbarungs-Religionen sich stützen, der Ausdruck eigenmächtigster Willkür und darum die Verneinung der Naturnothwendigkeit, die Aufhebung jedes Gesetzes sind; denn was bedeutet das Gesetz, ebenso im Staate wie in der Natur, wenn ein persönlicher Wille über dem Gesetze steht und dieses jeden Augenblick aufheben oder in sein Gegentheil verkehren kann? Gesetz und Willkür heben sich gegenseitig auf, Forschung schließt den Wunderglauben, Naturwissenschaft die Offenbarung aus.

Allerdings gibt es auch heutzutage immer noch Naturforscher, welche die Offenbarung festhalten und die sechstägige Schöpfungsmythe mit den geologischen Erdrevolutionen in Einklang bringen wollen. Sie werden nicht müde, da nach unumstößlichen Regeln zu forschen, wo ein allmächtiges Belieben jeden Augenblick Ausnahmegesetze schaffen und damit die ganze Ordnung der

Dinge verrücken, die Grundbedingungen alles Daseins vernichten kann. Hat doch selbst der grasseste Aberglaube unserer Zeit, der Spiritismus, seine Anhänger unter Professoren nnd Naturforschern, hervorragenden Männern der Wissenschaft wie Wallace und Zöllner gefunden. Karl Vogt in seiner drastischen Weise nennt derartige Verirrungen des menschlichen Geistes: geologische Verwerfungsspalten im Gehirne.

Doch wie traurig auch solche Erscheinungen für den redlichen Forscher sind, die Wissenschaft selbst wird nicht davon berührt. Unentwegt geht sie an alten Vorurtheilen wie an neuen haltlosen Hypothesen vorüber, durchhaut mit dem schneidigen Schwerte der Logik Alles, was gewaltthätig gegen das Naturgesetz sich stemmen will, und erweist sich in jedem Augenblicke als die Summe der von Erfahrung zu Erfahrung fortschreitenden Erkenntnißarbeit der ganzen Menschheit.

In dieser Arbeit ist das Sammeln und Beobachten auch der kleinsten unscheinbarsten Vorgänge ebenso wichtig und werthvoll wie die großartigsten Entdeckungen und Erfindungen des menschlichen Geistes. Der Mechaniker, der in seiner stillen Werkstatt die Instrumente fertigt, welche die Sehkraft unsers Auges, unsern Gehör- und Tastsinn schärfen, leistet dabei ebenso viel wie der Naturforscher, der mit Hülfe dieser Instrumente die Kraft des Lebens an Pflanzen und Thieren, wie der Astronom, der auf hoher Sternwarte den Wechsel der Himmelserscheinungen beobachtet und danach Tag und Stunde der Rückkehr eines Kometen auf Jahrhunderte voraus bestimmt, — oder wie der Physiker, der den Lichtstrahl zwingt, ihm in seinem Spectrum die Mischungsbestandtheile fernster Welten zu offenbaren, — oder wie der Industrielle, der unter Anwendung von Elektricität und Dampfkraft allen materiellen und geistigen Reichthum unserer Erde in raschesten Umlauf setzt. — Denn Telegraphen und Telephone, Eisenbahnen und Spectra, die großartigsten Errungenschaften unsers Jahrhunderts, entstanden erst, nachdem die Gesetze der Dampfkraft, der Elektricität gefunden waren. Das Gesetz aber ist keineswegs ein Vordersatz der reinen Vernunft auf die jeweilige Erscheinung in Anwendung gebracht, sondern es ist die Summe aller an verwandten Erscheinungen gemachten Beobachtungen und vergleichend daraus gezogenen Schlüsse. Je reicher und mannigfaltiger das stoffliche Material ist, daran wir das Gemeinsame beobachtet und auf den Anspruch eines Gesetzes geprüft haben, um so höhern Werth erhält das Gesetz. Dem Forschergeiste ist folglich nirgends eine Schranke gesetzt, weil in dem ewigen Kreislauf des Stoffes auch die Veränderlichkeit der

Erscheinungen bedingt ist. Jede durch Vererbung und Anpassung, natürliche oder künstliche Zuchtwahl neu gebildete Varietät oder Spielart aber erschließt unsern Sinnen neue Quellen der Beobachtung und dem daraus schöpfenden Forschergeiste neue Gebiete des Wissens.

Nur in dem begrenzten Rahmen eines „unergründlichen" Schöpferplanes findet die menschliche Vernunft auch ihre unübersteigliche Schranke. Die freie Bewegung der Materie macht jeden Stillstand des Geistes unmöglich.

Die Sinne üben, bezweckt darum nicht nur sie nützlich gebrauchen, sondern mit ihrer Hülfe auch richtig urtheilen lernen.

Als nach dem Verfalle des alten classischen Zeitalters, wo tiefstes Denken mit reichstem Wissen Hand in Hand ging, die christliche Geistesextase alles frische Sinnenleben verschlang, verkümmerte mit den Sinnen zugleich auch das Denken. Die Philosophie, einst die freigeborne Tochter sinnlicher Anschauung, ward eine Hörige im Dienste herrschsüchtiger Priester, und die ganze Gelehrsamkeit des Mittelalters war nur ein schulmeisterliches Spiel mit ebenso hohlen wie pomphaften Phrasen, dazu bestimmt, alles Unnatürliche, Vernunftwidrige natürlich und vernünftig erscheinen zu lassen.

Es wurde damals z. B. der leidenschaftlichste Federnkrieg darüber geführt: ob eine Fledermaus, welche zufällig an einer Hostie genagt, den Leib Christi in sich aufgenommen habe? und was in diesem Falle aus besagter Maus im Jenseits würde? — oder welches Kleid der Engel Gabriel getragen, als er die göttliche Botschaft zu bestellen kam? oder ob es im Paradiese schon Excremente gegeben? — oder wie Christus wohl sein Erlösungswerk vollbracht hätte, wenn er — statt als Mensch als K ü r b i s auf die Welt gekommen wäre? Und dergleichen Albernheiten mehr. — An dieser sogenannten scholastischen Philosophie entwickelten sich sodann Alchemie nnd Astrologie, Goldmacherei und Sterndeuterei und eine Arzneikunde, deren wirksamste Heilmittel in Zaubersprüchen und wunderthätigen Amuletten bestanden. Ja, noch an der Grenzscheide des Mittelalters und der Neuzeit, als die Naturwissenschaften bereits ihre Wiedergeburt feierten, trug Alles noch das Gepräge des Wunderbaren, Mystischen.

Und diese Wundersucht ist auch heute noch keineswegs überwunden, sondern wird gehegt und genährt nicht nur von der dogmatischen Religion, sondern auch von jener Philosophenschule, welche als moderner I d e a l i s m u s sich einführt und unter dieser stolzen Firma gar manche Begriffsverwirrungen auch in sonst klaren Köpfen anrichtet. — Gezeugt von dem jugendlichen Zeit-

geiste im Schooße der alten Dame Theologie, ist dieser „Idealismus" schon von Geburt ein ungesundes Zwittergeschöpf aus Altem und Neuem.

Als Sohn seines Vaters, des neuen Zeitgeistes, verjagt er die alten Götter von ihren Altären, als Sohn seiner Mutter, der altersgrauen Theologie, aber setzt er sofort einen neuen Gott an die leergewordene Stelle, den er Weltseele, Allgeist oder auch schlechtweg „Idee" tauft. — Diese Idee setzt er als Ursächliches der Welt der Erscheinungen voraus, während doch nichts in unserm Verstande thätig ist, noch je thätig sein kann, was nicht erst durch das Thor unserer Sinne seinen Einzug daselbst gehalten hätte. — Was wir unter abstracten Begriffen wie Ehre, Tugend, Gerechtigkeit, Schönheit u. s. w. verstehen, ist nur die einheitliche Zusammenfassung einer Menge sinnlicher Vorstellungen, die sich an dieses Abstractum knüpfen, wie ehrenhafte Handlungen, tugendhafte Menschen, gerechte Zustände, schöne Gemälde, Landschaften, Blumen ꝛc. Ehre, Tugend, Gerechtigkeit, Schönheit als solche vermögen wir uns so wenig vorzustellen wie den Gattungsbegriff: Thier, Mensch, Baum, Pflanze u. s. w. Der Eine stellt sich unter Thier einen Elephanten, der Andre einen Vogel, der Eine unter Mensch einen dunkeln Italiener, der Andre einen blonden Schweden, der Eine unter Baum eine Eiche, der Andre eine Fichte vor. Keiner aber vermag das Thier, den Menschen, den Baum sich zu denken.

Nach Helmholtz, einem unserer gründlichsten, scharfsinnigsten Beobachter der Sinnenwelt, ist schon das bloße Sehen nicht eine angeborne, sondern eine erst durch Uebung erlernte Kunst. Das neugeborne Kind sieht nicht Gegenstände, sondern nur Licht und Schatten an seinem Auge vorüberziehen, und verschiedene Maulwurf-, Schlangen- und Eidechsen-Arten, die ihr Dasein ganz unter der Erde fristen, bewahren zwar tief innen im Kopfe, von Knochen umwölbt, ein Auge, allein sie sehen damit nicht. Nur durch Uebung entwickelt sich das Verhältniß des Lichts zum Auge dahin, daß das Auge Sinneswahrnehmungen von der Außenwelt aufzunehmen und gegenständlich zu unterscheiden vermag. Die Art und der Grad dieses Unterscheidungsvermögens aber hängt lediglich von der Beschaffenheit des Auges ab.

Das Räderthier, dessen Auge nur aus einer Hornhaut besteht, sieht denselben Gegenstand ganz anders, als ein schon höher entwickeltes Thier, das außer der Hornhaut noch Linse und Glaskörper hat, und dieses sieht ihn wieder anders, als der Mensch mit seinen so complicirten natürlichen und künstlichen Sehwerkzeugen.

Nach den für die Hirnphysiologie so hochinteressanten Untersuchungen von Professor Munck z. B. erblindet durch Zerstörung einer bestimmten Gruppe von Hirnzellen am Hinterhauptlappen des Großhirns, das den zerstörten Hirnzellen gegenüber liegende Auge vollständig; wird dagegen dieselbe Hirnpartie nur theilweise zerstört, so besteht das mechanische Sehen zwar fort; allein die Sinneswahrnehmungen werden nicht mehr dem Bewußtsein übermittelt. Das so verstümmelte Thier weiß nicht mehr, was es sieht. Alles ist eben relativ, ist Glied einer langen, fest verschlungenen Kette von Ursachen und Wirkungen. Das Absolute existirt nur in den religiösen Einbilduugen; in der Natur finden wir es nirgends. Das Ding an sich ist hier nichts andres und kann nie etwas andres sein, als das Ding in seinem jeweiligen Verhältnisse zu andern Dingen. — An dieses Verhältniß ist sein Dasein gebunden, sein Werden und Vergehen. Aus ihm schöpft es seine Eigenthümlichkeiten, die Eigenschaften, durch die wir das Eine von dem Andern unterscheiden lernen. — Wir wüßten nicht, daß Wermuth bitter ist, wenn wir das Süße nicht geschmeckt hätten. Das Wachs ist weich verglichen mit dem harten Stahl. Nur darum erscheint das Eis uns kalt, weil wir mit warmer Hand es berühren.

Ein gesundes Auge sieht die Wiese grün, den Himmel blau, die Blumen roth und gelb und weiß; der Farbenblinde erkennt diese Unterschiede nicht oder nur mangelhaft. Aus dem verschiedenen Verhältnisse des Lichts zu seinem Auge entwickelt sich für ihn auch eine andre Wahrnehmung der Farbe als für uns. Denn jede Art sinnlicher Wahrnehmung hängt ab von der Eigenart desjenigen Sinnesorgans, durch welches uns der wahrzunehmende Gegenstand vermittelt wird. Alles, was der Sehnerv uns vermittelt, geschieht unter dem Bilde einer Lichterscheinung; der Hörnerv verwandelt Alles in Schallphänomene; der Hautnerv in Tast- oder Temperaturempfindungen. — Denselben Sonnenstrahl, den wir Licht nennen, wenn er in das Auge fällt, empfinden wir als Wärme, wenn er die Haut berührt.

Allerdings bleibt, eben weil wir die ganze Welt der Erscheinungen nur an ihrer Wirkung auf unsere menschlichen Sinne erkennen, auch unser ganzes Wissen davon nur ein menschlich beschränktes; doch es deckt, als solches, vollständig unser menschliches Wissensbedürfniß. Denn es umfaßt alle Beziehungen, die nächsten wie die fernsten, zwischen uns und dem Weltall. Und über diese Beziehungen des Subjects zu dem Objecte, des Wissenden zu dem Gegenstande seines Wissens, vermag kein Thier und kein Mensch sich zu erheben. Auch ein Gott, wenn es Götter gäbe, vermöchte dies nicht.

Sein Wissen wäre dann eben ein göttliches, aber ein menschliches wäre es nicht, — so wenig wie unser Wissen das eines Gottes oder eines Elephanten oder einer Schildkröte sein kann. Vermehrung und Verfeinerung der Werkzeuge, welche unsere sinnliche Wahrnehmung schärfen, sind darum hochwichtige Factoren im Culturleben der Völker. Inhaltlose Dogmen, Wunder- und Autoritäts-Glaube jeder Art werden am wirksamsten durch chemische Wagen, Mikroskope und Fernrohre bekämpft.

So belehrt die Wage uns am untrüglichsten darüber, wie kein kleinstes Stofftheilchen im Weltall verloren geht. Mit ihrer Hülfe berechnen wir, wie viel Kohlensäure es bedarf, um im Frühling kahle Bäume oft nach wenigen Tagen schon in einen üppigen Wald grüner Bäume zu verwandeln, oder welche Menge Sauerstoff nöthig ist, um denselben Wald wieder absterben, die festesten Felsen verwittern zu machen.

Und wenn der Granit verwittert und reißende Wasser seinen Staub in die Ebene tragen, so erhält die Pflanze dadurch die ihr unentbehrliche Nahrung an Salzen, Eisen, phosphorsaurem Kalk und Fluor. Phosphorsaurer Kalk und Fluor aber sind wesentliche Bestandtheile auch unsers Blutes, wichtige Gewebebildner. Der Bergmann, der im Schooße der Erde nach Kohle oder edeln Erzen gräbt, fördert darum, ohne selbst es zu wissen, mehr als blos materielle Reichthümer zu Tage. Er wühlt in dem tiefen Schachte die Grundstoffe alles organischen Lebens auf, die Pflanze saugt sie mit ihren Wurzeln ein, gibt sie sodann in verschiedenen Wandlungsformen wieder an Thiere und Menschen ab, und mit der Zeit wird daraus vielleicht das bestorganisirte Hirn, der größte Geist seines Jahrhunderts.

Wir haben darum keinerlei Ursache den Zahn der Zeit zu schmähen. Er ist nur eine zersetzende, keine zerstörende Macht. Im Gegentheil. Weil in dem rastlosen Wandel des Stoffes jeder Aufbau auf Umsturz, alles Werden auf Vergehen sich gründet, so ist es gerade der Zahn der Zeit, der mit der Sonne im Bunde der Erde ihre ewige Jugend, die nimmer versiechende Triebkraft des Lebens verleiht. Die Verwitterung der Felsen ist unsere Unsterblichkeit, weil Alles, was ist, sich auf Bahnen bewegt, die in den Kreislauf des Stoffes einmünden, — vom leblosen Stein bis zum höchst entwickelten Lebewesen, dem Menschen.

Dem sogenannten Rechte des Stärkeren in der Natur, woraus die Mächtigen in Staat und Gesellschaft so gern auch ihre vermeintlichen Vorrechte folgern möchten, steht somit ein anderes Princip entgegen: Das des Communismus, den die Natur in umfassendster Weise übt, indem hier in der großen Werkstatt des

Lebens alle Kräfte sich gegenseitig decken, Luft und Erde, Pflanzen, Thiere und Menschen für einander wirken und schaffen, und neidlos Eines des Andern Ausgaben und Einnahmen regelt. — Während die Pflanzen bereiten, was die Thiere verzehren, geben diese wieder an Luft und Erde zurück, was das Wachsthum der Pflanzen bedingt. Was Löwe und Tiger beutegierig verschlingen, verwandelt sich schon während ihres Lebens und nach ihrem Tode wieder in die Stoffe, aus denen neue Lebewesen sich aufbauen. — Nur in der befangenen Vorstellung eines um den Menschen, als Herrn und Mittelpunkt der Schöpfung, sich gruppirenden Schöpferplanes finden wir dieselbe Eintheilung in Vornehme und Geringe, Arbeiter und Drohnen, wie sie unseren culturstaatlichen Institutionen eigen ist. Die Natur kennt diese Unterschiede nicht. Sie ist es nicht, welche die gleichartig aus dem Mutterschooße hervorgehenden Geschöpfe in ungleichartige scheidet, in Herren und Sklaven, bevorrechtete und rechtlose Klassen. In der Natur ist Alles Arbeit, Bewegung, Gegenseitigkeit. Hohes und Niederes reichen überall sich die Hand.

Allerdings haben, entsprechend der damals herrschenden Grundanschauung, daß Alles von Oben komme, die Botaniker und Zoologen früherer Zeiten ihre ganze Aufmerksamkeit fast nur den höheren Pflanzen- und Thiergattungen zugewendet und auch da meist es sich daran genügen lassen, den Bau der Blätter, die Zahl der Staubfäden oder die Zähne, Behaarung, Klauen und andere äußerliche Kennzeichen zu beschreiben und danach ihre chronologische Eintheilung in so und so viele Klassen, Arten u. s. w. zu machen; heute jedoch wurzeln wir in der Erkenntniß, daß Alles von Unten kommt, und auch das scheinbar Größte, Herrlichste nur eine vergängliche Wandelform aus Niederem zu Höherem ist, folglich es auch gar kein Niederstes und Höchstes gibt, weder in der Natur, noch in unserer realen Vorstellung.

Alles ist Gleichung, die Comparativform oder das Verhältniß des Einen zum Andern. Es gibt Besseres und Schlechteres. Das Gute und das Beste aber existirt so wenig wie das Schlechte und Schlechteste. Und weil Alles, was ist, nur ein Entwicklungs- oder Uebergangsstadium bezeichnet, aus dem, was war, in das, was sein wird, so sind es gerade auch die niedersten Organismen, die an der Grenzscheide des mineralischen, pflanzlichen und thierischen Lebens stehenden Gebilde, welche heute das besondere Interesse der Naturforscher in Anspruch nehmen. Denn sie gerade sind es, welche uns über den innigen Zusammenhang und das unlösbare Ineinandergreifen der früher streng und unvermittelt geschiedenen drei Naturreiche belehren.

Das Gedeihen fast aller Pflanzen ist an eine Verbindung mineralischer und organischer Stoffe gebunden. Erstere zieht die Pflanze aus der Erde, athmet sie mit der Luft ein oder empfängt sie in dem auf sie herabströmenden Regen; letztere werden der Ackererde durch das fallende Laub, die Stoppeln, den Stalldünger und die Leichen von Thieren und Pflanzen zugeführt.

Die Nahrungsmittel aber, welche für den Thierkörper die Quellen des Lebens, die Quellen der Kraft sind, stammen fast alle aus dem Pflanzenreiche. Der Thierkörper nimmt sie entweder direct als Pflanzenstoffe, oder indirect als Fleisch pflanzenfressender Thiere, gleichsam im Extract, zu sich.

Also bildet dieser Lebenszirkel eine Art perpetuum mobile ununterbrochen aufeinander wirkender chemischer und mechanischer Kräfte, erregt und bewegt von dem großen Lebensregulator, der Sonne, ohne welche keine organische Artbildung unseres Planeten möglich ist.

Der Monarch des großen Chinesenreiches, der allein sich den Sohn der Sonne nennt, theilt daher die Ehre dieses leuchtenden Ursprungs nicht nur mit jedem seiner bezopften Unterthanen, sondern mit der kleinsten Blattlaus, dem unscheinbarsten Gräschen.

Und wie zu dem Sonnenlichte stehen wir auch in einem ganz bestimmten stofflichen Verhältnisse zu dem Boden, der uns trägt und nährt.

Die Pflanzen sind für uns die Wurzeln des Lebens, durch die wir Eiweiß für unser Blut und phosphorsauren Kalk für unsere Knochen aus der Erde ziehen. Und da jeder Boden seine eigene Flora hat, an die unser Dasein gebunden erscheint, so ist es wohl auch mehr als eine bloße Phrase, wenn wir sagen, daß der Mensch an der Scholle klebe. Auch die Gesittung gehört zu den Wirkungen des Bodens, und das Heimweh nach dem Stück Erde, darauf wir geboren und erzogen wurden, hat daher ebenso seine tiefe stoffliche Bedeutung, wie seine vollste psychische Berechtigung. Ethisch fassen wir alle diese Beziehungen zusammen in dem Namen: Vaterlandsliebe!

Mit der zunehmenden Erkenntniß von dem rastlosen Wandel des Stoffes und dessen realistischer wie ethischer Bedeutung aber tritt auch der Kampf um's Dasein in ganz neue Bahnen; denn mehr und mehr verbreitet sich damit zugleich auch die Einsicht in die Nothwendigkeit einer zweckmäßigen Ernährung oder Stoffzufuhr als Ersatz für den mit rasender Schnelligkeit sich verbrauchenden Stoffvorrath im Körper. Der immer lauter sich erhebende Anspruch an ein menschenwürdiges Dasein umfaßt daher zunächst die den Bedingungen des Daseins entsprechenden Nährverhälnisse, die so

viel betonte „Magenfrage"; denn da aus aller Nahrung Blut wird oder werden soll, weil aus dem Blute Gewebe, Muskeln, Knochen, Knorpel, Hirn und Nerven, kurz der ganze Mensch sich nährt und aufbaut, so folgt daraus nothwendig, daß auch alle Hauptbestandtheile des Blutes: Eiweiß, Zucker, Fett und Salze in jeder gesunden Nahrung enthalten sein sollen, — und zwar mehr in dem Maße, als die Arbeit des Menschen eine anstrengendere und somit der Kraft- und Stoffverbrauch seines Körpers ein größerer ist. — Die beiden großen Chemiker Playfair und Liebig haben, auf vielseitige Beobachtungen gestützt, uns hierüber interessante Aufschlüsse gegeben. Danach bedürfte der normale Mensch, um sich gesund und lebenskräftig zu erhalten, zu seiner täglichen Ernährung an eiweißhaltiger Substanz, besonders reichlich in Fleisch, Eier, Milch und Erbsen vorhanden, annähernd: im Zustande vollkommener physischer und psychischer Ruhe (etwa unsere reichen Bummler) 57 Gramm; in erzwungener, mehr nur physischer Ruhe (wie die Gefangenen) 71 Gramm; bei mäßiger Beschäftigung 119 Gramm; bei fortgesetzt thätiger Lebensweise (Kaufleute, Handwerker, Fabrikarbeiter, Lehrer, Aerzte und unzählige Andere) 156 Gramm; bei harter Arbeit (wie Schmiede, Brauknechte, Matrosen) gar 184 Gramm.

Vergleicht man nun diese Zahlen mit den thatsächlich in unserer vortrefflichsten der Welten bestehenden Nährverhältnissen, so ergibt sich leider ein geradezu entgegengesetztes Resultat. Während der reiche Müßiggänger nicht selten zu allen möglichen Arzneimitteln, wie Pepsin, Salzsäure und Anderem greifen muß, um den Ueberschuß seiner kräftigen, eiweißreichen Kost zu bewältigen, entspricht der Nährwerth der Kost des Arbeiters nur selten seinen wahren Nährbedürfnissen. Ich selbst habe in Europa in armen Fabrikdistricten mitangesehen, wie arme Leute ihre Kinder dazu anhielten, mit den Kirschen zugleich auch die in Magen- und Darmsaft ganz unlöslichen Kerne zu schlucken, nur damit der leere Raum auf längere Zeit damit angefüllt werde. — Was Wunder dann, wenn ein Mensch, dem es fortdauernd an jeder kräftigen Nahrung fehlt, schließlich zum Branntwein seine Zuflucht nimmt, nicht blos, wie man gemeinhin annimmt, um darin zeitweise Betäubung, Vergessen seines Elends zu suchen, sondern weil thatsächlich durch die Verbrennung des Alkohols im Körper diesem Fett und Eiweiß erspart und so ein gewisses physisches Behagen erzeugt wird, indem die unzulängliche Stoffeinnnahme durch verminderte Ausgabe wenigstens einigermaßen sich deckt. Auf Grund derselben Ersparniß nennen wir mit Recht starke alte Weine die Lebensmilch der Greise.

Die mangelhafte Ernährung eines großen Theiles der Bevölke-

rung aber bedarf keiner weitern Beleuchtung, so lange alljährlich in Europa noch ganze Provinzen vom Hungertyphus heimgesucht werden, und die officielle Statistik aller großen Städte diesseits wie jenseits des Oceans uns über den Unterschied der Sterblichkeitsverhältnisse armer und reicher Viertel belehrt. —

Danach erlangt in London z. B. der Reiche, auf Grund seiner gesunden Wohnungs- und Nährverhältnisse, mäßiger Arbeit und sorglosen Behagens, trotz eines häufig schwelgerischen und lüderlichen Lebenswandels, welcher die Kräfte vorzeitig verbraucht, ein Durchschnittsalter von 50—56 Jahren; der Arme hingegen auf Grund seiner schlechten Wohnung, mangelhaften Ernährung, Arbeitsüberbürdung und sonstiger gesundheitsschädlichen Einflüsse seines Berufs ein Durchschnittsalter von nur 30—37 Jahren!

Auch die erschreckende Ueberhandnahme gerade der Krankheiten, welche zumeist von mangelhafter Ernährung des Bluts herrühren, wie Bleichsucht und Schwindsucht, sind sprechende Beweise dafür.— Bleichsucht und Schwindsucht aber sind heute so allgemeine und weit verbreitete Leiden, daß wir fast berechtigt sind, von der ganzen civilisirten Menschheit unserer Tage als von einem bleich- und schwindsüchtigen Geschlechte zu sprechen.

Solche traurige Merkmale der Zeit aber erklären sich, wenn man weiß, daß z. B. in armen Familien eine schon durch Generationen sich vererbte Neigung zu Knochenbrüchen ohne jedwede Arzneimittel, nur durch Fleisch und Roggenbrod radical geheilt worden ist; — oder wenn man erfährt, daß in Dänemark, wo das Klima eine besonders kräftige eiweißreiche Kost erfordert, die Verurtheilung eines Gefangenen zu einem Monate Wasser und Brod fast der Todesstrafe gleich geachtet wird, so gefährlich ist es in jenen Klimaten, während vier Wochen einer solch mangelhaften Ernährung ausgesetzt zu sein.

Ja, hinter einer wohlbestellten Tafel moralisirt es sich gar leicht über Hungerleider und Schnapslumpe, die lieber ihr Geld in's Wirthshaus tragen, als arbeiten und Kartoffeln essen! — Die Lehre vom Stoffwechsel aber führt zu einer andern Moral, und in ihr spiegelt sich der die Gesellschaft erschütternde Zeitgeist. Er reagirt gegen die zunehmende stoffliche Verarmung des Menschenleibs.

Mit welch erstaunlicher Schnelligkeit aber der Stoffwechsel beim Menschen und fast allen höhern Wirbelthieren vor sich geht, davon machen nur Wenige sich eine annähernde Vorstellung.

Wir bemerken an Furchen und Falten die langsame Arbeit der Jahre an unserer äußern Erscheinung; allein von dem rastlosen Wühlen, Werden und Vergehen in unserm innern Organismus

merken wir nichts. — Professor Vierordt durch seine verdienstvollen Blut-Zählungen belehrt uns, daß die fünf Kilo Blut, welche das Durchschnittsmaß eines gesunden Menschen sind, etwa 24,000 Milliarden farbiger Blutkörperchen enthalten, von denen nahezu 145 Milliarden täglich verbraucht werden und folglich wieder erneut werden sollen, während gleichzeitig der Mensch noch unglaubliche Mengen Speichel, Galle, Magen- und Darmsaft verbraucht. Danach begreift es sich unschwer, daß man solchen Ausgaben ohne entsprechende Einnahmen nicht lange zu widerstehen vermag.

Durch die Einsicht ferner, daß unser Blut nicht von besondern Lebensgeistern erregt, von keinem Odem Gottes beseelt wird, sondern daß dieser rothe Lebenssaft nichts weiter ist, als eine durch Magen- und Darmsaft bewirkte Wandlung der uns zugeführten Nahrung, gewinnt auch die Auswahl und Zubereitung der Speisen eine ganz andere umfassendere Bedeutung, als sie es früher hatte. Die Kochkunst erscheint nicht mehr ohne ethisches Interesse; denn die Stoffe, welche durch ihre Vermittlung dem Leibe zugeführt werden, beherrschen zugleich auch die seelische Thätigkeit, weil Verdauung gleichbedeutend ist mit Blutbildung. Je vollkommener also unsere Verdauung war, um so reichlicher auch fließt neues Blut durch unser Gehirn. Verdauung aber ist ein chemischer Proceß, und darum schon sollte jede tüchtige Hausfrau einen Vorrath an chemischen und physikalischen Kenntnissen mit in ihre Speisekammer bringen. Sie würde dadurch nicht nur sich selbst eine Unmasse Zeit und Kraft und ihrem Gatten manches an werthlose Experimente vergeudete Stück Geld ersparen, sondern aus den vorhandenen Nährstoffen stets auch die Mischungsverhältnisse herstellen, welche am ehesten die Nährbedürfnisse jeden Tages decken.

Natürlich, wo nichts ist, hört alle Wahl auf; allein auch in reich dotirten Küchen entspricht dieselbe heute selten nur den Anforderungen einer gesunden Vernunft und Hygiene. Der eine Tag bringt da häufig lauter kräftige, eiweißhaltige Kost im Ueberflusse auf den Tisch, während an einem andern Tage dieselbe fast gänzlich fehlt, und trotz aller Leckereien und Gaumenkitzel das Blut an diesem Tage nicht so gespeist wird, wie es gespeist werden sollte.

Obwohl nun bei dem Armen die Ernährung durchweg eine unzulängliche, so würde dennoch auch innerhalb dieses düstern Rahmens socialer Ungerechtigkeit einige Kenntniß von dem wahren Nährwerthe der wenigen auch dem Armen zugänglichen Nährstoffe diesem mitunter recht nützlich sein. So enthalten z. B. die Erbsen eine eiweißreiche Substanz in solcher Menge, daß man ihr in der

Wissenschaft den besondern Namen Erbsenstoff gegeben hat, während andere Hülsenfrüchte viel ärmer daran sind. Eine kluge Hausfrau wird also in der Wahl zwischen diesen und jenen unbedingt den nahrhaften Erbsen den Vorzug geben.

Und so unzählige Beispiele, die alle darauf hinweisen, wie thöricht auch vom culinarischen Standpunkte aus der Widerstand ist, den man fort und fort jeder höhern wissenschaftlichen Ausbildung der Frau entgegensetzt. Weit entfernt zum Beispiel durch das Studium von Chemie und Physik schlechtere Köchinnen zu werden, würde im Gegentheile gerade dadurch die den Herren der Schöpfung so sehr am Herzen liegende Kochfrage in weit umfassenderer und befriedigenderer Weise gelöst werden.

Der von unsern Gegnern so viel bestrittene Satz, daß der Mensch das wird, was seine Nahrung ist, erhält zudem seine Bestätigung nicht nur in dem individuellen Leben des Einzelnen, sondern in der Körper-, Geist-, Gemüth- und Charakteranlage ganzer Volksstämme. — Man vergleiche nur die wilden, Büffel jagenden Indianerstämme der südlichen Prairien mit den ebenso uncultivirten, aber ausschließlich von Pflanzenkost sich nährenden Südsee-Insulanern, oder die Bewohner von vornehmlich Bier und vornehmlich Wein producirenden Ländern.

Auch ist es die Nahrung, welche die jedem Lebewesen nöthige Wärme regelt, und ohne Wärme keine Bewegung, ohne Bewegung kein Leben. Daher bei Schwerkranken Wärmeabnahme meist als ein Vorbote nahenden Todes gilt. Ernährung, Athmung und Wärme sind drei Glieder in der Kette des Lebens, die in innigster Wechselwirkung stehen und ohne deren Bethätigung kein Wesen auf die Dauer lebenstüchtig sich erhalten kann. Denn wie der Stoff, so die Kraft. — Alles, ebenso in der Natur, dem großen Weltgetriebe, wie in der Gesellschaft und den Lebensfunctionen jedes Einzelnen, beruht auf Gegenseitigkeit. Wechselwirkung ist Alles. Wiege und Grab reichen überall sich die Hand.

Jeder Schritt, den wir auf unserer gemeinsamen Mutter Erde thun, führt uns über Gräber von Milliarden Lebewesen, welche vor uns die Erde bewohnt, auf ihr gekämpft und gelitten und scheidend die Spuren ihres Daseins uns hinterlassen haben. Der oberflächliche Beschauer sieht in diesen versteinerten Ueberresten häufig nur wunderliche Naturspiele; wir aber wissen, daß

„der Staub, den wir mit Füßen treten, einst lebendig war".

Daher wird auch ein Jeder, welcher die Vorgänge unseres Erdsterns nur an ihren äußeren Wirkungen beobachtete, ohne in das innere Gefüge ihrer Ursachen einzudringen, stets geneigt sein, alles ihm Unbegreifliche, unvermittelt oder zufällig Scheinende dem persönlichen Belieben eines Gottes zuzuschreiben. Um wie viel mehr das, was außerhalb unseres Planeten liegt, unserer sinnlichen Wahrnehmung ferner, unserm Verständnisse unerreichbarer ist! Unfähig, das Ganze zu überschauen, pflegt da der geistbeschränkte Mensch die Größe und Harmonie des Weltalls nach seinen kleinen Verhältnissen, seiner eigenen kurzen Lebensspanne zu bemessen, und die 6000 Jahre, auf welche wir annähernd die Menschengeschichte unseres Erdballs zurückführen, erscheinen ihm schon als ein ungeheurer Zeitraum. — Aber was sind 6000 Jahre gegen die unermeßlichen Zeiträume, während welcher die Erde eine lange Reihenfolge jetzt ausgestorbener, einst mächtiger Thier- und Pflanzengeschlechter trug, wo in Deutschland der Bernsteinbaum grünte und in Sibirien und dem nördlichsten Europa und Amerika tropische Palmenhaine wuchsen und Rieseneidechsen und Elephanten hausten? Verschiedene Geologen haben die Dauer jener Schöpfungsperioden annähernd zu schätzen versucht und schwankten zwischen 1 und 9 Millionen Jahren. — Und auch diese Zahlen sind klein, verglichen mit der Zeit, da die Erde eine feurig flüssige Masse war, zu deren Abkühlung in einen Zustand, welcher pflanzliches und thierisches Leben überhaupt möglich macht, — nach den von Professor Bischof an der Erkaltung geschmolzenen Basalts gemachten Versuchen — etwa 350 Millionen Jahre erforderlich gewesen wären. — Die Zeitläufe aber, während deren der Ball des Urnebels sich zum Planetensystem verdichtete, entziehen sich unseren kühnsten Berechnungen.

Und noch arbeiten dieselben Kräfte, welche frühere geologische Revolutionen verursachten und nacheinander eine Reihe von Lebensformen begraben haben, jetzt wie vor Billionen Jahren in dem Weltall und an unserer Erdrinde weiter und bereiten vielleicht auch ihrerseits einen jüngsten Tag dem Menschengeschlechte vor, an dem zwar nicht, wie nach der christlichen Mythe, Heulen und Zähneklappern sein wird, und die Todtengerippe aus ihren Gräbern auferstehen, aber einen Tag, der nach Hunderttausenden von Jahren zählt, und an dem auch wir einst neuen vollkommneren Lebensformen weichen müssen, wie uns und unsern Vorfahren der Drache und das Mammuth Platz gemacht haben.

Doch wie in nebelgrauer Vergangenheit, so wird auch in fernster Zukunft die Summe der wirkungsfähigen Kräfte im Naturganzen, trotz aller Veränderlichkeit der Erscheinungen, immer

dieselbe bleiben, weil die Menge des vorhandenen Stoffes, ewig und unverändert, weder vermehrt noch vermindert werden kann. Wissen, Erkenntniß der Gesetze, wonach Alles war und ist und werden muß, gibt daher allein uns Macht über die sonst übermächtig uns bedrohenden Elementargewalten. — Wissen allein ist unser Herrschaftssymbol, wenn nicht über das Weltall, so doch über unsern kleinen Planeten, denn es befähigt uns, nach und nach alle darauf thätigen Naturkräfte ebenso den realen Bedürfnissen des menschlichen Geistes dienstbar zu machen. — Dem Wissenden, der die Natur nicht blos mit liebendem Herzen, sondern auch mit denkendem Hirne genießt, mit dem Auge der Erkenntniß schaut, ist sie, die uralte ewig junge Lebenspenderin, daher nicht wie dem Frommen nur eine zweckmäßig eingerichtete Versorgungsanstalt für den Menschen, sondern das freie, unendliche Weltall, darin es plan- und ziellos sproßt und treibt, ohne je mit der Geburt anzufangen oder mit dem Tode abzuschließen.

Wir kennen bis jetzt keinen Naturproceß, der unserer Sonne, die stetig an eigner Lebenskraft einbüßt, was unsere Erde an Licht und Wärme ihr entzieht, das Schicksal ersparen könnte, dem andere Sonnen verfallen sind. Und an das Schicksal der Sonne ist auch das Schicksal unserer Erde gebunden. Doch ob auch nach Millionen Jahren Sonne und Erde gemeinsam erstarren, so werden inzwischen neue Welten entstanden sein, welche das hier absterbende Leben in sich aufgenommen haben oder bereit sind es aufzunehmen. Denn die Materie ruht nimmer. — Das Alte zerfällt, und „neues Leben blüht aus den Ruinen".

Darum wird, wie wir mit unserer Intelligenz, Cultur und Gesittung nur von dem Erbe zehren, welches unsere Vorfahren durch Kampf, Arbeit und Opferwilligkeit für uns erworben haben, so auch Alles, was wir in gleicher Weise erringen, unsere Nachkommen veredeln, ihr Dasein reicher, schöner machen. Und ebenso müssen nach demselben einheitlichen Gesetze fortschreitender Entwicklung die sich überlebten und unhaltbar gewordenen Zustände unserer heutigen Staats- und Gesellschafts-Ordnung derselben Wandlung und Vernichtung anheim fallen, der andere untergegangene Culturperioden anheim gefallen sind. Und neue bessere Zustände werden an deren Stelle treten, um im Laufe der Zeit und dem rastlosen Wandel alles Bestehenden wieder andern bessern Platz zu machen. — So gährend, kreisend strebt und drängt es vorwärts, bis mehr und mehr das, was wir in der Natur als Einheitsleben erkannt haben, auch das Lebensgesetz der Gesellschaft werde: Alle für Einen und Jeder für Alle!

So, werthe Freunde, lassen Sie mich diese Naturbetrachtungen schließen mit Goethe's herrlichen Versen:

In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben!
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Der Mensch, das Product seiner Erziehung.

„Im Anfang schuf Gott Himmel, Wasser, Erde, dann Sonne, Mond und Sterne, Pflanzen und Thiere und zuletzt — den Menschen nach seinem Ebenbilde!"

So lehrt die biblische Schöpfungsmythe, und so haben wir Alle wohl in unserer Kindheit es gelernt und uns recht herrlich groß gefühlt in unserer kleinen Gottähnlichkeit. — Denn Vater und Mutter oder wer sonst in Liebe unser junges Dasein hegte und pflegte, war für uns — der Mensch; und wir dachten uns Adam und Eva, das erste Menschenpaar, diesem Menschen ebenso ähnlich wie dem lieben Gott selbst, den wir uns ja wohl auch unter keinem andern Bilde vorzustellen vermochten, als dem von Vater oder Großvater mit langem weißem Barte.

Seitdem haben wir an der Hand der Naturwissenschaften gelernt, daß jener erste Mensch, das herrliche Ebenbild Gottes, jedenfalls dem Affen viel ähnlicher war, als irgend einem heutigen Culturmenschen, behaart, geschwänzt, auf Bäumen oder in Höhlen lebend, von Kräutern und Wurzelwerk sich nährend, zähnefletschend, statt der Sprache unarticulirte Laute ausstoßend und ganz nur seinen sinnlichen Trieben folgend, wie das Thier. Von jenem Urmenschen, dessen Bild unserer kindlichen Phantasie wohl schwerlich je als das Ebenbild unseres Gottes vorgeschwebt haben mag, und dessen Entwicklung aus niedersten Organismen in eine vorhistorische Zeit gehört, die nicht nach hunderten, sondern nach hunderttausenden von Jahren zählt, finden wir noch entfernte Spuren bei den wildesten Naturvölkern Inner-Afrikas, Australiens und der Südsee-Inseln. Dahin müßten wir uns wenden, um eine auch nur annähernd richtige, wenn auch schon wesentlich veränderte und veredelte Vorstellung von dem Geschöpfe zu gewinnen, das zuerst als Mensch aus dem großen Werde- und Wandlungsprocesse der Natur hervorging.

Schönes werden wir freilich wenig da finden, nichts Menschliches nach unsern Begriffen; allein dennoch wäre es ein recht thörichter Hochmuth, uns deshalb mit Verachtung abwenden, unsere Verwandtschaft mit jenen Wilden verleugnen zu wollen. Denn erstens bezeichnen sie, die uns so Abscheu erregend, so unmenschlich erscheinen, schon eine ziemlich hohe Stufe in dem Stammbaume unserer Ahnen, und zweitens dürfen wir nicht vergessen, daß unser ganzes so hoch entwickeltes Cultur- und Geistesleben nur mühsam aus eben solchen rohen Anfängen sich herausgearbeitet hat, — und zwar nicht an einem Tage und nicht kraft eines allmächtigen Willens, sondern im Wandel unermeßlicher Zeiträume und als Folge von Millionen bewußt oder unbewußt zusammenwirkenden Kräften.

Unzählige Generationen haben daran gearbeitet; es ist das Erbe aller geistigen Schätze, welche Jahrtausende für uns angesammelt haben; wir selbst sind das Resultat der von Generation zu Generation fortgesetzten Erziehung des Menschen durch den Menschen.

Unter Erziehung verstehen wir somit die Ausbildung, welche jede Generation bewußt oder unbewußt ihren Nachfolgern zu Theil werden läßt, damit diese befähigt werden, den bisher erreichten Culturgrad nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern möglichst zu vervollkommnen. Erziehung bezweckt demnach ebenso Förderung des allgemeinen Wohlstandes, wie Erhöhung der Glückseligkeit jedes Einzelnen, — und auch ihre Arbeitsth ilung wird gewöhnlich als eine zweifache bezeichnet: die moralische und die geistige Erziehung des Menschen. Erstere ist mehr dem Hause oder der Familie, letztere der Schule zu überweisen. — Doch wie das Glück des Einzelnen nur gedeihen kann in dem Gemeinwohle des Ganzen, so sind auch die moralische und die geistige Erziehung gleichsam zwei Arme nur desselben Stromes, die beide ihre Kraft und Lebensfülle aus dem physischen oder materiellen Wohlbefinden der Gesellschaft schöpfen. Denn wie die Maschine, so ihre Leistung; wie der Stoff, so die Kraft. — In Hunger und Kummer, unter Arbeitslast, Unfriede und Lebensnoth schwinden alle geistigen Interessen und sittlichen Ideale. Ein knurrender Magen ertödtet jeden Gedanken, jedes Streben, das über die nächsten physischen Bedürfnisse hinausgeht. Man muß satt sein, nicht frieren, keine übermüdeten Glieder haben, wenn man für Bildung und gute Sitte Interesse haben soll.

Es ist darum eine schwere Verläumdung jener übersättigten Moralisten, die selbst nie ein anderes Ideal gekannt haben als das Wohlleben des eignen Leibes, nie höhern geistigen und sittlichen

Zielen das kleinste materielle Opfer brachten, wenn sie mit vornehmer Geringschätzung von dem Armen behaupten, daß er keinen Sinn für die Wohlthaten einer guten Erziehung habe, weil er im Drange des Daseins seine Kinder häufig nur widerwillig zur Schule schickt und auch daheim sie mitunter zuchtlos verwildern läßt.

Nur wer nie in die Hütten der Armuth getreten ist, nie dem nackten Elend in die blöden Augen gesehen hat, kann sich darüber wundern, wenn ein Vater, der selbst den Unterhalt seiner Familie nicht mehr beschaffen kann, das Stück Brod, das sein Kind ihm erwerben hilft, nöthiger erachtet, als Lesen und Schreiben, wovon er selbst, seit er die Schule verlassen, keinen rechten Gebrauch mehr hat machen können. — Und die Mutter, die von Morgens früh bis Abends spät „in die Arbeit" muß, kann über der moralischen Erziehung ihrer Kinder nicht wachen, auch wenn sie alle Liebe und allen guten Willen dafür hätte und besser und verständiger noch wäre, als die allen guten Müttern als Beispiel vorgeführte Gertrud Pestalozzis.

Wenn Pestalozzi, der große Pädagoge, ganz mit Recht sagt: das tägliche Leben des Haushalts sei der wesentliche Boden der Erziehung, und jeder Schulunterricht, der nicht auf solchem guten Boden ruhe, tauge für das Ganze der menschlichen Bildung nichts, — so schwebte ihm sicherlich nicht der Haushalt irgend eines schlesischen Webers oder sächsischen Strumpfwirkers vor, überhaupt kein Hausstand, in dem Mann und Frau des Morgens gemeinsam zur „Arbeit" gehen, sondern ein Hausstand, wie er sein soll: darin die Mutter für die Großen wirthschaftet und über den Kleinen wacht und der Vater, von der Arbeit heimkehrend, immer noch Kraft und Muße übrig hat, um, wie Rousseau es will, der erste Lehrer seiner Kinder zu sein.

Von einer guten Erziehung — (ich wiederhole es ausdrücklich) — kann daher nur unter guten, das ist gesunden Existenzbedingungen die Rede sein.

Die gute Erziehung aber beginnt schon mit der Geburt des Kindes; denn wer Kinder nie an das gewöhnt, dessen sie später sich wieder entwöhnen müssen, hat schon viel gewonnen.

John Locke, der berühmte englische Erzieher am Ende des 17. Jahrhunderts, sagt diesbezüglich: „Erst verziehen wir unsere Kinder und dann machen wir uns die thörichte Hoffnung, sie noch zu rechten Menschen erziehen zu können." Und weiter fährt er fort: „Man nenne mir ein Laster, das Kindern nicht durch die eigenen Eltern, Ammen, Wärterinnen oder durch leichtfertige und gewissenlose Lehrer anerzogen wird." —

Und in der That: Zorn, Neid, Bosheit, Lüge, Hochmuth, Trotz, und was man sonst unter schlimmen Trieben und Neigungen bezeichnet, sind sie nicht alle dem Kinde weniger angeboren, als anerzogen? — Erst lehren wir die kleinen Patschhändchen nach Andern schlagen, und dann später klopfen wir ihnen für dieselbe Unart auf die gelehrigen Finger.

Von Natur ist das Kind weder gut, noch böse; es ist überhaupt gar kein moralisches Wesen; denn moralisch ist nur, was vernünftig, also ein Resultat des bewußten Willens oder der urtheilsfähigen Wahl ist. Davon aber kann bei dem Kinde keine Rede sein. Bei ihm ist, ähnlich wie bei jedem von der Cultur oder socialen Züchtung noch unberührten Naturmenschen oder Wilden, Trieb und Wille Eins. Es entscheidet jede Frage durch die That, ohne Wahl noch Urtheil, ganz nur dem augenblicklich es beherrschenden Naturtriebe gehorchend. — Dieser Trieb allerdings wird bei jedem Kinde ein verschiedener sein, und in so fern hat Schopenhauer recht, wenn er sagt: daß der Charakter dem Menschen angeboren, nicht anerzogen werde. Der Grundton unseres Wesens wird uns stets eigen bleiben, und keine Erziehung je aus einem Sanguiniker einen Phlegmatiker machen oder umgekehrt einen sanftmüthigen und phlegmatischen Menschen in einen leidenschaftlichen verwandeln; aber sie wird, wenn richtig geleitet, hier die Leidenschaftlichkeit dämpfen, dort das Phlegma anregen und so Ausschreitungen auf der einen und Lässigkeit auf der andern Seite verhindernd, einen der Gesellschaft nothwendigen und dem Einzelnen heilsamen Ausgleich der verschiedenen Triebe und Anlagen bewirken.

„In der ganzen Natur und so auch im Menschen lassen Kräfte sich nicht mittheilen, sondern nur wecken," sagt Ludwig Büchner in seinem berühmten Werke „Kraft und Stoff". — Aber gerade dieses Weckeramt ist es, dessen die Erziehung zu walten hat, und bleibt ihre Wirkung damit gleichwohl eine begrenzte, so ist sie innerhalb dieser Grenzen doch eine hochbedeutsame, weit über die Gegenwart hinausreichende.

Naturgemäß strebt das Kind nach Allem, was ihm Freude oder Genuß verspricht. Dabei ist weder Recht noch Unrecht. Sache der Erziehung aber ist es, daß das Kind in diesem Streben sich gewöhne, nicht blos an sich, sondern auch an Andere zu denken. Es ist dies die erste Anleitung zur Ueberwindung der Selbstsucht, zu Opferwilligkeit und Hingabe an das Gemeinwohl, was später, aus dem Instincte in das Bewußtsein übertragen, zur Grundlage aller Sittlichkeit im Menschen wird. Daß diese Sittlichkeit sich in ihm festige, hängt zumeist von den Eindrücken ab, welche das

kindliche Gemüth, lange bevor die Erkenntniß dafür reift, von dem Beispiele der Erwachsenen empfängt. Fortgesetzte Erziehung an sich selbst ist darum die erste Pflicht eines Jeden, der Kinder zu rechten Menschen erziehen will. — Im Uebrigen läßt sich ein allgemein gültiger und auf jeden Einzelfall anwendbarer Erziehungsplan schwer aufstellen, gerade weil die Stärke und die Mischungsverhältnisse der verschiedenen Triebe, die ausgeglichen und zum Guten geleitet werden sollen, bei jedem Kinde verschieden sind, und somit eine gleiche Behandlung nicht für alle taugt. Nur einige wenige Regeln sind wohl unter allen Umständen festzuhalten, und auch sie sind verschiedene Formen nur der einen Grundregel der Wahrheit und Gerechtigkeit, darin alle Erziehung ihren Kern- und Mittelpunkt finden muß.

Um auf die verschiedenen Triebe und Neigungen der Kinder einzuwirken, müssen wir sie vor Allem kennen, und um sie kennen zu lernen, müssen wir dem Kinde die volle Freiheit lassen, sie zu zeigen. — Also keine anerlernten Gefühle, keine erheuchelte Freundlichkeit, keine Liebesbezeugungen, wo sie nicht empfunden werden, keine Bitte und keinen Dank für Dinge, welche das Kind einfach als sein gutes Recht zu fordern hat. Will man schöne, edle Gefühle in dem Kinde wecken, so bringe man selbst ihm diese Gefühle entgegen, aber man fordere sie nicht, mache ihm keine Vorwürfe, wenn es dieselben nicht theilt. Gefühle lassen sich nicht erzwingen, und kein Gefühl ist immer noch besser als ein erheucheltes. — Man soll darum auch nie ein Kind zwingen, als Recht gelten zu lassen, was ihm ein Unrecht scheint; noch weniger es hindern, wo immer für Recht und Wahrheit einzutreten. Man belächle oder verhöhne seinen Eifer dabei nie. Zu viel Begeisterung schadet nicht; Begeisterungslosigkeit aber ist der Fluch unserer heutigen Jugend. — Auch halte man dem Kinde alles Rohe, Gemeine fern, aber wecke in ihm keine falsche Scham vor dem Natürlichen, welche nur dazu dient, die kindliche Unschuld zu vergiften und das Kind auf Gefahren aufmerksam zu machen, von denen es noch keine Ahnung haben sollte. — Nie darf man über Schlechtes vor dem Kinde spaßen oder, wenn auch nur zum Scherze, das Vertrauen des Kindes täuschen, nie aus Neckerei ihm Falsches vorspiegeln, nie, um augenblicklichen Quälereien zu entgehen, ihm versprechen, was man nicht zu halten denkt! In dem Worte der Eltern und Lehrer muß des Kindes Seele ruhen. Nur so wird man dessen Herz und Sinn verstehen und leiten lernen, seine scheinbar oft gedankenlosen Träumereien ergründen, seinen geheimsten Neigungen und verborgenen Talenten auf die Spur kommen und wahre Herzensgüte von jener falschen Empfindsamkeit

oder urtheilslosen Gefühlsschwelgerei unterscheiden, welche durch einseitige Züchtung des Phantasie- und Gemüthslebens auf Kosten der Verstandesthätigkeit namentlich in der weiblichen Erziehung eine so große und so verhängnißvolle Rolle spielt und so leicht später in Charakterschwäche und Pflichtvergessenheit ausartet.

Das Kind muß gehorchen, gewiß; doch damit es gern und willig gehorche, darf Gebot wie Verbot das Rechtsgefühl des Kindes nicht verletzen. Man versage darum dem Kinde möglichst wenig, was ihm nicht schadet, sondern nur uns selbst genirt, und gewähre ihm nicht heute aus bloßer Laune, was man ihm gestern ebenso grundlos versagte. Die Widersetzlichkeit der Kinder entspringt meist solch' willkürlichen Vergewaltigungen, womit man ihre unschuldigen Vergnügungen stört, ihre berechtigten Klagen zurückweist oder ihnen Pflichten auferlegt, für die sie noch kein Verständniß haben. Doch ist ein Gebot erlassen, so halte man daran fest. Das Kind muß wissen, daß es unter allen Umständen zu gehorchen hat, und zwar der Mutter ganz ebenso wie dem Vater! Der Appell einer Mutter an die Autorität des Vaters ist stets eine Selbsterniedrigung der Mutter in den Augen des Kindes; denn es beweist, daß sie im Hause und bei den ihrigen nicht dieselbe Achtung sich zu erwerben wußte, wie er.

Falsch und ganz verwerflich in der Erziehung ist der leichtfertige Grundsatz von dem Unterschiede zwischen Theorie und Praxis. Was theoretisch richtig ist, muß auch praktisch sich bewähren. Des Kindes Seele ist vor jedem Zwiespalte zwischen Wort und That, Lehre und Beispiel zu bewahren.

Nichts wirkt verderblicher auf das Kind, als wenn Vater und Mutter oder Eltern und Lehrer in der Behandlungsweise des Kindes verschiedener Ansicht sind und diesen innern Widerspruch auch dem Kinde zum Bewußtsein bringen. Das kindliche Gemüth, haltlos zwischen den streitenden Parteien, deren jede ihm Autorität sein sollte, hin- und hergeworfen, entbehrt da jeder sittlichen Grundlage einer harmonischen Charakterentwicklung.

Belohnungen sollten ebenso wie Strafen möglichst vermieden und niemals durch Versprechen oder Drohung als Triebfeder benutzt werden. Die guten und schlimmen Folgen seiner Handlungen dem Kinde anschaulich gemacht, sollten ihm Lohn und Strafe sein.

Jedenfalls aber, wo Strafe nothwendig scheint, darf sie nie als Buße, sondern nur als Besserungsmittel wirken. — Strafarbeiten sind darum das verkehrteste Mittel, um der natürlichen Trägheit oder Lässigkeit eines Kindes wirksam zu begegnen. Die ohnedies schwache Arbeitslust wird durch solche Ueberbürdung

nur mehr noch in ihrem Widerwillen bestärkt und die Arbeit dem Kinde verhaßter als je. — Arbeitscheu wird nur überwunden, wenn wir den Gegenstand der Arbeit so interessant zu machen wissen, daß der davon ausgeübte Reiz größer wird, als die zu überwindende Schlaffheit. — Nicht die Masse eigener Gelehrsamkeit macht daher den guten Lehrer, sondern die Begabung, die Wißbegierde der Schüler und damit ihre Lust am Lernen anzuregen.

Strafanwendung ist unter allen Umständen nur so weit zulässig, als das Kind auch in der Strafe immer noch die Liebe der Eltern, die Gerechtigkeit der Lehrer zu erkennen vermag. Die Ruthe hinter dem Spiegel ist ein Attentat auf jedes Ehrgefühl in der jungen Menschenbrust, — ein Rückstand noch des jüdisch-christlichen Dogmas: „Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er."

Je weniger Geschick oder Hingabe Eltern und Lehrer zur Erziehung haben, um so mehr und um so grausamere Strafen wenden sie an, und die Zahl der lebensmüden Kinder, die aus Furcht vor Strafe, oder um fortgesetzten Mißhandlungen zu entgehen, Selbstmord üben, ist weitaus größer, als man ahnt.

Schon vor 300 Jahren sprach der Philosoph Montaigne sich dahin aus: „Ich mißbillige jede Art von brutaler Gewalt in der Erziehung einer Seele, die man für Ehre und Freiheit bilden will. Was Vernunft und Geschicklichkeit nicht erreichen, wird auch durch Zwang nicht erreicht. Ich habe von Schlägen nie eine andre Wirkung gesehen, als daß sie das Gemüth noch niederträchtiger, boshafter und trotziger gemacht haben."

Da Schimpfworte immer entwürdigend zurückfallen auf Die, welche sie ausstoßen, so darf ein Kind sie nie aus dem Munde Derer hören, die es lieben und achten soll. — Auch hüte man sich, durch weitläufige Ermahnungen im Kinde langweilig zu werden oder Dinge mit heranzuziehen, die nicht zur Sache gehören, auf längst begangene und schon vergebene und vergessene Unarten immer wieder zurückzukommen und dem Kinde Rechtsbegriffe vorauszusetzen, die es noch nicht haben kann, an Gefühle zu appelliren, die es nicht kennt, oder gar Grundsätze aufzustellen, die erst das Leben in uns entwickelt und befestigt.

Nur selten und nur in den frühesten Jahren wird das Kind durch seine eigne ausschweifende Phantasie zu selbstständigen Unwahrheiten, Uebertreibungen oder Erdichtungen verleitet. Später ist es fast immer Furcht vor Strafe, welche der Lüge des Kindes zu Grunde liegt. Nehmet diese Furcht von seiner Seele und das

Kind wird naturgemäß die Wahrheit sprechen, — so lange wenigstens, als es durch die Lehren und durch das Beispiel der Erwachsenen in der Lüge nicht unterrichtet worden ist.

Doch hier auch treffen wir den Knotenpunkt aller guten und schlechten Erziehung, und er ist darum der höchsten Beachtung werth. Denn die Lüge, — das ganze Schein- und Trug-Leben, welches heute das fast nothwendige gesellschaftliche Erforderniß eines sogenannt gebildeten Menschen und uns Allen schon so zur zweiten Natur geworden ist, daß wir eine strenge Wahrhaftigkeit kaum mehr in uns selbst finden oder an Andern ertragen können, — die Lüge ist der am ganzen Gesellschaftskörper wuchernde Fäulniß-proceß, die Ursache aller schlechten und betrügerischen Handlungen, die in der Welt geschehen, weil Rechtlichkeit nichts weiter ist, als die zur That gewordene Wahrhaftigkeit.

Recht handelt nur, wer wahr ist gegen sich selbst und Andere. In Wahrheit und Selbsterkenntniß vor Allem sollte darum des Kindes Seele geübt werden. Doch das Gegentheil geschieht.

Von dem ersten Ammenliedchen an und dem schrecklichen Wau-wau, der durch den Schornstein fährt und die bösen Kinder holt, durch das ganze tolle Gebiet des Märchens hindurch, mit seinen verwunschenen Prinzen und Prinzessinnen, seinen bösen Stief-müttern und alten Hexen, mit seinen Riesen und Zwergen, Menschenfressern, Kobolden, geschlachteten Kindern, seufzenden Galgen und wandelnden Todtenköpfen, woran die kindliche Phan-tasie in verderblichster Weise durch Schauerbilder erregt und von Sinnestäuschungen umgaukelt wird, bis zu dem Schul-Aufsatze „über das Glück der Armuth", (den beneidenswerthen Armen, den es noch hungert, und den bedauernswerthen Reichen, der sich schon so übersatt gegessen hat, daß ihn nach gar keinen Leckerbissen mehr gelüstet!) — womit man noch halbwüchsigen Knaben und Mädchen das Rechtdenken verdreht und auf falsche Bahnen lenkt, sind fast alle frühesten Eindrücke, die das Kind, der werdende Mensch, empfängt, directe Täuschungen, Lügen oder mehr oder minder indirecte Umgehungen der Wahrheit.

Und die wenigsten Menschen vermögen auch später und mit der vollen Einsicht in die falsche Richtung ihres Geist- und Gemüthlebens sich dieser Kindereindrücke ganz wieder zu entziehen. Der Märchen-Zauberspuk klingt oft durch das ganze Leben nach in tausend abergläubischen Vorstellungen, die nicht selten auch sonst frei denkenden Menschen anhaften. Ich erinnere nur an die böse „Sieben" oder die todbringende „Dreizehn", an den Unglückstag (bei einigen Völkern der Freitag, bei andern der Dienstag), an das gute und böse Omen, wenn uns Schafe oder Schweine

begegnen, oder an das „Gruseln", wenn man des Nachts an einem Friedhofe vorübergeht, oder wenn ein Käuzchen schreit, oder ein Glas zerbricht, oder Salz verschüttet wird, und was dergleichen Unsinn mehr ist.) — Und Menschen, die in ihrer Kindheit sich in Lügen und Winkelzügen geübt haben, werden auch später den einfachen und geraden Weg der Wahrheit nicht finden und Recht von Unrecht schwer nur unterscheiden.

Alle Moral aber, ja, die ganze Geschichte der Menschheit ist nur ein ewiges Winden und Drehen um diese beiden Pole: Wahrheit und Gerechtigkeit. Alles, was dem persönlichen Ruhme oder der äußern Macht dient, wie glorreich auch immer, ist vergänglich, sinkt in Staub, fällt früher oder später der Vergessenheit anheim. Einst mächtige Reiche, Städte mit hundert Thoren, Riesenbauten, die einer Ewigkeit zu trotzen schienen, sie sind verschüttet und nichts ist davon übrig als der Staub, den wir mit Füßen treten. — Nur was den Geist fördert, das Rechtsbewußtsein stärkt und so an dem Fortschritte der Menschheit arbeitet, ist von Dauer und wirkt fort durch die Jahrtausende.

Nichts ist darum unbedeutend, was wir im Dienste der Wahrheit und Gerechtigkeit thun. Der kleinste Funke, den wir ausstreuen, kann in Andrer Herzen zur Flamme werden, die zündend um sich greift und Völker und Jahrhunderte erleuchtet.

Der Funke der Wahrheit, den wir in die erst werdende Seele des Kindes streuen, ist daher von unermeßlicher Tragweite, von unschätzbarem Werthe; die Lüge, die wir darin groß ziehen, ist ein geistiger und sittlicher Mord, den wir nicht nur an dem einzelnen Menschenkinde, sondern an der ganzen Menschheit begehen — ist eine Versündigung an unserer eignen Vernunft. Denn das Kind ist die Zukunft, sein Geist der fortwirkende Geist der Menschheit. Bedrücken, verwirren wir diesen Geist, so fällt die Sünde auf uns selbst zurück, die wir ein Theil dieses Menschheitsgeistes sind, und vergebens beschönigen wir sie durch den von Philistern und Dunkelmännern erfundenen Satz: daß die Vernunft später sich von selbst Bahn breche, und das Kind, wann erst erwachsen, am besten durch eigene Kraft sich aus der Lüge zur Wahrheit durcharbeite. — Das Leben ist wahrlich zu kurz, um dessen zweite Hälfte damit zu vergeuden, all den Lügenmoder aus unserm Gehirne wieder auszustäuben, den man in der ersten Hälfte geflissentlich darin aufwirbelt. Wir bedürfen das ganze Leben und müssen es recht ausgiebig verwerthen, um auch nur einigermaßen die Welt und uns selbst zu erkennen, im Buche der Natur und Geschichte zu lesen, die Gesetze zu erforschen, die im Allleben wie in jeder einzelnen Erscheinung thätig sind.

Darum ist es auch für das Kind von größter Wichtigkeit, ob man dessen Erziehung von dem Principe des Glaubens oder von dem der Vernunft aus leite, und es ist durchaus nicht gleichgültig, ob freidenkende Eltern aus der Kirche austreten und damit sich und ihre Kinder von jeder Religionsgemeinschaft loslösen, oder ob sie darin bleiben, ihre Kinder taufen confirmiren, an dem Confessionsunterrichte Theil nehmen und in die Kirche gehen lassen?

Abgesehen von der thörichten Kraft- und Zeit-Vergeudung eines Kindes, das von solch freidenkenden Eltern gezwungen wird, im Religionsunterrichte erst mühsam zu erlernen und dem Gedächtnisse einzuprägen, was es später nach dem Wunsche derselben Eltern ebenso mühsam wieder verlernen und vergessen soll, wirkt es auch im höchsten Grade demoralisirend, wenn eines Tages das Kind zur Einsicht kommt, daß Eltern und Lehrer, also gerade die Menschen, die ihm ein leuchtendes Vorbild alles Wahren und Rechten sein sollen, so und so lange sein Vertrauen getäuscht, seine Wißbegierde irre geleitet und es bewußt und absichtlich in einer Lüge unterrichtet haben.

Doch dies ist nicht der einzige demoralisirende Einfluß der religiösen Lüge auf das Kind, den werdenden Menschen. Da beide Principien, das des Glaubens und das der Vernunft, sich nicht vereinigen lassen, so ist der gläubige Mensch gezwungen, auf jedes eigene Urtheil zu verzichten, sobald dies dem Dogma seines Glaubens widerspricht. Doch ist der Mensch gezwungen, etwas gegen seine Vernunft als recht oder wahr zu bekennen, so ist er auch gezwungen, gegen sein Gewissen oder besseres Wissen zu handeln.

Dieses Ineinandergreifen unversöhnlicher Widersprüche zerstört ebenso den innern Einklang im Leben des Einzelnen, wie es als ein rother Faden voll Greuel und Verwüstung durch die ganze Geschichte der Menschheit sich fortspinnt. Kein Volk ist ganz davon verschont geblieben. Wo wir ein Blatt aufschlagen im Buche der Geschichte, finden wir blutige Spuren, welche der religiöse Fanatismus darauf zurückgelassen hat. Ja, es sind zu allen Zeiten, seit dem grauen Alterthume bis auf unsere Tage, mehr Verbrechen an der Menschheit verübt worden im Namen der Religion als auf Grund irgend einer andern Leidenschaft.

Und nicht die wenigsten im Namen gerade der Religion, die sich mit besonderem Behagen eine Religion der „Liebe" nennt. Wer dem Christenthum durch ein Jahrtausend folgen will, — so etwa vom sechsten bis in's sechszehnte Jahrhundert, der muß mit ihm waten durch unergründliche Blutlachen, muß mit ihm hinab-

steigen in dumpfe Kerker und von Aechzen und Stöhnen widerhallende Folterkammern, darf nicht zurückschrecken vor brennenden Scheiterhaufen und nicht vor Massenmorden und Greuelthaten sondergleichen, die alle „zur Ehre Gottes" verübt wurden.

Der Mensch aber, der seines Vernunftrechtes sich begiebt, entäußert sich damit dessen, was ihn vom Thiere unterscheidet und zum Menschen macht. Auf dieser abschüssigen Bahn weiter rollend, wäre er auf dem besten Wege, nicht ein Engel im Himmel, wohl aber wieder ein Affe auf Erden zu werden.

Denn was uns vom Affen unterscheidet, ist nicht etwa eine uns von Gott eingeblasene unsterbliche Seele, sondern die Fähigkeit, kraft unseres durch jahrtausendlange Uebung und Pflege seiner organisirten Nerven- und Ganglienapparates unser Empfindungs- und Denkvermögen höher zu entwickeln als das Thier.

Denken und Empfinden an sich sind physiologische Processe, die in den beiden großen Gehirnhemisphären als centrifugale und centripetale Strömungen sich vollziehen, ebenso im thierischen wie im menschlichen Organismus, und was Theologen und Spiritualisten die Seele des Menschen nennen und als unterscheidendes Merkmal dem bloßen Triebleben der Thiere gegenüberstellen, ist nichts weiter als dieses selbe Triebleben auf einer höheren Stufe der Entwicklung. Keine selbstständige schöpferische Kraft, unabhängig von der Materie oder gar ihr feindlich gegenübergestellt, wie der christliche Dualismus behauptet, ist die Seele vielmehr eine bloße Bethätigung der Materie, mit ihr zusammenhängend, wie das Kind mit der Mutter, die es geboren, und nur in dem Maße, als die dem menschlichen Organismus innewohnende höhere Entwicklungsfähigkeit thatsächlich auch höher sich entwickelt als die des Thieres, unterscheidet die Menschenseele sich von der Thierseele. Jede Religion, die diese Entwicklung hemmt, — und sie thaten es alle, sobald die in dem allgemeinen Culturzustande eines Volkes enthaltene Vernunft größer wurde, als die seines jeweiligen religiösen Dogmas — hebt mehr oder minder diesen Unterschied auf, und alle fortschreitende Civilisation trägt folglich die Ueberwindung irgend einer religiösen Weltanschauung in ihrem Schooße.

Denn der Fortschritt der Welt ist bedingt durch die Cultur oder Züchtung der Vernunft, und nur indem wir den Menschen aus dem Banne des Instincts oder der urtheilslosen Begierde zum freien Willen oder der urtheilsfähigen Wahl führen, fördern wir das Gute und überwinden wir das Böse in der Welt.

Folglich darf die Erziehung nicht auf religiöse Vorstellungen sich gründen, welche von der Vernunft überholt, von der Wissenschaft ihres Irrthums überführt sind; ja, es ist mit äußerster

Strenge darüber zu wachen, daß unter keinerlei Vorwand religiöser Humbug irgend welcher Art sich in die öffentlichen Schulen einschmuggle. Mit kleinen Gebeten, frommen Sprüchlein und dergleichen fängt man an und mit dem obligatorischen Religionsunterrichte hört man auf. — Was aber soll unsern Kindern, frage ich, die Weisheit Salomonis oder die sinnlose Herplapperei abgestandener Katechismussprüche? Was hat unsere Moral mit den wollüstigen Phantasien orientalischer Despoten oder den Gemeinplätzen jüdischer und christlicher Propheten zu schaffen, die seit zweitausend Jahren schon todt und um vierzig Generationen hinter unserer heutigen Cultur zurück sind?

Der Geist der Menschheit ist wahrlich ein anderer heute als damals und bedarf somit für seinen Wirkungskreis auch anderer geistiger und sittlicher Grundlagen, als die sind, welche das alte und neue Testament uns bieten.

Die erste Sorge jedes gesunden und vernünftigen Staates sollte daher die erreichbar höchste und allgemeinste Erziehung seiner Bürger zum Verständnisse alles Wahren, Guten und Schönen sein, weil der Wohlstand, die Blüthe einer Nation stets im Verhältnisse steht zu ihrer Cultur. Je mehr der Staat diese entwickelt und zum Gemeingute Aller macht, umsomehr auch fördert er jene.

Vergebens baut eine Gesellschaft Kasernen, Festungen und Zuchthäuser sich zum Schutze, vergebens errichtet sie ihre Galgen. Die geistige und sittliche Erziehung der Menschen ist der einzige Wall, der im Kampfe um's Dasein sie vor Vernichtung zu schützen vermag.

Doch während man durch vermehrte Volksschulen der intellectuellen Erziehung theilweise wenigstens Rechnung trägt, kümmert man sich um die sittliche und sociale Erziehung der Menschen fast gar nicht. Der heutige Staat läßt es sich an der negativen Seite dieser Erziehung genügen; das heißt: er schreckt vom Bösen ab, statt zum Guten hinzuleiten.

Furcht vor diesseitiger und jenseitiger Strafe: hier Prügel, Galgen und Zuchthaus, dort die Hölle, sind die ebenso bequemen wie brutalen Mittel dieser Erziehung, während es für die Pflege des Guten ganz anderer sittlicher Factoren bedürfte. Deren Vernachlässigung im Staats- und Gesellschaftsleben wirkt verhängnißvoll zurück auch auf die Familie und führt schließlich zu jenem tiefen moralischen Sumpfe, darin unzählige Existenzen ihren socialen, physischen und sittlichen Untergang finden.

Doch wie so manches Menschenleben, das heute dunkel, räthselhaft uns entgegentritt, würden wir verstehen lernen, wenn wir ihm

nicht nur auf den Schulsack klopften, um die darin enthaltenen und oft an ganz werthlose Dinge vergeudeten Unterrichtsstunden nachzuzählen, sondern wenn wir die meist schon verwischten Spuren wieder auffinden könnten, die zurückführen zu den ersten Eindrücken, welche das Kind im Hause, in der Familie empfangen hat, und die nicht selten entscheidend sind für die ganze spätere Lebensführung des Menschen. Denn an dem Beispiele der Eltern wachsen die Tugenden und wachsen die Laster des Kindes. Ungerechtigkeiten, die das Kind sieht, Lügen, die es hört, Mißhandlungen, die es erduldet, können Gerechtigkeit, Wahrheit und Menschlichkeit für immer in ihm selbst ertödten.

Die meisten Verbrechen sind zurückzuführen auf starke brutale Triebe, von keinem sittlichenden Einflusse im Hause, in der Familie eingedämmt oder auf eine richtige Fährte geleitet, und den meisten durch Herz und Charakter ausgezeichneten Menschen ward in ihrer Kindheit der Segen eines harmonischen Familienlebens, die Wohlthat einer verständnißinnigen Pflege ihres Gemüthes zu Theil.

Die Statistik der inmitten unseres Culturlebens so erschreckend überhandnehmenden Verbrechen aber weist mit erschütternder Beredtsamkeit auf die traurigen Folgen der Vernachlässigung der sittlichen Erziehung des Menschen hin. Diese Vernachlässigung hängt, wie ich schon angedeutet habe, auf's engste mit den politischen und wirthschaftlichen Verhältnissen eines Landes zusammen, und diesen entsprechend wird denn auch jedesmal der moralische Stand seiner Bürger sein. Denn an der Hand derselben Statistik, die uns über Zahl und Art der Verbrechen eines jeden Volkes und jeder Zeitepoche belehrt, lernen wir auch, daß alle äußeren Strafmittel sich machtlos dagegen erweisen. Sie können den Verbrecher für die Gesellschaft unschädlich machen; allein den Menschen in ihm bessern können sie nicht. Diese Besserung zu bewirken, gibt es nur *eine* Strafe: die, welche das eigene Gewissen über den Schuldigen verhängt.

Gewissen aber ist Wissen: die *Unterscheidungsfähigkeit* von Recht und Unrecht, Schaden oder Nutzen. Und diese Fähigkeit wird uns nicht als Gottesgabe mit in's Leben gegeben, sondern sie entwickelt sicht durch Selbstzüchtung an den Lehren und dem Beispiele der Jahrhunderte.

Nur auf Grund der Zusammengehörigkeit der Menschen untereinander ist die Erziehung jedes Einzelnen möglich; denn mit gegenseitiger Mittheilung allein wächst der Gedanke. Die ersten Sprachanfänge bezeichnen darum auch die ersten Culturanfänge, das Menschwerden des Thieres.

Daher war zu allen Zeiten das freie Wort Grundstein alles nationalen Lebens und Gedeihens, und ist es heute noch. Das Maß der Rede- und Preß-Freiheit eines Landes ist kennzeichnend für die Cultur und fortschrittliche Entwicklung seiner Bürger. Ein Volk kann darum nie eifrig genug darüber wachen, sich diese unschätzbaren Güter ungeschmälert zu erhalten. Sie sind ihm das einzig sichere Unterpfand einer bessern Zukunft. Denn wo das Wort geknebelt, der freie Meinungsaustausch verhindert wird, stirbt der Gedanke, stockt die Bewegung, und ohne Bewegung kein Leben, keine Wohlfahrt, kein Gedeihen!

Ja, auch der begabteste Mensch verkümmert ohne die Mitwirkung seiner Nebenmenschen. Das sogenannte Genie ist nichts weiter als eine gut organisirte, stark phosphoriscirende Gehirnmasse, tüchtig geschult und unter ihr günstigen Verhältnissen frei und kräftig sich entfaltend.

Die Behauptung, daß das wahre Genie sich stets selbst Bahn breche, gehört zu den abgestandenen Phrasen des Philisteriums. Wenn es einem genialen Menschen auch vielleicht gelingen mag, unter ungünstigsten Verhältnissen und ganz nur auf sich selbst gestellt das volle Maß seiner Geisteskräfte zu bethätigen, — wie viele ebenso befähigte, hochbegabte Naturen gehen dagegen in Arbeitslast, Lebensnoth und Verlassenheit elend zu Grunde!

Wenn darum gewisse Völker und gewisse Zeiten besonders reich sind an hervorragenden Männern, bedeutenden Frauen, so ist es nicht, weil solche Völker und solche Zeiten besonders organisirte Gehirne erzeugen, sondern weil das Gesammtleben der Nation der freien Geistesbethätigung des Einzelnen besonders günstig ist.

Am Genius der Menschheit reift das Genie des Menschen.

Der Genius der Menschheit aber ringt nach Wahrheit, und nur wer sich ihr weiht, wird ewig leben, weil er für das lebt, was ewig ist.

Aus stillem Denken keimt ein wachsend Leben;
Das wird die Welt aus ihren Angeln heben.
Und wär' es auch nach hunderten von Jahren,
Sein Tag erscheint dem ausgesprochnen Wahren.

Frauenlage und Frauenrecht.

Die Nothlage der Arbeiterinnen und die damit zusammenhängende und mehr und mehr um sich greifende Prostitution unserer großen Städte diesseits wie jenseits des Oceans beschäftigt seit lange nicht nur menschenfreundliche Idealisten, sondern der so bedauerlichen, die Familien zerüttenden realen Folgen wegen auch ganz nüchtern denkende Realisten. — Man hat, um diesen Uebelständen abzuhelfen, Wohlthätigkeits- und Arbeiterinnen-Vereine gegründet und edle Frauen haben sich an deren Spitze gestellt und mit Verständniß die Hebung und richtige Werthschätzung der Frauenarbeit auf allen Gebieten zur fundamentalen Grundlage der Frauen-Emancipation gemacht. Auch ist von diesen Vereinen Manches nicht nur für Verbesserung der materiellen Nothlage der Arbeiterin geschehen, sondern sie drängen auch mehr und mehr die widerstrebende Gesellschaft zu einem mäligen Ausgleich von Pflichten und Rechten und zwingen sie damit zu einer endgiltigen Lösung der Frauenfrage überhaupt. Letzteres wird um so eher erreicht, je mehr man außer dem materiellen Nothstande auch die allen Frauen gemeinsame sociale Rechtsbeschränkung, politische Rechtlosigkeit und auch geistige Verkümmerung in Betracht zieht. Die Großindustrie, welche die Frauen- und Kinder-Arbeit schuf, dieses eigenartigste und verhängnißvollste Leiden unseres Proletariats, gab damit plötzlich und ganz entgegen ihrer Absicht der Frauenemancipation, die theoretisch sich fast schon erschöpft hatte, eine neue praktische Wendung: indem sie die Frau hinausdrängte auf den öffentlichen Markt des Lebens, entriß sie dieselbe der seither widerstandslos geübten gesetzlichen Vormundschaft des Mannes und machte sie, weil zu einem selbstthätigen, so auch zu einem selbstverantwortlichen Gliede der Gesellschaft.

So wurde das, was dazu bestimmt schien, die Frau noch mehr herabzudrücken, sie in völliger Ausnützung ihrer Kräfte zu einem stumpfsinnigen, willenlosen Werkzeuge speculativer Ausbeute des Mannes zu machen, der Hebel ihrer innern und äußern Befrei-

ung! Das Maß ihrer Leiden war erschöpft und sie fühlte, wo sie es noch nicht zu verstehen vermochte, daß auch ihrerseits etwas geschehen müsse, wenn sie nicht von den über sie dahinbrausenden Culturwogen verschlungen werden solle. Und dieses Gefühl hat nicht die arme Arbeiterin allein; auch die Frau der sogenannten bessern Stände, wie immer sie die innere Hohlheit ihres Lebens übertünchen und das Schaufenster ihres glänzenden Elends unter allerlei buntem Flitterwerk verdecken möge, ist in zehn Fällen neunmal ein recht verlassenes, hülfloses Geschöpf. In ihre kühlen Prunkgemächer dringt selten nur ein warmer Herzensstrahl, wie er doch hie und da die Hütten der Armuth erleuchtet, kein freier großer Gedanke, — nichts, was ihr ein Gefühl der eigenen Würde und ernster Pflichterfüllung geben könnte.

Gelangweilt verläßt nicht selten gerade in diesen hohen und höchsten Kreisen der Mann die glanzerfüllten Gesellschaftsräume seiner eigenen Frau, um ein letztes Restchen warmen Gefühls, das ihm vielleicht noch geblieben, — bei irgend einem armen Kinde des Volkes auszuleben oder wohl auch — schlimmer noch — seinen abgestumpften Sinnen in irgend einem Bordelle neue Anreizungen zu verschaffen.

Doch wie viele Thränen und Seufzer auch hier wie dort aus der bedrängten Frauenseele sich loslösen, sie Alle, die Unglücklichen, empfinden nur das Unrecht, das ihnen geschieht; doch sie geben sich nicht Rechenschaft über die Ursachen, die es hervorgerufen haben und fortdauernd erhalten.

Von Kindheit her schon in dem Wahne erzogen, daß sie überhaupt nur zum Leiden und Dulden da sei, hat die Frau unserer Tage selten nur sich damit beschäftigt, ihre zerstreuten Gedanken zu sammeln, sich ein eignes Urtheil zu bilden.

Und wiederum spreche ich hier nicht von der armen Arbeiterin allein, welcher die Noth des Daseins keine genügende Schulbildung gestattete, sondern von der Frau im Allgemeinen. Ja, ich habe bei der Frau des Volkes nicht selten mehr Besinnung und ein gesünderes Urtheil gefunden, als bei der sogenannten Dame, deren ganze berühmte Bildung häufig geradezu als eine Verbildung bezeichnet werden muß: eine systematische Versumpfung des Geistes und Verknöcherung des Herzens, — eine künstlich gezüchtete Nervenzerrüttung! Denn hochgradige Nervosität ist heutzutage für diese Damen fast ein ebenso nothwendiges Requisit wie für den Schneider die Scheere, für den Schuster der Leisten. — Nervös zu sein, gehört zum guten Ton. — Nichts ist plebejischer, als starke, gesunde Nerven zu haben, die gelegentlich auch einmal eine herzhafte Freude oder einen tüchtigen Schreck aushalten können,

ohne sofort in Ohnmacht zu fallen oder die obligaten Krämpfe zu bekommen.

So ist, während beim Volke die Bildung der Frau als eine mangelhafte bezeichnet werden muß, dieselbe in den sogenannten höhern Gesellschaftskreisen durchschnittlich eine verkehrte, und in beiden Fällen ergibt sie das gleiche traurige Resultat: der Frau den sittlichen Boden ihres Rechtsbewußtseins zu entziehen, sie in geistiger Unmündigkeit und materieller Abhängigkeit zu erhalten. Und dies wird so bleiben, so lange die darauf wirkenden Ursachen nicht andere werden, — so lange die Frau von den ihre Zeit bewegenden Interessen ausgeschlossen bleibt und das Gefühl des an ihr begangnen Unrechts sich nicht zum Bewußtsein der von ihr zu fordernden Rechte und dafür zu leistenden Pflichten klärt. Denn zu einer Umgestaltung der ganzen socialen und politischen Stellung der Frau, wie jeder in dem Geiste und den Forderungen einer neuen Zeit Mitlebende sie anstrebt, ist es vor allen Dingen nothwendig, daß die Frau geistig reif werde, das Neue zu erfassen, und dadurch zugleich auch moralisch stark genug, sich von dem Alten, Ueberlebten loszulösen. Dies ist jedoch bei der großen, sehr großen Mehrzahl unserer Frauen durchaus nicht der Fall. Urtheilslos, ganz nur der augenblicklichen Gefühlserregung sich überlassend, sind sie durchschnittlich weit mehr noch Sklave ihrer eignen Vorurtheile, Launen und Leidenschaften, als irgend einer äußern Gewalt. Wenn der Mann sie beherrscht, so ist es weniger weil er der physisch stärkere von Beiden ist (denn von dieser Waffe einer kräftigeren Musculatur macht er doch wohl nur in den seltensten Fällen Gebrauch), als weil er das Bewußtsein seines Rechtes und sie nur das Gefühl des an ihr begangnen Unrechts hat.

Doch wenn Herr von Hartmann, der bekannte „Philosoph des Unbewußten", in wunderlicher Verwechslung von Ursachen und Wirkung, wie sie ihm, dem Philosophen von Fach, eigentlich nicht passiren dürfte, dieses überwuchernde Empfindungsleben als die Ursache bezeichnet, weshalb die Frau „naturgemäß" von aller Geistesemancipation auszuschließen sei und unfähig, Theil zu nehmen am öffentlichen Leben, so sehe ich im Gegentheile darin nur eine bedauerliche Wirkung gerade dieses Ausschlusses.

Die demüthigende Unselbstständigkeit der Frau, ihre totale Abhängigkeit von dem Manne, ebenso im öffentlichen und politischen, wie auch im Privatleben, ja selbst im Schalten und Walten des Haushalts, darauf sie als ihre „Sphäre" zwar ganz speciell verwiesen wird, in dessen zeitlicher wie ökonomischer Eintheilung sie aber dennoch ganz nach den Wünschen, Ansichten und Lieb-

habereien des Mannes sich zu richten hat, hemmt nicht nur jede ihrer Handlungen, sondern auch alles ernste Wollen und Streben.

In einseitiger Züchtung des Gemüth- und Phantasie-Lebens auf Kosten der Verstandesthätigkeit erschlaffen bei ihr Geist und Charakter. Für diese Fehler, Mängel, Schwächen aber sind in erster Linie doch wohl die Herren der Schöpfung verantwortlich zu machen, so lange sie unsere „Herren" sind und als *solche* das Maß unserer äußern und innern Entwicklung uns vorschreiben. — Erst wenn dieses Verhältniß ein andres geworden, der Eine nicht mehr zu befehlen, die Andere nicht mehr zu gehorchen hat, sondern beide Theile als gleichwerthige und darum auch gleichberechtigte Menschen sich einander gegenüberstehen: dann erst können die Kräfte der Frau ebenso selbstständig wie die des Mannes sich erproben und auf ihren wahren Werth geschätzt werden. — Bislang war man nur darauf bedacht, die Leistungsfähigkeit der Frau nach jeder höheren Richtung hin zu beschränken, und müssen wir uns nur wundern, daß die Söhne dieser unfähigen Mütter trotzdem keine Idioten geworden sind; ja, daß man nicht selten an hervorragenden Männern gerade den Einfluß ihrer durch Geist und Charakter ausgezeichneten Mütter rühmt.

Dies allein schon beweist, daß das Gehirn des Weibes, obwohl durch fortgesetzte systematische Vernachlässigung schwer geschädigt, doch immer noch ebenso *bildungsfähig* wäre wie das des Mannes, sobald nur während einiger Generationen die gleich sorgfältige Erziehung auf Mädchen wie auf Knaben verwendet würde.

Die Leistungen der Frauen in *solchen* Fällen sind oft geradezu erstaunlich und stehen denen der Männer in keiner Weise nach. — Leider nur gehört eine der innern Entwicklung und freien Geistesbethätigung der Frau günstige Erziehung immer noch zu den Seltenheiten. Sie muß meist von der Frau selbst unter unsäglichen Schwierigkeiten nicht nur den herrschenden socialen Vorurtheilen und staatlichen Institutionen, sondern auch dem eignen zaghaften Gewissen abgerungen werden. Denn das Gewissen der Frau im Allgemeinen liegt auch heute noch wie vor Jahrhunderten in dem Banne der Religion, jener uralten Widersacherin aller innern wie äußern Selbstständigkeit des Weibes. Häufig ihr selbst unbewußt, durchdringt die Religion alle Phasen ihres häuslichen wie öffentlichen Lebens und hängt sich mit bleierner Schwere an jeden freien Geistesflug, den sie nehmen möchte. Nur daraus erklärt es sich, daß sogar im Lager radicalster Vorkämpferinnen für Frauenrecht frommes Unkraut üppig wuchert in Gestalt von

Temperenz-, Prohibitions- und Sonntagsgesetzen, obgleich diese Gesetze die Verneinung aller individuellen Freiheit und socialen Gerechtigkeit sind.

Solche Frauen, von religiösen Einbildungen oder pfäffischen Einflüssen beherrscht, machen es sich nicht klar, wie sie damit dasselbe unveräußerliche Recht freier Selbstbestimmung und eigner Schicksalsgestaltung, das sie für sich verlangen, Andern absprechen, und wie durch solche moralische Zwangsjacke die Gewissen der Menschen auch heute noch ebenso vergewaltigt werden, wie sie es durch die frommen Zionswächter des Mittelalters wurden.

Um auf solch' bedauerlichen Abwegen sich nicht zu verirren, wozu jede in Wissensnacht hindämmernde, von dem Wunder erfüllte und an dem „Wunder" haftende Seele so geneigt ist, gibt es nur ein Mittel: fortschreitende Wissenserkenntniß, Erstarkung und Festigung der Vernunft. Darum während die amerikanischen Frauen, ihrer großen Mehrzahl nach von religiösem Wahne befangen, sich mit der Forderung ihrer Frauenrechte an eine Partei lehnen, welche das unveräußerliche Recht persönlicher Freiheit durch sittenrichterliche Polizei und pfäffischen Humbug zu vernichten trachtet, müssen wir deutschen Frauen um so energischer diesem reactionären und gefahrdrohenden Gaste im eigenen Lager entgegenwirken. Gehen wir daher den Amerikanerinnen, die auf dem Felde der politischen Freiheit so viel mehr schon geleistet haben als wir, mit dem Banner der geistigen Freiheit voran, und ich glaube, auf vielseitige Erfahrungen in diesem Lande gestützt, mich nicht zu irren, wenn ich die Hoffnung ausspreche, daß gerade dieses Banner geistiger Freiheit es ist, welches die endgiltige Anerkennung unserer Menschenrechte auf allen Gebieten auch von Seiten der Männer uns erzwingen wird und muß.

Darum fort, ihr Frauen, mit aller heuchlerischen Compromißpolitik, herunter mit der frömmelnden Maske der Temperenz, und weg mit allen Schranken und Vorurtheilen eines mälig sich abstufenden Klassenbewußtseins! Es gibt überhaupt nur zwei Menschenklassen auf Erden: eine bevorrechtete und eine entrechtete. Erstere umschließt eine kleine Minorität, letztere eine große Majorität der Männer und fast sämmtliche Frauen aller Länder und Nationalitäten, etwa neun Zehntel der ganzen Menschheit. Ja, zu dieser Klasse, die an der Sklavenkette liegt, im Arbeitsjoche stöhnt und in Kirchen und Palästen vor den falschen Götzen ihrer Einbildung auf den Knieen rutscht, zählen auch wir.

Für uns gibt es darum wie nur ein Klassenbewußtsein, das der Entrechteten, so auch nur einen Klassenkampf: den der

Freiheit gegen die Tyrannei, der Wahrheit gegen die Lüge. Die Frauen *als solche* bilden keine Klasse für sich, sondern nur einen Theil der großen entrechteten Menschenklasse überhaupt. Frauenemancipation bedeutet darum keineswegs, wie dies wohl hie und da in exaltirten Frauenköpfen spukt — Loslösung von dem Manne, Rechte, die *gegen* ihn geltend gemacht, Pflichten, die auf ihn abgewälzt werden sollen, sondern Anschluß an den Mann, Verschmelzung der Interessen und ein gleiches bewußtes Lebensziel. Unser Kampf ist nicht aufzufassen als ein Klassenkampf der Weiber gegen die Männer. Nicht gegen, sondern mit dem Mann kämpfen wir für ein *gemeinsames* Menschenrecht. — Unsere politische, sociale und geistige Gleichstellung mit dem Manne wäre darum für ihn wie für uns ein Sieg der Humanität, die Morgenröthe einer neuen Culturepoche. — Stehen wir doch mit unserer Rechtsforderung nicht allein!

Unser Verbündeter ist jeder Sklave, der die Kette bricht, jeder Arbeiter, der um den Ertrag seiner Arbeit kämpft, jedes Volk, das Barrikaden baut wider seine Unterdrücker; unsere Feinde sind alle Privilegirten und Mächtigen, alle Herren von Gottes und des Schwertes und des Dollars Gnaden, alle Philister und Frömmler, ganz einerlei ob sie im Wolfs- oder Schafspelz stecken, als männliche Würdenträger durch die Prostitutionshäuser ziehen oder als weibliche Tugendwächter sich mit dem Kreuz der Entsagung vor den „Saloons" (Wirthshäusern) aufpflanzen. Unser Platz, außerhalb der Sphäre des Hauses, der Familie, ist in den Hörsälen der Wissenschaft, nicht in den Beichtstühlen der Kirchen; dort, wo die Menschwerdung *beider* Geschlechter zurückgeführt wird bis zu der kleinsten Monere, nicht da, wo ein *männlicher* Gott nur *einen* männlichen Menschen schuf, *nach seinem Ebenbilde*, und diesem als ungleichwerthigen Rippentheil Eva, das Weib, gesellte.

Ein Gott ohne Göttin, der *Mensch* nach dem Ebenbilde dieses *Gottes* erschaffen, und das Weib erst nachträglich aus der Rippe des Menschen geformt, schließt von vornherein jede Gleichberechtigung der Geschlechter aus. — Dieselben oder ähnliche Schöpfungsmythen aber liegen fast allen Religionen zu Grunde; und ihnen entsprechend war daher auch bei fast allen Völkern die Stellung des Weibes eine unwürdige, mehr oder minder sklavische. — Willenlose Hingabe, Demuth und Unterwürfigkeit des Weibes forderten schon die ältesten heidnischen Culte — und fordert noch immer der jüdisch-christliche Cultus unserer Tage.

Schon das heilige Buch der Inder enthält folgende Vorschriften:

„Die Frau darf keinen anderen Gott auf Erden haben als ihren Mann. Mag derselbe auch mit allen Fehlern und Gebrechen behaftet und noch so bösartig und widerlich sein, so muß sie ihn doch als ihren Gott betrachten, ihm mit Zärtlichkeit dienen und nie Anlaß zu Verdruß oder Aerger geben. — Ist der Mann zornig, beschimpft oder schlägt er sie, so hat sie seine Hände zu küssen und ihn um Verzeihung zu bitten, und trifft die schon durch den bloßen Besitz eines solchen Mannes weit über Verdienst Beglückte das schwere Mißgeschick, ihren Beglücker zu verlieren, so bleibt ihr auf Erden nichts Anderes zu thun, als mit dem Todten sich verbrennen zu lassen."

Nicht ganz so sklavisch faßt das Christenthum das Verhältniß des Weibes zum Manne auf. — Es hat, von der wachsenden Cultur gedrängt, aus der absolut rechtlosen Sklavin eine Art Hörige gemacht.

Doch wie das heilige Buch der Juder und fast alle orientalischen Religionsbücher das Weib für Zeit und Ewigkeit zu niedersten Sklavendiensten verdammen und dementsprechend ein Mädchen schon bei seiner Geburt mit einem diesbezüglichen Fluche aus dem Munde des eigenen Vaters begrüßt wird, und die Mutter beschämt sich und das Kind vor dem Auge des Gatten längere Zeit versteckt, so wurzelt ebenso auch die social unwürdige und staatlich rechtlose Stellung unserer christlichen Frauen schon in der jüdischen Mythe von der Erbsünde, worauf später, freilich als ein recht fremdartiges Reis, das christliche Dogma von der unbefleckten Empfängniß gepfropft wurde.

Nach der jüdischen Mythe war es Eva, das Weib, welches die erste Sünde in die Welt brachte. Sie, die Versucherin, wurde dadurch zugleich auch die Urheberin aller aus jener ersten Sünde hervorgegangenen und in der Welt sich fortzeugenden Uebel. — Und der christliche Cultus der Madonna, jenes hyperidealen Symbols weiblicher Reinheit und Tugend, dient wahrlich nicht dazu, das ganze Geschlecht zu adeln und in seine ursprüngliche, durch Mutter Eva so schwer geschädigte Würde wieder einzusetzen. — Im Gegentheil. — Je mehr jene Eine, Unerreichbare erhöht wird, um so tiefer sinken alle Anderen. Die unbefleckte Empfängniß jener Einen wird zur befleckten Empfängniß all' der Weiber, welche mit ihrer natürlichen Mutterschaft zugleich die Sünde empfangen und fortpflanzen.

Die christliche Frömmigkeit des Mittelalters quillt denn auch über von Verwünschungen gegen das Weib, diesen Lockvogel Satans, die Verkörperung aller bösen Begier. Der fromme Klausner bekreuzt sich und flieht in seine Klause, wenn er diesen verführe-

rischen Sendling der Hölle von Ferne erblickt, und die Kirche hat im Priestercölibat ihr Verdammungsurtheil über das Weib gesprochen, als das Princip des Bösen, womit ein Diener Gottes nichts gemein haben dürfe, — nachdem auf einer Kirchenversammlung ganz ernsthaft die Frage debattirt worden war: ob man dem Weibe überhaupt eine Seele zuerkennen dürfe oder nicht.

So kam es, daß während des ganzen Mittelalters — die Zeit, in der die Kirche am mächtigsten war — die Vernunft des Weibes geflissentlich unterdrückt und jedes schüchterne Verlangen nach Selbstbethätigung als etwas Unerhörtes geächtet wurde, als eine schwere Versündigung gegen Gott, der des Apfels wegen sie für Zeit und Ewigkeit zu Demuth, Unterwürfigkeit, Geistesarmuth, Reue und Buße verdammt hat.

Ist doch nach der jüdisch-christlichen Schöpfungsmythe Eva, das Weib, gar nicht ihrer selbst wegen da, sondern nur, damit Er, Adam, der Mensch, nicht allein sei!

Und der Sinn dieser Mythe beherrscht heute noch unser ganzes Culturleben. Der Mann ist der eigentliche Mensch, — das Weib ist ihm nicht ebenbürtig, sondern nur zu Nutz und Kurzweil beigesellt.

Dementsprechend leitet der christliche Priester auch die Ehe ein mit den Worten: „Er soll" — nicht etwa Dein Freund und Genosse, sondern — „er soll Dein Herr sein!"

Und dementsprechend wird fort und fort die Frau, selbst bei gleicher Arbeitsleistung wie der Mann, mit ungleich geringerem Lohne abgefunden, — meist aus keinem anderen Grunde, als weil er eben der Mann und sie nur das Weib ist, — der wundeste Punkt vielleicht in unserm ganzen socialen Organismus! Denn aus ihm erwächst dem Arbeiter auf jedem Gebiete, dem Handwerker wie dem Beamten und Gelehrten, in der Arbeiterin eine gefährliche Rivalin, so daß der Mann nicht selten in dem eignen Weibe seinen schlimmsten Concurrenten fürchten muß, der in dem Maße wachsender Kraft und Geschicklichkeit ihm mehr und mehr sein Verdienst schmälert, seine Interessen schädigt.

Wenn also, auf die Religion gestützt und geflissentlich von ihr unterhalten, mehr als jedes andere Verhältniß der Menschen untereinander die Stellung der Frau dem Manne gegenüber auch heute noch Spuren jener niedersten Stufen menschheitlicher Entwicklung bewahrt, wo brutale Gewalt Eins war mit sittlichem Recht, so folgt daraus, daß eine religiöse Frau nur die Stütze ihrer eigenen Erniedrigung ist.

Vor den gemalten oder steinernen Götzen ihrer Anbetung

knieend, wird sie das Leben nie voll und ganz in sich aufnehmen, nie jenen seligen Dualismus aus der Welt schaffen, der mit eine wesentliche Ursache ihrer Erniedrigung ist und daran die Gesellschaft immer noch krankt: auf der einen Seite übersinnliches Schmachten und Schwärmen, das sich selbst entnervt, auf der andern Seite die Nothwendigkeit der Fortpflanzung oder die Lockungen der Wollust als brutale Triebfedern geschlechtlicher Verbindung von Mann und Weib. Ein Zustand der Zerfahrenheit, welcher jedes innige Durchdringen des Geistigen und Sinnlichen, worauf alle schöne Sittlichkeit beruht, unmöglich macht; denn da die ideale Empfindung ohne reale Grundlage zum hohlen Schemen sich verflüchtigt, die reale Grundlage aber vom religiösen Madonnen-Ideale beschmutzt ist, so wird die Liebe illusorisch, die ohne sinnliche Befriedigung nicht lebensfähig ist und in der sinnlichen Befriedigung ihren idealen Tod findet.

Daher wie in den noch rohen Anfängen menschheitlicher Entwicklung die Brutalität der Materie es war, welche gestützt auf das Recht des physisch Stärkern das Weib dem Manne als Sklavin unterordnete, so hat ebenso auch die widernatürliche Geistberauschung des Christenthums aus dem Weibe durch viele Jahrhunderte hindurch ein entehrtes Opfer des Madonnencultus gemacht.

Ueberschwänglichste Huldigung und brutale Mißachtung des Weibes gehen Hand in Hand durch das ganze Mittelalter. Der Minnesänger vergöttert die Dame seines Herzens. Er trägt ihre Farben, schwelgt in nie geahnten Wonnen, wenn der Saum ihres Kleides ihn berührt, beneidet den Wurm, der unter ihren Füßen sich krümmt, und was dergleichen Tollhäusler-Phantasien mehr sind; während der Vater dieselbe Dame als sein Eigenthum betrachtet, eine Sache, womit er nach Belieben schalten und walten kann, und der Gatte ihr gelegentlich sein Schwert durch den Leib rennt oder wohl auch das Herz ihres Minnesängers ihr als Morgenimbiß vorsetzt.

Die Zeiten haben sich geändert, die Sitten gemildert; aber noch wuchert das Uebel im Schatten der Kirche weiter. Die christliche Weltanschauung hat mit ihrem unseligen Dualismus von Leib und Seele, Geist und Sinnen das Weib so sehr in seinem innersten Wesen versehrt, daß die Gattin und Mutter ganz ebenso wie die Staatsbürgerin auch heute noch ihrer sittlichen Aufgabe erliegen muß.

Daher denn auch das mehr als zweifelhafte Resultat so vieler Ehen, denen weder die Sanction der Gesellschaft, noch der Segen der Kirche jenen Adel der Gesinnung verleihen kann, welcher

allein im Stande wäre, ihre Verbindung dauernd zu idealisiren. Denn weder Mann noch Weib vermögen den Hausgott idealer Hingabe aus dem Sturme der Leidenschaften oder der Windstille der Gewohnheit zu retten, wenn ihm wie ihr mit der ungetrübten Ueberzeugung ihrer geschlechtlichen Würde die regenerirende Kraft ihrer Liebe genommen ist.

Niemand hat darum weniger Ursache als gerade die Frau, mit ihren individuellen, socialen und staatlichen Rechtsansprüchen an eine Religion sich zu lehnen, welche seit anderthalb Jahrtausenden die absolute Verderbtheit des Weibes als Dogma verkündet, ihre Frauenwürde geschändet, ihrer Menschen- und Bürgerrechte sie beraubt hat. Thut sie es dennoch, so beweist sie nur, wie wenig sie in der Geschichte gelernt hat und wie ohnmächtig sie selbst ihrer eignen Schicksalsgestaltung gegenüber steht.

Leider schaden solche verdrehten, frömmelnden Frauenrechts-Kämpferinnen, Gott und Temperenz beflissen, der endgiltigen Lösung der Frauenrechtsfrage mehr, als der Widerstand sämmtlicher Männer zusammen.

Ebenso mögen jene Frauen-Carricaturen es verantworten, welche durch Hosen, Reitstiefel, Cigarren und möglichst auffälliges burschikoses Wesen, mit einem Worte durch ebenso lächerliche wie unwürdige Nachahmung aller Untugenden und schlechten Gewohnheiten der Männer ihre Emancipation zu bethätigen meinen, wenn die so viel discutirte und viel verkannte Frauenrechtsfrage so häufig nicht nur von den Männern verhöhnt, sondern von den Frauen selbst, als unweiblich, zurückgewiesen wird. Ja, ihre Schuld ist es, wenn mit dem Worte Frauen-Emancipation noch immer die irrige Vorstellung sich verknüpft, als ob damit eine Verleugnung der weiblichen Natur beabsichtigt werde; während die wahrhaft emancipirte, das ist selbstständig denkende und handelnde Frau sicherlich auch ihre Pflichten am bewußtesten üben, ihre weibliche Natur am vollständigsten erfüllen wird.

Ja, ihrer sittlichenden Kraft allein kann und wird es gelingen, die Heiligkeit der Ehe wieder herzustellen, die heute durchschnittlich eine moralische Lüge ist, ein bequemer Deckmantel selbstsüchtiger Triebe und Leidenschaften, ein von der Gesellschaft autorisirter Schacher und Handel mit Personen, der von der so viel und mit Recht geächteten Berufs-Prostitution häufig sich nur dadurch unterscheidet, daß er, von der geheiligten Firma „Ehe" gedeckt, das Licht des Tages nicht scheut, während diese, ausgestoßen aus derselben Gesellschaft, deren Grausamkeit ihr Elend verschuldet hat, sich und ihre Schande in den Schleier der Nacht hüllt. Prostitution aber ist jede geschlechtliche Verbindung, die nicht aus

Liebe geschlossen wird, und nicht ein Act vollständig freier individueller Selbstbethätigung von beiden Seiten ist. Davon aber ist in den meisten unserer Ehen kaum die Rede. Der Mann beansprucht einfach als sein brutales Recht, daß die Frau in jeder Lage und Stimmung ihm zu Willen sei.

Nur das freie Weib dem freien Mann vereint schließt daher eine Ehe, die nicht Selbstüberhebung auf der einen und Selbsterniedrigung auf der andern Seite ist. Kein Weib, das sich selbst achtet, sollte darum einem Manne sich verbinden, der nicht jedes Recht, das er für sich beansprucht, bereitwillig auch ihr zuerkennt; denn thut er dies nicht, so erklärt er sie für unfähig oder unwürdig seines eignen Menschenwerthes. Er mag sie seinen Engel, seine Göttin nennen; in Wahrheit aber ist sie nur sein Besitz, sein Eigenthum, worüber er jedes Verfügungsrecht sich vorbehält. Er bestimmt ihre Wünsche, Neigungen, Pflichten und Rechte. In ihm, dem Manne, ist für sie, das Weib, das Maß aller Dinge, ja, das Maß ihrer eignen weiblichen Natur. — Besten Falles spielt er mit ihr wie das Kind mit der Puppe, so lange sie ihm neu und reizend erscheint; doch — „mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei", und bald wird die Puppe in eine Ecke geworfen, der „angebetete Engel" auf Küche und Kinderstube verwiesen, die sogenannte „weibliche Sphäre", in die der Mann nur dann noch einkehrt, wann er gerade hungrig oder schläfrig ist. — Nur in einem freien Verhältnisse selbstständiger und gleichberechtigter Individuen ist die Liebe keine Heuchelei und die Treue keine Chimäre. Daß dieses Verhältniß immer seltner und die Liebe, dieses einzige legitime Princip der Gattungserhaltung und Veredlung, von der Speculation mehr und mehr überwuchert wird, ist der schwerste Fluch, der auf der ganzen menschheitlichen Fortentwicklung lastet. Seine verderblichen Folgen wirken verhängnißvoll nach in Kindern und Kindeskindern. — „Es ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären." — Beunruhigende Wahrzeichen, überhandnehmende Degeneration finden wir denn auch heute bei fast allen Culturvölkern. Bei den Armen, wo die Ehen durchschnittlich noch am meisten aus Liebe geschlossen werden, fehlen die einer kräftigen Zeugung und physischem und geistigem Gedeihen nothwendigen Daseinsbedingungen, und in den reichen sogenannten bessern Ständen fehlt nur zu häufig das ethische Moment, die Liebe.

Dieses Capitel ist ein endloses, und wenn ich länger dabei verweile, so ist es, weil die Ehe, als die fundamentale Grundlage unseres ganzen Culturlebens, am drastischsten auch den ganzen

innern Zwiespalt, die Unsittlichkeit und Zerfahrenheit dieses Lebens zum Ausdruck bringt, als deren unmittelbares Opfer in erster Linie das Weib erscheint. Denn das Weib ist heute fast ausschließlich nur auf die Ehe als die einzig mögliche Erfüllung seines Daseins angewiesen. Außerhalb derselben hat es keinen rechten Platz in der menschlichen Gesellschaft und vermag selten nur sich eine eigne menschenwürdige Existenz zu verschaffen. Das Mädchen aus dem Volke dient oder fristet im Taglohn oder mit Handarbeit in Fabriken und Hausindustrie sein ödes, kümmerliches Dasein, dessen einziges Ziel ist: nicht zu verhungern. Ein Ziel öfter erstrebt, als ohne Beihülfe der Prostitution erreicht! — Die Töchter der sogenannten bessern Stände werden Lehrerinnen, Verkäuferinnen, Buchhalterinnen u. dgl., und nur in den wenigsten Ländern mögen sie studiren oder um untergeordnete öffentliche Anstellungen sich bewerben. Immer aber wird das denkbar Höchste von ihrer Arbeitskraft verlangt und mit der denkbar kleinsten Münze gelohnt.

Und die so ankommen, sind noch die Glücklichen. Meist fehlt diesen jungen Dämchen Alles, was sie zu einem selbstthätigen Berufe fähig und geschickt machen könnte. An Ansprüche gewöhnt, die sie selbstthätig nicht befriedigen können, und zum Verbrauche mehr als zum Erwerbe erzogen, sind das neueste Modejournal und „eine gute Partie" die Ideale ihrer Jugend, und später vegetiren sie hin, verzehrt von einer krankhaften Sucht zu scheinen, was sie nicht sind, und erdrückt von dem Bewußtsein ihrer Zweck- und Nutzlosigkeit.

Und dennoch wie glücklich ist selbst in dieser Verlassenheit und Hülflosigkeit das alternde Mädchen, das nur für sich selbst zu sorgen, seinen Hunger und Kummer mit sich allein abzumachen hat, verglichen mit der unglücklichen Wittwe, der im Gatten zugleich auch der Pfleger und Ernährer der Familie stirbt, und die zurückbleibt mit einer Schaar unerzogener Kinder, so und so viel Augen, die vorwurfsvoll Tag und Nacht auf sie gerichtet sind mit der stummen Klage: „Mit welchem Rechte hast du uns das Leben gegeben, wenn du für unseres Lebens Unterhalt nicht sorgen kannst?" — Ja, erst die Mutter, die ihre Kinder hungern sieht und ihnen kein Brod zu schaffen weiß, erfährt es in seiner traurigsten Gestalt, was an ihr versäumt, gesündigt wurde und wird.

„Dienen lerne das Weib bei Zeiten", sagt Goethe, und er hat Recht. Dienen soll das Weib, aber wie auch der Mann der Familie, dem Staate dient: als freier Mensch aus Liebe und Pflichtbewußtsein, nicht wahl- und willenlos wie der Sklave oder

das unmündige Kind. Immer aber wird es die wahrhaft gebildete Frau sein, nicht die ungebildete und nicht die verbildete, welche auch am besten zu dienen, das ist dem Gesetze des Ganzen sich zu fügen und an das Gemeinwohl sich hinzugeben weiß. Sie wird nicht nur mit Liebe, sondern auch mit der meisten Umsicht alle die vielen großen und kleinen Dienste üben, welche eine behagliche Häuslichkeit oder das Leben im Allgemeinen von ihr fordert, und nichts wird ihr zu gering scheinen; denn sie weiß, welch' tiefer Sinn in der Erfüllung auch der einfachsten Pflichten liegt.

Und wie dem Hause, der Familie, so wird sie auch gern dem Staate, der Gesellschaft dienen, wo immer das Gemeinwohl ihrer Dienste bedarf. Denn das Maß ihrer Rechte ist ihr auch das Maß ihrer Pflichten. Der Antheil, den sie am öffentlichen Leben gewinnt, spornt sie folglich zu erhöhter Thätigkeit, Hingabe und Opferwilligkeit auch für das Gemeinwohl an.

Darum statt die Seele der Frau einzulullen mit dem alten Ammenmärchen von dem „schönen Geschlecht" und all' den zarten Rücksichten, Huldigungen und Galanterien, die sie als solches zu fordern habe, — lauter hohle Nüsse, womit man sie um ihre gerechten und wahren Ansprüche an dem Erbe der Menschheit, Freiheit und Gleichheit, betrügt, — wecke man ihre Besinnung und lehre sie erkennen, daß das „ewig Weibliche" nicht des Weibes Schwäche nnd Hülflosigkeit, sondern seine sittliche Kraft und Würde ist.

Denn wie alle Freiheitsgelüste der Frau auf schwachen Füßen stehen, so lange sie selbst dem zugleich schlimmsten und lächerlichsten Tyrannen, dem der Mode, mit Leib und Seele verfallen bleibt, sind auch alle Gleichberechtigungsansprüche der Frau unberechtigt, so lange sie auf die süße Gewohnheit kleiner Vorzüge und Rücksichten, die sie als Frau beansprucht, nicht Verzicht leistet. Die wenigsten Frauen jedoch — selbst diejenigen, die am eifrigsten für Frauenrechte eintreten, machen es sich klar, wie jedes Recht, das wir gewinnen, das Aufgeben von Vorrechten in sich schließt, die uns seither eingeräumt wurden. — Dahin gehören in erster Linie die sogenannten Galanterien der Männer, die ihrer großen Mehrzahl nach durchaus keine Hochachtung vor dem Weibe bekunden, sondern eine erniedrigende und leider sehr oft mit Erfolg gekrönte Speculation auf die Schwächen und Thorheiten unseres Geschlechtes sind. — Diese faden und faulen Galanterien unterscheiden sich denn auch wesentlich von jenen freiwilligen und freundlichen Dienstleistungen des Stärkeren dem Schwächeren gegenüber, welche wir nicht nur annehmen, sondern in demselben Maße beanspruchen dürfen, als wir zu Gegendiensten bereit sind überall, wo wir als

der stärkere Theil uns fühlen, ganz einerlei, ob der schwächere Mann oder das schwächere Weib es ist, wer unserer Hülfeleistung bedarf. Sicherlich würde kein Mann, der nicht ein ganz roher Geselle wäre, sitzen bleiben, wenn ein ermattetes Weib oder ein wankendes Mütterchen vor ihm stände, auch wenn er beide als mit ihm gleichberechtigte Bürgerinnen schon am Stimmkasten gesehen hätte; aber daß der von seinem Tagewerk müde Mann aufspringe, sobald ein geputztes Dämchen, hochnasig die Sitze musternd, in der Wagenthüre erscheint, wird von keiner verständigen Frau beansprucht werden. Diejenigen, welche es thun, weil sie nun einmal die Galanterien der Männer unter allen Umständen erwarten, verzichten um dieses armseligen Vorzugs willen auf ihr allgemeines Menschenrecht. Für das freie Weib sind „galante" Vorzüge ebenso nichtig, wie der gegen die Frauen-Emancipation oft erhobene Einwand: daß schon die Natur des Weibes vielen Berufsarten der Männer widerstrebe, folglich deren Ausübung für sie nur eine Versündigung an ihrer eigenen Natur wäre. Was der weiblichen Natur widerstrebt, wird eben deshalb wohl auch nur ausnahmsweise von den Frauen in Betracht gezogen werden. Man braucht dem Blinden nicht zu verbieten, Maler zu werden: es verbietet sich von selbst.

Zudem hat das speculative Interesse der Männer den, wie sie betonen, zarten, schonungsbedürftigen weiblichen Organismus längst in das Joch härtester Arbeitsleistung gespannt — in Fabrik- und Hausindustrie oder in all' die anderen niedern Berufszweige, die man, obwohl mitunter recht lähmend und beschämend, als mit der weiblichen Natur vereinbar, der Frau bereitwillig überlassen, ja, oft geradezu aufgebürdet hat, so wenig dabei auch weder von physischer, noch von moralischer Schonung die Rede sein kann. — Oder ist es minder anstrengend, 12 Stunden an einem Waschtrog zu stehen oder an einer Nähmaschine zu sitzen, als acht Stunden auf einem Bureau zu arbeiten? Gesünder, den Staub der Spindeln und Webstühle einzuathmen, als den der Actenstöße? Moralischer, das weibliche Schamgefühl weniger verletzend, Krankenwärterin als Aerztin zu sein? Von all' den andern schlimmern und anstrengendern Berufsarten gar nicht zu sprechen, die man den Frauen bereitwillig einräumt und mit ihrer Kraft und Würde durchaus vereinbar findet! — Gewiß ist der natürliche und auch beglückendste Beruf des Weibes der, eine gute Mutter und Erzieherin ihrer Kinder zu sein, und könnte sie diesem Berufe nur überall so, wie es sein sollte, nachkommen, so würde sie wohl nur selten nach einem andern greifen.

Aber abgesehen von den Ausnahmefällen, wo eine Frau ver-

möge ihrer besondern und eigenartigen Beanlagung in der ausschließlichen Erfüllung ihrer Gattin- und Mutter-Pflichten nicht ihre Bestimmung findet (wozu sie doch jedenfalls dasselbe Recht hat wie jeder Junggeselle, der seiner socialen und natürlichen Gatten- und Vater-Pflicht sich entzieht); — was soll aus den tausenden weiblicher Wesen werden, denen trotz sehnsüchtigsten Verlangens danach die Gattin- und Mutterpflicht nie nahe tritt?

Bekanntlich werden etwa 3 Procent mehr Mädchen als Knaben geboren, was selbst unter der irrigen Annahme, daß alle Knaben heirathen würden, immer noch einen beträchtlichen Ueberschuß an weiblichen Heirathscandidaten ergäbe. (London allein zählt gegenwärtig 50,000 unverheirathete weibliche Wesen, theils Mädchen, theils Wittwen.) Polygamie, die ebenso unserm sittlichen Gefühle wie unserer heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung widerspricht, bliebe somit als einziges Mittel, diesen Unterschied auszugleichen, — falls wir nicht etwa die Prostitutionshäuser als die richtige Stätte betrachten, wo „das ewig Weibliche" zur Geltung kommt.

Also entweder aus eignem Triebe oder in Folge äußerer Umstände vor die Alternative gestellt, sich einen selbstständigen Beruf wählen zu müssen, warum sollte es für die Frau unweiblicher sein, des Amtes eines Advokaten, Arztes, Richters u. s. w. zu walten, als es für den Mann unmännlich ist, Friseur, Zuckerbäcker, Koch, Schneider und dergleichen zu werden? Lauter Berufsarten, die man doch ganz speciell der weiblichen Sphäre zutheilt!

Nein, principiell soll die Frau nur ausgeschlossen bleiben von allen höheren Berufsarten, nicht, weil sie unfähig wäre, derselben zu walten, sondern weil dieselben von den Männern monopolisirt sind und jeder Eingriff in dieses Monopol folglich als „unweiblich" von ihnen gekennzeichnet wird, während es in der That doch viel weiblicher wäre, wenn z. B. weibliche Kranke auch von weiblichen Aerzten behandelt, weibliche Verbrecher von weiblichen Advokaten vertheidigt, von weiblichen Geschworenen gerichtet würden.

Man spricht häufig — und mit Recht — dem Weibe die Fähigkeit ab, sich je ganz in die Seele des Mannes, seine natürlichen Triebe, Bedürfnisse und Stimmungen zu versetzen, aber man setzt unbedenklich den Mann, obwohl ebenso unfähig, sich mit dem weiblichen Organismus zu identificiren, als Richter über das Weib. — Ueberall stoßen wir eben auf dieselbe Tendenz, die Rechte der Frau zu schmälern, ohne deßhalb ihrer Pflichten sie

zu entlasten. Die moralische Verantwortlichkeit der Frau wird in keiner Weise darum verringert, weil ihre Geistesbildung und somit Zurechnungsfähigkeit als eine geringere bezeichnet ist. Sie bleibt für ihre moralischen oder unmoralischen Handlungen ganz ebenso verantwortlich wie der Mann; ja, ihre Vergehen werden von der Gesellschaft strenger noch gerichtet als die seinen.

Das Gesetz erklärt die Frau unfähig, an der Bildung und Handhabe des Gesetzes Theil zu nehmen; aber wo sie *gegen* das Gesetz sich vergeht, bleibt sie trotz ihrer Unfähigkeit ebenso straffällig wie der Mann. Ihre Unmündigkeit gilt nur da, wo es sich um Rechte handelt, für Verantwortlichkeit und Pflichten gönnt man ihr gern des Löwen Antheil.

Auch zeugt es entweder für eine rührende Bescheidenheit oder für ein recht schlechtes Gewissen der Männer, wenn sie meinen, daß es der ganzen Strenge des Gesetzes und aller jetzt bestehenden socialen und staatlichen Rechtsbeschränkung bedürfe, um die Frau an das Haus, die Familie zu ketten, ihr das eigne Heim wünschenswerth zu machen, dem Gatten die Treue, den Kindern ihre Liebe und Sorgfalt zu erhalten.

Wahrlich, die Männer, welche glauben, das Weib nicht anders als durch solche brutalen Gewaltmaßregeln sich gewinnen und sichern zu können, stellen sich selbst damit ein trauriges Armuthszeugniß aus. Außerdem beweisen sie, wie wenig sie die Naturgesetze überhaupt und die Natur des Weibes im Besondern kennen.

Denn ob man auch alle Schranken breche, welche die Geschlechter heute innerlich und äußerlich scheiden, der Frau alle socialen und staatlichen Rechte und den vollen Wettbewerb um alle Aemter und Berufszweige mit dem Manne einräume, kurz sie in jeder Beziehung dem Manne ganz gleich stelle, so wird man darum den Unterschied der Naturen nicht aufheben und Mann und Frau werden nach wie vor „naturgemäß" stets das zu ihrem Lebensinhalte machen, was am meisten den Bedingungen, Fähigkeiten und Neigungen ihres jeweiligen Organismus entspricht.

Doch es ist wahrlich vergeudete Liebesmüh' der Männer, wenn sie auf jeden von uns erhobenen Rechtsanspruch uns immer wieder mit einem Hinweis auf unsere „Mutterschaft" antworten.

Wir vergessen sie wahrlich nicht.

Ja, möchten die Männer in jedem Falle ihrer „Vaterschaft" nur ebenso eingedenk sein, wie wir mit seltenen abnormen Ausnahmen es unserer „Mutterschaft" sind! Dann würden wohl nicht so viele unglückliche weibliche Geschöpfe, verführt und ver-

lassen, in Thränen und Verzweiflung der Stunde entgegensehen, die sie zur Mutter macht.

Doch auch die Befürchtung des schon erwähnten Philosophen, Herrn von Hartmann, daß durch freie Concurrenz von Mann und Frau auf allen Gebieten das Glück jener Ehen gefährdet werde, welche nach der Meinung dieses Herrn die allein wünschenswerthen sind: der Ehen nämlich, darin die dümmste Frau die beste ist, — dürfte als grundlos sich erweisen. Denn so wenig trotz Akademien und Universitäten die männlichen Dummköpfe aus der Welt geschafft worden sind, ebenso wenig würde es trotz freien Zutritts der Frauen zu denselben Lehranstalten je an Mädchen nach dem Geschmacke solcher und ähnlicher Heirathscandidaten fehlen.

In jenen Ehen dagegen, welche nicht wie heute so häufig entweder eine Versorgungsanstalt für die mittellose Frau oder eine Art Hospital für den von Jugendausschweifungen gesundheitlich zerrütteten Mann wäre, sondern ein in Liebe geschlossener Bund selbstständiger, freier und gleichberechtigter Menschen, würde die Frau das werden, was sie sein soll: weder blos die Haushälterin, noch die Concubine des Mannes, weder der angebetete Engel, noch die gefürchtete Xantippe seines Lebens, sondern seine beste Freundin und treue Gefährtin in Freude und Leid, ihm verbunden nicht nur durch den Reiz der Sinne, sondern Eins mit ihm auch in That und Gesinnung. — Dann würden auch nicht mehr wie heute so manche Männer des faulen häuslichen Friedens wegen ihre Ueberzeugung verleugnen müssen und mehr und mehr den Gesinnungsgenossen sich entfremden.

Der viel gehörte Einwand, daß eine der wichtigsten Dienstleistungen der Männer, die Wehrpflicht, von den Frauen nicht gefordert noch geleistet werden könne, und somit das Vaterland, das im Kriege ihre Dienste entbehre, auch im Frieden ihnen nicht den gleichen Rechtsantheil schuldig sei wie den Männern, ist unstichhaltig.

Ganz abgesehen davon, daß wir gerade von der Betheiligung der Frauen am politischen Leben mit Zuversicht hoffen dürfen, daß in Zukunft nicht mehr so viel Blut in barbarischen Völkerkriegen vergossen werde, wie dies heute unter der Alleinherrschaft des Mannes geschieht, der aus der Stärke der Knochen sein Recht, aus dem Blutvergießen seinen Ruhm ableitet, — sehen wir auch heute schon eine Menge Männer, die nicht in den Krieg ziehen, weil sie nicht wollen, und eine Menge Anderer, die davon dispensirt sind, weil sie irgend eines physischen Gebrechens wegen nicht können. Aber Keiner von all' diesen ist seiner politi-

schen Rechte verlustig erklärt worden, weil er aus irgend einem wirklichen oder eingebildeten Hindernisse sich nicht vor die Kanonen gestellt hätte.

Dagegen sehen wir Tausende von Frauen, welche während des Kriegs durch Pflege und Opfermuth Tausenden von Männern das Leben gerettet haben, abgesehen davon, was sie in ihren Vätern, Gatten, Söhnen an eignem Glücke dem Vaterlande opferten, ohne daß ihnen das kleinste Recht dafür geworden wäre.

Und ebenso unstichhaltig wie das Argument von der Wehrpflicht ist der weitere Einwand: daß die Gleichberechtigungs-Forderung der Frauen schon darum jeder gesunden realen Grundlage entbehre, weil nicht nur die Männer im Allgemeinen, sondern auch eine große Anzahl Frauen ihr abgeneigt seien. Die Richtigkeit eines Princips ist noch nie durch die ihm anhängende Majorität entschieden worden. Im Gegentheil. Die Propheten einer neuen Wahrheit wurden selten gehört und meist von ihren eignen Zeitgenossen gekreuzigt.

Auch die Abschaffung der Sklaverei spukte anfangs nur in den Köpfen einiger Abolitionisten, idealistischer Schwärmer, die von den praktischen Leuten verlacht wurden, und nicht Sklaven, sondern Freie waren es, welche schließlich gegen eine Welt in Waffen und Vorurtheilen dem Rechte zu seinem Rechte verhalfen.

Von allen Bedenken aber, die heute gegen die Frauen-Emancipation sich erheben, ist nicht ein einziges, das nicht ebenso auch angesichts der Sklaven-Befreiung, der Aufhebung der Leibeigenschaft oder der Juden-Emancipation sich erhoben hätte. Und dennoch haben alle sich verwirklicht, und Niemand würde heute Institutionen zurückwünschen, welche früher für unentbehrlich gehalten wurden.

Ebenso dürfen und müssen wir auch die Frauenbewegung unserer Tage als Vorbote einer im Sturme heranbrausenden neuen Zeit begrüßen, — einer Zeit, in welcher der Unterschied der Geschlechter für die Betheiligung am Staats- und Gemeindeleben ein ebenso ephemerer sein wird, wie dies heute zwischen Schwarzen und Weißen, Juden und Christen der Fall ist.

Ja, schütteln Sie nicht ungläubig oder ablehnend den Kopf! Ich weiß, was Sie mir entgegenhalten wollen. Es klingt mir in den Ohren. Ich habe es so oft schon gehört: daß die Frau keine Zeit habe, am öffentlichen Leben Theil zu nehmen, daß sie froh sein müsse, wenn ihre Kraft ausreiche, den Anforderungen jeden Tages zu genügen, ihre Wirthschaft zu bestellen, ihre Kinder zu versorgen! — Und ich verkenne die diesem Einwande zu Grunde liegenden Thatsachen keineswegs. — Allein, wenn ich

dann sehe, wie neben und trotz dieser Pflichten so manche Stunde des Frauenlebens in müßigem Klatsch mit irgend einer Nachbarin, in Kaffeekränzchen und sonstigen geistlosen Zerstreuungen vergeudet wird: wenn ich namentlich sehe, wie des Sonntags, sobald die Glocken läuten, Tausende von Frauen aus allen Ständen, reiche wie arme, in die offnen Kirchenthüren strömen und die Männer es ruhig hinnehmen, wenn die Frau über dem Gottesdienste den Haushalt und die Kinder im Stiche läßt, weil — „sie nun einmal glaubt, ihr ewiges Seelenheil hänge davon ab", — so frage ich doch: warum dieselbe Frau nicht auch da Zeit finden und der Mann ein Stück Bequemlichkeit da opfern könne, wo es sich um das irdische Wohl von Beiden handelt?

Und nicht um ihr Wohl allein.

Wie die Mutter den Säugling mit der Milch ihrer Liebe nährt, so ist sie es auch, welche dem erwachenden Bewußtsein des Kindes die erste Weihe gibt, ja oft noch einen entscheidenden Einfluß auf den Jüngling ausübt und die Tochter ohnedies fast ganz an ihrem eignen Beispiele erzieht. Wie aber soll ihr Einfluß auf den Sohn ein heilsamer, dem Geiste einer neuen Zeit entsprechender sein, ihr Beispiel für die Tochter ein fruchtbringendes, wenn sie selbst, eingeengt in den beschränktesten Lebens- und Gesichtskreis, noch tief in dem Sumpfe altverjährter Vorurtheile steckt? Wie? Wir sollen Erzieherinnen unserer Kinder werden, ohne selbst erzogen zu sein! Wir sollen nützliche Glieder der Gesellschaft, tüchtige Staatsbürger heranbilden helfen, ohne selbst zu wissen, was der Gesellschaft noth thut, was der Staat von seinen Bürgern zu fordern hat! Selbst entrechtet, sollen wir Menschenrechte lehren?

Unmöglich! Doch was wir lehren, das werden unsere Kinder üben. Der Same, den wir in ihre jungen Herzen streuen, geht auf, und seine Frucht ist die Ernte der Zukunft. Was sie Gutes oder Schlimmes, Heilsames oder Schädliches der Nachwelt bringen werde, hängt also wesentlich davon ab, wie weit das Weib sich von dem Alten, Ueberlebten loslöse und eintrete in die allgemeinen Menschen- und Bürgerrechte.

Darum im Namen der heiligsten Mission, die wir auf Erden zu erfüllen haben, im Namen unserer Mutterpflicht fordern wir unser Menschenrecht. „Gebt der Menschheit freie, edle Mütter und sie wird werden ein Bund von freien, edlen Menschen, — ein „adelig" Geschlecht!

Wissenschaftlicher und sittlicher Materialismus.

Die Quellen des Lebens zu erforschen und den Anfängen der Menschwerdung nachzuspüren, hat von je die Völker beschäftigt und Gläubige wie Ungläubige mit höchstem Interesse erfüllt.

Die märchenhaften Aufschlüsse, welche die heiligen Bücher alle, Veda und Zend-Avesta, Bibel und Koran, uns über die paradiesische Urstätte des Menschen geben, entsprechen daher jedesmal der kindlichen Vorstellungsweise ihrer Zeit, und das räthselhafte Etwas, der Geist, der seitdem in verschiedenen Göttergestalten angebetet wurde und wird, ist im Grunde nichts Anderes, als der noch unverstandene Urquell des Lebens, der Schöpfergott Brahma Ammon, Zeus, Jehovah.

Alle Religionen bis auf unsere Tage und alle mehr oder weniger in ihrem Banne stehenden metaphysischen Philosophenschulen haben in diesem Gott-Geiste die Lösung des Welträthsels gesucht, — mögen sie das Unfaßbare nun Gott oder Manitto, Weltseele, Allgeist oder Urkraft taufen.

Doch auch seit alten Zeiten schon thut in den Menschen ein Streben sich kund, aus diesem theologischen Zauberbanne erlöst zu werden und einzulenken in realistisch gesündere Bahnen.

Die sogenannten Kosmologen des alten Hellas waren bereits echte Materialisten, Einheitsphilosophen, denen es nur an dem großartigen Wissensschatze unserer Zeit fehlte, um ihren materialistischen Systemen eine sichere Grundlage zu geben und zu den letzten Consequenzen der heutigen naturwissenschaftlichen Weltanschauung zu gelangen. Sprach doch schon Demokrit, der Philosoph von Abdera an der thracischen Küste, 500 Jahre vor Christus in seiner Atomistik oder Atomenlehre unumwunden es aus: „Aus Nichts wird Nichts. Nichts was ist, kann vernichtet werden. Alle Veränderung ist nur Verbindung und Trennung von Thei-

len, die nicht zufällig, sondern mit zwingender Nothwendigkeit geschieht."

Seit der alte Grieche diese fundamentalen Lehrsätze der Physik von der Unzerstörbarkeit des Stoffes in dem Wandel der Erscheinungen aufstellte, sind fast dritthalb Jahrtausende verflossen.

Der Materialismus oder die Erklärung der Weltordnung aus mechanischen Ursachen, begründet auf den ewigen Kreislauf des Stoffes, ist also keineswegs erst ein Product unserer Zeit, nach den Theologen das traurige Zeichen der geistigen Verwirrung und des sittlichen Verfalles der heutigen Menschheit, sondern es wurzelt tief gegründet schon in der griechischen Philosophenschule.

Was dem neunzehnten Jahrhundert vorbehalten blieb, war: die auf die ganze anorganische oder sogenannte leblose Natur längst angewandten Grundsätze ebenso auch in der organischen oder belebten Natur nachzuweisen, und damit freilich hat der Materialismus zwar nicht sich begründet, aber seine höchsten Triumphe gefeiert. Denn mit dem Erweis, daß dieselben ewigen, ehernen, großen Gesetze in dem starren Granit, in dem reißenden Strome, in der Triebkraft des Dampfes, wie in dem Leben, Werden und Vergehen von Pflanzen und Thieren thätig sind, fällt die so lange aufrecht erhaltene Schranke zwischen belebter und lebloser Natur, und die Einheit des Weltalls ist erwiesen.

Wir lernen erkennen, wie das kunstvolle Gefüge des Bergkrystalls und das sonneerregte Keimen und Blühen der Pflanzen, der auf dem Grunde des Meeres kriechende Urschleim und der himmelstürmende Genius eines Göthe nur verschiedene Entwickelungsformen gleicher Lebensbethätigungen sind.

Den thatsächlichen Nachweis für die Richtigkeit dieser bereits im Anfange des Jahrhunderts von Lamarck theoretisch begründeten neuen Naturerkenntniß erbracht zu haben durch Beobachtung und Verknüpfung einer Menge bisher unbeachteter Erscheinungen, ist das große und unsterbliche Verdienst Darwin's.

Seine Abstammungs- und Züchtungslehre, begründet auf die Doppelwirkung der Vererbung und Anpassung, ist seitdem für die gesammte Botanik und Zoologie maßgebend geworden, und der naturwissenschaftliche Materialismus hat in seinen namhaftesten Vertretern Karl Vogt, Ludwig Büchner, Ernst Häckel, Jacob Moleschott, Huxley und vielen Anderen unumwunden und ohne jeglichen Vorbehalt sich dazu bekannt.

Doch weil man bislang sich daran gewöhnt hat, das ganze Gebiet der belebten Natur als gewissermaßen räthselhaften Ursprungs zu betrachten, der Schwerpunkt der Darwin'schen Lehre jedoch gerade darin liegt, daß die einfachsten, blos mechanisch

wirkenden Ursachen als genügend erscheinen, um jenes wissenschaftliche Problem endgültig zu lösen, so war es natürlich, daß ein solch' totaler Umschwung aller seitherigen Anschauungen nicht ohne Kampf sich vollziehen konnte.

Nicht nur die theologische, auch die wissenschaftliche Welt gerieth in größte Aufregung. Hatte doch noch im Jahre 1849 Alexander von Humboldt geklagt, daß ein undurchdringlicher Schleier unseren Augen Alles verhülle, was das erste Erscheinen organischen Lebens betrifft.

Der große Naturforscher ahnte nicht, daß wenige Monate schon nach seinem Tode dieser undurchdringliche Schleier gelüftet und plötzlich ein neues überraschendes Licht auf jenes ihm noch unlösbar erschienene Räthsel fallen werde.

Und als im Herbst 1863 in der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Stettin Ernst Häckel den ersten Vortrag über die Darwin'sche Entwicklungstheorie hielt, brauste ein Sturm des Unwillens durch die davon überraschte Gelehrtenwelt. Ja, mehrere wissenschaftliche Autoritäten sprachen damals ihr Bedauern darüber aus, daß man überhaupt solche unwissenschaftliche Phantastereien, solche unbewiesene Hypothesen auf einem Naturforschercongresse zur Sprache bringe.

Die Aufregung, welche der Darwinismus oder die Lehre von der Entstehung und Umbildung aller organischen Formen zuerst hervorrief, läßt sich nur vergleichen mit der Wirkung, welche seiner Zeit die Lehre des Kopernikus über die Umdrehungen der Himmelskreise auf die noch kaum aus dem geistigen Starrkrampfe des Mittelalters erwachten Menschen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ausübte. Bedeutet doch hier wie dort die neue Lehre eine vollständige Umwälzung der ganzen seitherigen Weltanschauung!

Wie einst Kopernikus die Erde aus dem Mittelpunkte der Welt drängte und sie auf die bescheidene Stellung eines Sternes unter andern Sternen verwies, so zerstörte Darwin den stolzen Wahn von der unantastbaren Sonderstellung des Menschen in der Natur und führte damit den letzten wuchtigsten Streich gegen den längst morschen Wunderbaum theologischer Schöpfungsmythen.

Denn vor dem überall nachweisbaren Gesetze der Vererbung und Anpassung als Ursache alles Seienden, Gewesenen und Werdenden schwindet das Absolute, Ursachlose und von dem Odem Gottes bleibt keine Spur im Weltall zurück.

Die Entwicklungslehre Darwin's ist darum trotz ihrer scheinbar geringeren Bedeutung nicht minder wichtig und bahnbrechend, als es seiner Zeit das Galilei'sche „Und sie bewegt sich doch!"

oder Newton's Gravitationsgesetz war, worüber der Philosoph Leibnitz noch sein Verdammungsurtheil fällte, — „weil es die natürliche Religion untergrabe und die geoffenbarte leugne."

Doch während die Kopernikanische Lehre Jahrhunderte brauchte, um sich allgemeine Geltung zu verschaffen, ist die „gewagte Hypothese" Darwin's in nur wenigen Decennien zur wissenschaftlichen Theorie geworden; die „eiteln Phantastereien" haben zur sichern Grundlage sich gefestigt, auf welcher mit wachsendem Erfolge den Anfängen aller organischen Artbildung überhaupt und der Menschwerdung im Besondern nachgeforscht wird.

Auch greift man uns, Materialisten, seit diesen großen Errungenschaften auf dem Gebiete organischen Lebens nur wenig mehr von wissenschaftlicher Seite an; um so heftiger aber versucht man die Angriffe vom sittlichen oder ethischen Standpunkte aus.

Und weil unsere Gegner da sich fast ausschließlich nur an das leicht erregbare Gefühl wenden und consequent jede Berufung an die allein urtheilsberechtigte Vernunft uns versagen, so gelingt es ihnen — leider — nur zu leicht (namentlich gefühlsseligen Frauenherzen gegenüber), die Logik der Thatsachen zu verdrehen und die Unterschiede zu verwischen, welche den wissenschaftlichen und den sittlichen Materialismus scharf von einander trennen.

Denn während die in jeder ächten Wissenserkenntniß enthaltene Moral die ist: daß das, was dem Leben Werth und höhere Weihe gibt, nicht der flüchtige Genuß, sondern die sittliche That, nicht die individuelle Lust, sondern die bewußte und opferfreudige Hingabe des Persönlichen an das Allgemeine ist, verstehen wir unter sittlichem Materialismus jene verwerfliche Lebensrichtung, welche ausschließlich in der Befriedigung sinnlicher Genüsse ihr Glück sucht, rücksichtslos gegen das Gemeinwohl wie gegen Freude und Leid der Andern, nur der eignen selbstischen Lust fröhnt und so den Menschen darauf hinweist, nicht im Geiste, sondern in den Sinnen seines Daseins Erfüllung zu finden. Daß jedoch dieser rohe Sinnen-Materialismus oder entidealisirte Lebensrealismus nicht das charakteristische Wahrzeichen der Denker und Naturforscher ist, dafür legt deren eigenes Leben und Schaffen wohl das beste Zeugniß ab.

Diese Menschen, Pioniere des Geistes, haben in ihrem Ringen nach Wahrheit selten äußere Glücksgüter gesammelt und wenig Zeit für Sinnengenüsse ist ihnen übrig geblieben. Im Kampfe mit den Vorurtheilen ihrer Zeit haben sie meist ein mühevolles, kümmerliches Dasein geführt und von den goldenen Schätzen, die das Thor sinnlicher Genüsse erschließen, keine gehoben. Ihr Wissensschatz war und ist — mit seltenen Ausnahmen — all' ihr

Reichthum; doch sie schätzen ihn hoch über allen anderen Gütern, und jeder unscheinbarste Zuwachs, den er erfährt, ist ihnen ein theures Kleinod, mit dem sie wuchern wie der Geizige mit seinem Mammon, um es als bestes Erbe einst ihren Nachkommen zu hinterlassen.

Und dies ist ganz folgerichtig im Geiste der exacten Forschung oder des wissenschaftlichen Materialismus gehandelt; aber im Sinne des sittlichen Materialismus ist es nicht.

Dieser sittliche Materialismus war von je und ist noch heute bei all' Denen zu finden, die unter dem Deckmantel frommer Geistanbetung lediglich pfäffische Tyrannei und selbstsüchtige Ausbeute ihrer Nebenmenschen anstreben; bei Denen, welche sich selbst zum Mittelpunkte der ganzen Schöpfung machen und von Kind auf sich daran gewöhnen, Alles, „was da kreucht und fleucht", ja, ihre Mitmenschen selbst, die anders gearteten oder minder begüterten, eigens sich zu Lust und Nutzen erschaffen zu wähnen; bei Denen, die für den großartigen Mechanismus der Natur kein Verständniß haben und den Adel der Materie, aus der die ganze so mannigfaltige und reizvolle Erscheinungswelt sich aufbaut, nur an ihrem eigenen Leibe anerkennen.

Dieser rohe Materialismus des Lebens war von je am heimischsten da, wo der wissenschaftliche Materialismus nie hindrang: in den Palästen der Kirchenfürsten und ihrer Satrapen. — Was dort an verbrecherischer Sinnenlust geleistet wurde, lehrt die von Verbrechen und Schandthaten jeder Art triefende Laster-Chronik der Päpste, die Geschichte der byzantischen Kaiser, der frommen Ludwige Frankreichs, der Großinquisitoren Spaniens.

Vergleicht man damit die Biographien eines Galilei, Newton, eines Humboldt, Lamarck und Darwin, so wird wohl kein Zweifel darüber bleiben, auf welcher Seite der sittliche Materialismus zu suchen ist.

Der vorwiegend realistische Zug unserer Zeit mit seiner ganzen Scala von Leiden, Lastern und Verbrechen, um deretwillen unsere Katheder-Moralisten so gern in sittliche Entrüstung ob dieses gottvergessenen materialistischen Jahrhunderts ausbrechen, kommt wahrlich nicht von den Fortschritten der Wissenschaft und ihrer leider noch immer sehr begrenzten Verallgemeinerung; auch nicht die Industrie ist Schuld daran, noch sind die gesteigerten Lebensgenüsse dafür verantwortlich zu machen: die ungleiche Antheilnahme nur an diesen Genüssen ist es, der harte „Kampf um's Dasein", darin alle geistigen und sittlichen Ideale der Menschheit von den realen Interessen der Menschen verschlungen werden.

Gottfried Keller, der volksthümliche Schweizerpoet, sagt:

„An der Welt liegt es nicht, daß so Wenige sie schön finden; auch nicht an der Schlechtigkeit der Menschen, sondern an der naturwidrigen Art ihres Zusammenlebens."

Ja, darauf allein gründet sich der nüchtern realistische Zug unserer Zeit, nicht aber auf die Erkenntniß: daß wir unser Urbild nicht als göttergleiche Lichtgestalt in paradiesischen Zaubergärten, sondern als behaarte, geschwänzte, zähnefletschende Vierfüßer auf den Bäumen der Urwälder zu suchen haben.

Wenn der menschliche Hochmuth thörichterweise sich dagegen sträubt, sich als eines Ursprungs mit den Thieren zu bekennen, und wir immer wieder dem entsetzten Ausrufe begegnen: „Nein, wir sind Menschen, nicht blos eine höhere Affenart mit etwas längern Beinen, kürzern Armen und größerm Hirne als der Chimpanse und Gorilla; wir sind ganz andere, höher geartete Geschöpfe und behaupten unsere Sonderstellung in der Natur, weil Selbsterkenntniß, freier Wille, die Unterscheidung von Gut und Böse, sowie der ganze complicirte Nervenapparat mit seinen zarten, feinspurigen Gemüthsstimmungen uns hoch erheben über jede thierische Genossenschaft!" so sind dies blos Einwände persönlicher Empfindung, von altverjährten Vorurtheilen unterstützt, die für die Wissenschaft keinerlei Werth und für die moralische Haltung des Menschen keinerlei Bedeutung haben.

Die Wissenschaft lehrt uns, daß alle die angeführten Unterschiede als trennende Merkmale zwischen Thier und Mensch nicht bestehen; daß sie vielmehr als bindende Mittelglieder in der Reihenfolge unserer Ahnen, als mälige Uebergangsstadien aus niedern zu höhern Organismen betrachtet werden müssen; denn es läßt sich nach den neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete der organischen Lebewelt ebenso wenig eine absolute Scheidelinie zwischen uns und der Thierwelt, wie zwischen der Thier- und Pflanzenwelt, der Pflanzen- und Mineralwelt ziehen. — Wenn wir aber in diesem ganzen so bunt bewegten und vielgestaltigen Weltgetriebe nur eine ununterbrochne Entwicklungsreihe einiger weniger Urstoffe erkennen, wann und wo, frage ich, hätte der sogenannte „Geist", der den Menschen kennzeichnen soll, plötzlich blitzartig in diesen einheitlichen Entwicklungsproceß eingeschlagen?

Der Unterschied zwischen dem weißen Culturmenschen kaukasischer Rasse und dem Hottentotten oder Australneger ist kaum geringer als der zwischen diesem und dem Chimpanse oder zwischen dem Chimpanse und der niedersten Affenart.

Auch die so hochgerühmten und rühmenswerthen psychischen Vorzüge des heutigen Culturmenschen, seine wahl- und urtheils-

fähige Intelligenz, seine Energie und Willenskraft, wie sein zartes, mitfühlendes und begeisterungsfähiges Gemüthsleben, sind nur hohe Entwicklungsformen der als Triebe und Anlagen schon in niedern Thierorganismen vorhandenen, mehr oder minder ausgebildeten Keime.

Das Gedächtniß der Vögel, die Treue des Hundes, die Streitsucht des Hahns, die Reinlichkeit der Katze, die Schlauheit des Fuchses, die Geschicklichkeit des Biber, die Mutterliebe des Pelikan sind sprüchwörtlich geworden, und die staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen der Bienen- nnd Ameisenstaaten mit ihren Arbeitern und Drohnen, Soldaten, Handwerkern und Sklaven gleichen in vieler Beziehung denen unserer absolutistischen Staaten auf ein Haar.

Wer könnte diesen kleinen Thieren Verstand, ja Ueberlegung absprechen, womit sie ihre kunstvollen Bauten ausführen, über Krieg oder Friede beschließen und mit unerbittlicher Strenge der Ordnung des Gesetzes walten? Wir kennen Ameisenarten, welche eine vollständig geregelte Landwirthschaft betreiben, indem sie aus ferner Gegend Samenkörner beliebter Getreidesorten herbeischleppen, um sie vor ihren Colonien einzusäen, und massenhaft Blattläuse, die durch feine Röhrchen am Rücken einen honigähnlichen Saft absondern, als kostbares Melkvieh züchten. Dieser süße Saft nämlich ist der Ameisen höchste Leckerei, und um ihn zu gewinnen, pflegen und nähren sie die Blattläuse, indem sie dieselben emsig von Strauch zu Strauch tragen oder ihnen wohl auch ganze Abtheilungen in ihrem Baue einräumen, wo sie dieselben füttern und durch sanftes Bestreichen der Rückenröhrchen, ganz nach unserer Melkweise, ihnen den leckern Saft entlocken.

Auch wenden sie bei dem Ueberfalle benachbarter feindlicher Ameisencolonien folgende Kriegslist an: sie reizen durch allerlei kleine Chicanen und Plänkeleien den feindlichen Stock so lange, bis sie dessen ganze streitbare Mannschaft zum Kampfe auf's offne Feld herausgelockt haben. Während hier die Schlacht am heftigsten wüthet, überfällt ein Theil ihrer eignen Mannschaft, der eigens zu diesem Zwecke versteckt zurückgeblieben ist, den seiner Vertheidiger entblößten Stock und schleppt daraus so viele Larven wie irgend möglich weg in den eignen Stock, wo diese Fremdlinge zu Sklaven auferzogen werden, die später alle Arbeit verrichten müssen.

Ist dabei nicht Absicht, Plan, Ueberlegung? Oder ist es nur Instinct, der den Biber treibt, das Holz zu seinen kunstvollen Wasserbauten stets oberhalb seines Standorts zu fällen, so daß er selbst es nicht herbei zu schleppen braucht, sondern der

Fluß es ihm abwärts trägt? — Goldsucher in Colorado, die ein Schöpfrad in einen von Bibern bewohnten Fluß stellten, fanden jeden Morgen das Rad durch einen von diesen klugen Thieren dazwischen geschobenen Stecken gesperrt.

Und weltberühmt und berüchtigt wurde der kluge Pudel eines Pariser Stiefelputzers. Sobald dieser seinen Herrn längere Zeit unbeschäftigt dasitzen sah, wälzte er sich unversehens in irgend einer nahen Gosse und schüttelte dann den in seinen zottigen Haaren aufgesogenen Schmutz ab auf die blanken Stiefel der Vorübergehenden.

Daß wir mehr noch als die Spuren des Intellects, die ganze Scala menschlicher Empfindungen in dem Thierleben wiederfinden, ist selbstverständlich, weil erst an der sich bewußt werdenden Empfindung der Gedanke reift.

Anfänge selbstständiger Empfindung aber lassen sich schon an gewissen Bewegungen der Pflanzen, namentlich im Zustande ihrer Befruchtungsreife, nachweisen; viele schwimmen oder kriechen zu einander hin, öffnen oder schließen ihre Blüthenkelche bei der leichtesten Berührung, und fast alle neigen sich dem Lichte zu.

Eine hohe Entwicklung, Kraft und Fülle des Empfindungslebens aber finden wir bei den Thieren. Ganz ebenbürtig dem Menschen an Mutterliebe, die wir als den mächtigsten, edelsten und selbstlosesten aller Naturtriebe preisen, erweist sich die Wildente, die unverscheuchbar in Beschützung ihrer unflüggen Jungen stirbt; die Löwin, die Bärin im Kampfe für ihre Jungen.

Und wie unverdrossen, unermüdlich sorgt bei allen Thieren, die in Paarung oder Familie leben, der Vater während der Brutzeit für Weib und Kind! Wie gerecht wird die herbeigeschaffte Nahrung von beiden Eltern unter die Jungen vertheilt wie eifrig später deren Erziehung und Unterricht geleitet!

Karl Ruß, der verläßliche Beobachter der Vogelwelt, erzählt uns rührende Beispiele des Mitleids, der Nächstenliebe und Gemeinsamkeit dieser kleinen gefiederten Luftbewohner. Wir hören, wie ein erblindeter Spatz, eine in ein Baumloch eingezwängte Meise treulich von den Genossen gefüttert wird; wie Einer den Andern vor dem Feinde warnt, wie Alle sich gegenseitig bei der Arbeit helfen, im Kampfe unterstützen.

Im Sommer 1875 veröffentlichten die Zeitungen einen Bericht aus der Schweiz, Canton Bern, wie ein Storchenvater während eines heftigen Hagelschlags die im Nest liegende Brut dadurch zu schützen suchte, daß er sich darüber stellte und durch fortgesetzten energischen Flügelschlag die drohende Gefahr von den Jungen abwehrte so lange, bis er selbst mit ermatteten und völlig

zerschlagenen Flügeln todt über ihnen zusammenbrach. — Zeugt dies nicht von rührender Vaterliebe, treuer Pflichterfüllung? Und würden wir die gleiche Selbstaufopferung beim Menschen nicht eine hochmoralische Handlung nennen?

Und untrügliche Zeichen von Pflichtgefühl, Reue, Zweifel, Furcht, Verstellung, Liebe und Haß hat wohl Jeder schon an unsern Hausthieren beobachtet. Ja, es ist gerade diese Gleichartigkeit der Empfindungen, welche das Hausthier als Genosse, Helfer und Freund des Menschen uns so werthvoll macht.

Wenn man nun freilich nach althergebrachter Weise alle Vorgänge im Leben und Treiben der Thiere, alle Eigenthümlichkeiten und klugen Einrichtungen ihrer Lebensweise, ihre Pflichterfüllung, Arbeitstheilung und gesellschaftliche Organisation, kurz Alles, was auf ein bewußtes Fühlen und selbstständiges Handeln des Thieres schließen läßt, einfach mit dem Worte Instinct oder Trieb abfertigt, so muß man ebenso auch die verschiedene Art und Lebensweise der verschiedenen Völker auf die gleichen Instincte oder Triebe zurückführen.

Die Lebensgewohnheiten der Kannibalen Inner-Afrikas und der meisten Südsee-Insulaner wenigstens legen kein Zeugniß ab für eine höhere Geist- oder Gott-Führung, und das Familienleben verschiedener Thiergattungen dürfte füglich einen Vergleich aushalten mit recht vielen Ehen auch unserer hochcivilisirten Culturstaaten.

Jedenfalls ist die von gegnerischer Seite aufgestellte Behauptung, daß die Annahme eines gemeinsamen Ursprungs für Mensch und Thier nothwendig den Menschen vor sich selbst erniedrige und seine Verthierung nach sich ziehe, sehr gewagt, willkürlich und vor der Vernunft wie Erfahrung unhaltbar.

Warum auch sollte der Dichter, Künstler, Philosoph, Naturforscher, dessen Genius eine Welt erleuchtet, der Held, der das Vaterland rettet, der Märtyrer, der für seine Ueberzeugung stirbt, ja ein Jeder, der seine Pflicht thut, darum weniger werth sein, weil sein Urahn einst mit affenähnlichen Geschwistern von Kräutern und Wurzelwerk sich nährte? — Oder werden wir uns danach zurücksehnen, auf allen Vieren zu kriechen, weil wir gelernt haben, daß während der ersten Zeit unserer embryonalen Entwicklung im Mutterleibe wir von dem Embryo eines Hundes nicht zu unterscheiden waren? — Oder werden wir aufhören, nach innerer Besserung, menschlicher Veredlung zu streben, weil die Erkenntniß uns geworden ist, daß wir den Keim aller selbstsüchtigen Leidenschaften und Begierden wie aller Tugenden mit dem Thiere theilen? — Ist Mutterliebe darum unwürdiger, weil auch die Henne sie

bethätigt? — Oder werden wir deshalb treulos werden, um mit dem treuen Hunde nichts gemein zu haben?

Wahrlich, der Verstand eines Kindes reicht hin, um solche Fragen zu beantworten, und ernste Männer haben sie zum Gegenstande wissenschaftlicher Erörterung gemacht!

Doch wann erst die Leidenschaften sich gelegt haben werden und die blind machenden Einflüsse traditioneller Vorurtheile geschwunden sind, dann werden alle denkenden Leute gerade in der thierischen Abstammung des Menschen und dessen mäliger Entwickelung aus niedersten Organismen zum denkbar höchsten Organismus unseres Planeten die große Kraft und Entwicklungsfähigkeit des Menschen erkennen und an den Riesenfortschritten einer langen Vergangenheit das Vertrauen in die Zukunft stärken.

Unsere Ehrfurcht vor dem Adel der Menschheit schwindet nicht in der Erkenntniß, daß wir Eins waren mit den Thieren und zum Menschen geworden sind; aber sie würde wesentlich beeinträchtigt, wenn es wahr wäre, daß wir nichts weiter sind, als gefallene, aus dem Paradiese verjagte Engel, einst reine Geister, jetzt sündige, erlösungsbedürftige Geschöpfe, die ihr Recht auf Erden verwirkt haben und auch den Himmel nur noch auf dem Wege der Gnade erreichen können.

Wie die Kirche übrigens den Adel der Menschheit versteht, den sie heute gegen die sogenannte „Affen-Theorie" in's Feld führt, beweist unter vielen anderen ähnlichen Producten kirchlicher Werthschätzung das bekannte Kirchenlied:

Ich bin ein altes Rabenaas,
Ein wahrer Sündenknüppel,
Der seine Sünden in sich fraß,
Als wie die Wurst den Zippel.

Herr Jesus nimm mich, Hund, beim Ohr,
Wirf mir den Gnadenknochen vor,
Und nimm mich Sündenlümmel
In deinen Gnadenhimmel!

Wer möchte da nicht lieber heute noch ein Affe sein, als dieser Menschen-Sündenlümmel?

Darwin begegnet der religiös-sittlichen Entrüstung über die wissenschaftliche Annahme eines gemeinsamen Stammbaumes für Thier und Mensch mit der treffenden Bemerkung: Die Abstammung auch vom niedrigst organisirten Thiere ist immer noch edler, als die biblische von einem schmutzigen Erdenkloße.

Ebenso unstichhaltig wie die Fabel von dem entwürdigten Adel der Menschheit ist der Nothschrei, den man im Namen der Kunst und Poesie gegen den naturwissenschaftlichen Materialismus erhebt.

Die Thatsache, daß die Kunst in ihren noch rohen Anfängen an die Religion gebunden erscheint und auch später mit den gerade herrschenden religiösen Vorstellungen sich mischte, hat zu der irrigen Ansicht geführt, als ob die Kunst ohne die Religion nicht gedeihen könne und allen Glanz und Herrlichkeit nur ihrem Bündnisse mit der Religion verdanke; während dieses Bündniß keineswegs einem religiösen Bedürfnisse der Kunst, sondern lediglich der weltlichen Machtstellung der Kirche entsprang, darin alle socialen und staatlichen Verrichtungen ihren Mittelpunkt fanden. So lange die politische Gesellschaft in der religiösen enthalten war, mußte auch die Kunst des jeweiligen religiösen Idols sich bemächtigen, um für die künstlerische Gestaltung menschlicher Ideale einen realen Boden zu gewinnen. In der daraus entstandenen gemeinsamen Wirksamkeit von Religion und Kunst jedoch war es nicht die Kunst, welche durch das in ihr enthaltene religiöse Element wirkte, sondern die Religion, welche in der Kunst ihre wirksamste Stütze fand. Denn das Bild ist es, wodurch die Kirche am meisten wirkt. — Kunst, Poesie und Musik sind der Sauerteig, welcher die alten abgestandenen Religionen immer noch in Gährung erhält.

Man nehme der Kirche den Schmuck, womit Maler und Bildhauer sie ausgestattet, streife von dem Dogma die Mythe, sein dichterisches Gewand, lasse Gesang und Orgelspiel, das Geschenk des Musikers, verstummen und jage die Frömmigkeit hinaus aus den prächtigen Tempelhallen, die der Baumeister ihr errichtet, mit einem Worte, man entziehe dem Cultus alle seine poetischen und künstlerischen Elemente, und von der Religion wird wenig übrig bleiben, was noch auf Gemüth und Phantasie zu wirken vermöchte.

Die große Macht der katholischen Kirche über die Gewissen der Menschen beruht großentheils auf diesem sinneberauschenden Zauber ihres Bildercultus. — Die Vernunft wird durch Weihrauch und Glockengeläute betäubt, das Gemüth mollig gewiegt auf den schwellenden, brausenden Wogen der Orgel, die Phantasie an Pracht und Farbenreichthum berauscht. Man versteht die religiöse Ekstase in der Peterskirche zu Rom oder in dem Mailänder und Kölner Dom, aber nicht zwischen den kahlen Wänden einer Methodistenkirche. Wir knieen nicht vor der Idee, sondern vor dem Ideale.

Mit dem Bilde eines gekreuzigten Gottes empfängt uns die christliche Kirche schon in der Wiege, und nach dem Tode noch preßt sie uns dasselbe Bild zwischen die erstarrten Hände. War

sie doch stets sehr wohl der Macht sich bewußt, welche die Kunst ihr über den Menschen verlieh und beutete sie auf jede Weise aus. Und die Kunst mußte aus praktischen Gründen sich ausbeuten lassen; aber ästhetisch gewonnen hat sie dabei nichts.

Das Christenthum hat über ein Jahrtausend nur formlose, schönheitswidrige Kunstwerke hervorgebracht, kraft- und saftlose Pagoden, Schatten ohne Leben und Bewegung.

Die byzantinischen Madonnen zeigen uns, was eine von der Realität losgelöste, aus supernaturalistischer Idee schöpfende Kunst an widerlicher Unnatur zu leisten vermag.

Die byzantinische Kunst aber ist die eigentlich christlich-religiöse Kunst.

Um den Cultus des Schönen wieder zu finden, war man genöthigt, über sie hinweg zu den urwüchsigen menschlichen Göttergestalten des Heidenthums zurückzukehren. Aus dem griechischen Olymp stammt der Gottvater Michel Angelo's, und die Madonen Raffael's und Murillo's sind, nicht wie die byzantinischen, fleischlose, plattbrüstige, unbefleckte himmlische Jungfrauen, sondern irdische Mütter, sinnlich schöne Weiber, herausgegriffen aus der Fülle südlichen Lebens, — namentlich die Madonnen des Sevillaners, deren weiche, runde Formen Liebreiz athmen, aus deren dunklen Augen Verheißung, nicht Entsagung spricht, und deren schwellende Lippen mehr vom Küssen als vom Beten geröthet scheinen.

Auch erkennen wir in dem drallen kleinen Jungen, der an der Mutter Brust hängt oder auf ihren Knieen spielt, einen Gott doch wohl nur an dem Heiligenschein, womit der Künstler — im Auftrage der Kirche, aber wahrlich nicht zur Verschönerung seines Kunstwerks — den kindlichen Lockenkopf umrahmt.

Gewiß gibt es nichts Schöneres, nichts Lieblicheres in der Natur als so eine junge Mutter mit ihrem blühenden Kinde im Schooße! Und nichts Rührenderes als dieselbe Mutter, alt, abgehärmt, die einst so rosigen Wangen welk, gramgefurcht, hingegossen an der Leiche ihres gekreuzigten Lieblings, sein schönes bleiches Haupt mit ihren Armen stützend und seine blutenden Wunden mit ihren Thränen netzend! Aber zu allen Zeiten hat es glückliche Mütter gegeben, die beseligt einen kleinen Gott in ihrem Schooße wiegten, — und Märtyrer, die für ihre Ueberzeugung an's Kreuz geschlagen wurden, und Frauen, die darob geweint und verzweiflungsvoll die Hände gerungen haben! Das Alles ist rein menschlich, und eben das Menschliche, nicht das Religiöse, ist es, was uns so wunderbar dabei ergreift.

Wir fühlen nicht mit der Mutter Gottes, sondern mit der Mutter des Menschensohnes, den sie unter ihrem Herzen getragen, und bei dessen Leiden und Sterben sie selbst tausendfachen Tod miterleidet. — Wir fühlen auch mit dem schönen bleichen Mädchen, das zu seinen Füßen kniet und die Wunden küßt des Herrlichen, den sie so heiß geliebt; denn dies Alles ist unsres eignen Wesens; die Kirche hat den menschlichen Gestalten nur mythische Namen gegeben.

Darum, wenn Künstler und Dichter verwerthbare Stoffe in irgend einem religiösen Dogma finden, so ist es nicht, weil, sondern obgleich sie religiöse sind.

Denn Kunst, Poesie und Wissenschaft, diese drei sittlichenden Factoren der Menschheit, weit entfernt das Monopol einer Kirche zu sein, blühen und gedeihen vielmehr in dem Maße, als sie die religiöse Zwangsjacke abstreifen und mit den demokratischen Elementen des freien Menschenthums sich durchdringen. Doch erst wann dieser schon seit Michel Angelo, Dante und Newton angestrebte Läuterungsproceß endgültig sich vollzogen haben wird, menschliche Ideale an Stelle der religiösen sich erheben, und christliche Tempel und jüdische Synagogen offene Pflanzstätten freier Forschung, nicht wie jetzt mystische Brutstätten trügerischer Wahngebilde vergangner Zeiten sind, wird es sich erweisen, wo die schönen Künste besser gedeihen: ob auf den festen Säulen der Wissenschaft und getragen von den Schwingen eines freien Volksgeistes oder in dem Banne des kirchlichen und politischen Absolutismus!

Daß übrigens die sogenannte religiöse Kunst ebensowenig wie die religiöse Moral je förderlich auf die allgemeine Sittlichkeit eingewirkt hat, davon überzeugen wir uns am Besten bei jenen ländlichen Bevölkerungen, deren einziges Bildungsmittel die Religion ist.

Die Roheit und Brutalität dieser Leute entspricht durchschnittlich den rohen und brutalen Götzenbildern, die sie anbeten.

Preist man darum mit Recht unser Jahrhundert als das Zeitalter der Naturwissenschaften und weist stolz die großartigen Resultate exacter Forschung zunächst an den unmittelbaren Erfolgen für's praktische Leben nach: an der völligen Umgestaltung des Völkerverkehrs durch Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen und Telephone oder an dem Einflusse von Chemie und Physik auf die Heilkunde, die Industrie und Landwirthschaft, so sind, von einem höhern ethischen Standpunkte aus aufgefaßt, alle diese realen Erfolge immer noch gering zu achten gegen den heilsamen Einfluß fortschreitender Wissenserkenntniß auf die sittliche Haltung der

Menschen im Allgemeinen und jedes Einzelnen im Besondern. Denn nicht der Glaube, der die Menschen scheidet, sondern das Wissen, das sie alle bindet in einem Geist und Streben, ist der mächtigste Hebel der Gesittung, weil die Natur logisch ist in allen Dingen. In ihr gibt es nur eine Gerechtigkeit: die der Kraft. Der Stärkere behält immer Recht. So beherrscht auch der Geist die Materie nur dann, wann er sie versteht und somit der qualitativ stärkere Theil von Beiden wird. Die Herrschaft des Geistes über die Materie aber ist die Herrschaft des Guten über das Böse, der Vernunft über das Triebleben. Alles, was wir sonst gut oder böse, moralisch oder unmoralisch nennen, sind nur Aeußerungen wechselnder Zeitströmungen und haben als solche zwar culturhistorischen, doch keineswegs sittlichen Werth. — Um den sittlichen Materialismus zu bekämpfen, führen wir daher als wirksamste Waffe den naturwissenschaftlichen Materialismus in's Feld, der, wie schon sein Name besagt, das Wissen, die Erkenntniß eben der Materie anstrebt, welche von der Vernunft beherrscht und in gesittete Bahnen geleitet werden soll.

Mit wachsenden Gedanken
Sich um das All zu ranken,
Im Ganzen aufzugehn;
Das ist die wahre Güte,
Das Menschenherz in Blüthe,
Das große Auferstehn!

Religion und Moral.

Es ist eine uralte, von den Priestern aller Zeiten genährte und leider noch immer nicht überwundene Anschauung: daß Moral und Religion untrennbar seien, und der irreligiöse Mensch folglich auch ein unmoralischer sein müsse.

Namentlich aber sei das Volk, das rohe, unwissende Volk, in der Religion zu erhalten; denn es bedürfe derselben, um nicht ganz in Zuchtlosigkeit zu entarten oder der trostlosesten Verzweiflung anheim zu fallen.

„Was sollte aus dem Volke werden," hören wir die Katheder-Moralisten nicht nur von der Kanzel, sondern auch von wissenschaftlichen Lehrstühlen herab rufen, „wenn es die Hoffnung auf den Himmel, die Furcht vor der Hölle nicht hätte? Den Himmel, der ihm den Ausgleich seiner irdischen Leiden im Jenseits verheißt, und die Hölle, die jeden Versuch der Selbsthülfe hienieden mit ewigen Strafen bedroht!"

Aber erstens ist das Volk durchaus nicht so roh und unwissend, wie diese Herren in vornehmer Selbstüberschätzung es uns möchten glauben machen, und zweitens, wenn dem so wäre, müßten sie, um ihre Behauptung aufrecht zu erhalten, erst den Erweis bringen, daß Roheit und Unwissenheit, um derentwillen die Religion ihnen unentbehrlich erscheint, thatsächlich durch die in der Religion enthaltenen belehrenden und sittlichenden Elemente wirksam bekämpft und auf gesittetere Bahnen geleitet werden? Und diesen Erweis beizubringen dürfte ihnen recht schwer werden, denn die ganze Geschichte vom grauen Alterthum bis auf die neue und neueste Zeit belehrt uns des Gegentheils. — Brutalität und Sittenlosigkeit waren stets am größten da, wo die Kirche, ganz einerlei, auf welches Dogma gegründet, am mächtigsten war, und die Cultur wuchs in dem Maße, als der religiöse Fanatismus schwand. Und diese selbe Erscheinung, die wir an großen Zügen der Weltgeschichte und an Ursachen und Wirkungen langer Zeiträume einheitlich übersehen, tritt uns ebenso auch in den Lebensfunctionen

jedes Einzelnen täglich vor Augen, — eben weil Religion und Moral nicht nur gegenseitig sich nicht decken, sondern ihrem eigensten Wesen nach diametral sich gegenüberstehen. Jede Religion wurzelt im Glauben; aller religiöse Glaube aber ist ein Fürwahrhalten dessen, was durch Forschung nicht erwiesen ist und vor der Vernunft nicht discutirt werden darf. Denn was wäre der Glaube werth, sagt Luther, wenn sein Gebiet nicht das Unglaubliche wäre? Religion oder Glaube ist also eine aprioriſche Verzichtleistung auf jedes eigene Urtheil; alle Moral aber ist in der Fähigkeit zu unterscheiden, zu urtheilen. Ferner gab und giebt es unzählige Glaubenssatzungen oder Religionen, die alle von sich behaupten, die absolute Wahrheit und unantastbare Moral direct aus dem Himmel zu beziehen, während sie auf Erden in feindseligster Weise sich untereinander widersprechen und endlose Widersprüche, Haß und Zwietracht von je auch in die Welt gebracht haben, — die Menschen, die Eins und solidarisch sein sollten, spalteten in Juden, Christen, Türken, Heiden, in Auserwählte und Verworfene des Herrn; die Wahrheit aber ist nur *Eine*, und zwar nicht die absolute des begrenzten Glaubens und Wähnens, sondern die relative unbegrenzter Forschung, und ebenso gibt es auch nur *einen* sittlichen Maßstab für alle Völker der Erde, nämlich das fortschreitende Giltig- oder Gesetzlichwerden des Gemeinsamen, Menschheitlichen ebenso in dem Bewußtsein des Einzelnen wie in den Lebensfunctionen des staatlichen und gesellschaftlichen Organismus. — Stabilität, Geistesstarre ist das Kainszeichen der Religion, Wandel, Bewegung, Fortschritt das Wahrzeichen der Moral. — Religion und Moral sind demnach ihrem innersten Wesen nach unterschieden und können nie zu einem harmonischen Ausgleich gebracht werden. Wenn trotzdem die Unentbehrlichkeit der Religion im Allgemeinen dem frommen Philister schon als über jeden Zweifel erhaben feststeht, so ist dies noch weit mehr der Fall, sobald es sich dabei um das Christenthum im Besonderen handelt. Denn der schon mit der Muttermilch eingesogene und in Schule und Haus fort und fort genährte Wahn, als ob die christliche Moral einzig und unerreicht in der Weltgeschichte dastehe, und wir unsere ganze Culturentwicklung nur dem Christenthum zu verdanken hätten, wird durch jedes Mißtrauen in die vorgeblich thurmhoch über alle andern Erdenkinder emporragende Idealität des Nazareners und seine „früher nie dagewesene und nie wieder zu erreichende" göttliche Lehre auf das Empfindlichste verletzt.

Um für das Verhältniß von Religion und Moral einen einigermaßen sicheren Boden zu gewinnen, ist es daher nöthig,

ebenso auf das Wesen der Religion selbst etwas näher einzugehen, wie auch den Zusammenhang des christlichen Dogmas und seiner Morallehren mit denen früherer Culte nachzuweisen.

Das sich bewußt werdende Abhängigkeitsgefühl des Menschen von Gewalten, die er nicht zu beherrschen vermag, ist das, was die Theologen das „angeborene religiöse Bedürfniß" nennen.

Dieses ist jedoch keineswegs dem Menschen angeboren, sondern setzt schon einen gewissen Culturgrad voraus und war unsern geschwänzten Vorfahren jedenfalls ebenso unbekannt, wie es der heutigen Thierwelt ist.

Erst der der bloßen Empfindung entwachsene und von wahrnehmbaren Wirkungen auf verborgene Ursachen rückschließende Gedanke erzeugt religiöse Vorstellungen, die sich zunächst in einem geheimnißvollen Etwas, einer räthselhaften Urkraft, Geist, Chaos concentriren. Doch dieses unverständliche, den Sinnen sich verschließende, wesenlose Allwesen genügte den noch ganz in der sinnlichen Vorstellung befangenen Naturvölkern nicht. Es waren der Elementargewalten so viele, von denen tagtäglich die menschliche Existenz abhing, und das geängstigte Gemüth suchte für jeden concreten Fall auch concrete Hülfe. So kam es, daß man bald das Bild an Stelle des Wesenlosen setzte, die Idee durch das Ideal verdrängte und alle Manifestationen oder Kraftäußerungen Gottes oder des Kosmos in ebenso viele selbständige Götzen des Erstaunens, der Anbetung verwandelte.

Selbst die Juden, das auserwählte Volk Gottes, verfielen trotz der strengen Gesetze Mosis, die ganz nur auf Verherrlichung des einen Gottes, der keine andern Götter neben sich duldet, gerichtet waren, immer wieder in Vielgötterei. — Ja, Moses selbst konnte es nicht verhindern, daß unter seinen Augen die Juden in ihrer Wüstennoth nicht an den Allvater Jehovah, sondern an das goldene Kalb, den gelben Stier Egyptens, sich wandten, und in dem berühmten Tempel zu Jerusalem wurde neben Jehovah auch dem heidnischen Baal und der lüsternen Achera geopfert.

Jedenfalls lag jede moralisirende Absicht den ursprünglichen Religionen fern. Sie wollten keine tugendhaften Menschen erziehen und beanspruchten keineswegs, die sittliche Grundlage des Staates zu bilden. Ihre Tendenz war lediglich poetische und künstlerische Verbildlichung noch unverstandener Naturgewalten.

Bei fast allen Naturvölkern finden wir daher die Anbetung von Sonne und Mond, Luft, Wasser und Erde als ältestes Religionsbekenntniß. Dem Wechsel der Jahreszeiten, Licht und Finsterniß, Donner und Blitz galten die ältesten religiösen Culte

der Menschheit. — Daran reihten sich in der Folge die Localgötter jedes einzelnen Stammes, die Berge, Quellen, Pflanzen, Thiere, die unmittelbar sein Leben beeinflußten, ihm nützen oder schaden konnten, von denen er folglich direct sich abhängig fühlte.

So kam es, daß gerade den schlimmen, Gefahr oder Verderben drohenden Mächten am meisten geopfert, das am demüthigsten verehrt wurde, was der Mensch am meisten fürchtete und verabscheute.

Die Römer bauten dem Fieber einen Tempel, die Egypter zollten dem Krokodil, die Indianer der Klapperschlange göttliche Verehrung, und die alten Germanen glaubten, daß Blutopfer Steine beleben, ihnen menschliche Sprache und die Gabe der Weissagung verleihen könnten. — Man tränkte die Erde mit Menschenblut, um ihr menschliche Empfindungen einzuflößen. — Ebenso hat auch später noch in dem christlichen Europa jede Seuche, Mißernte, Ueberschwemmung, Erdbeben oder sonstige Landescalamität stets den Aberglauben genährt und das Ansehen der Geistlichkeit erhöht. — Charlevoix bezeichnet geradezu die Pestseuchen als „die Ernten der Diener Gottes".

In dem Maße jedoch, als der Mensch aus seinem ursprünglichen Naturzustande heraus und in einen gewissen staatlichen Verband mit Seinesgleichen trat, aus einem blos physikalischen mehr und mehr ein politisches Wesen ward, wurden auch seine Götter mehr und mehr politische, von der Natur unterschiedene Wesen.

Ehre, Tugend, Barmherzigkeit, Liebe, Zorn, Gerechtigkeit, Haß, Rache, Geiz, Betrug, alle guten und schlimmen Triebe und Leidenschaften, die fortan gährend, kämpfend das Gemeinwesen wie die bürgerliche Existenz jedes Einzelnen beeinflußten, sodann die Schutzgötter des Hauses und der verschiedenen Gewerbe und Wissenszweige traten mehr und mehr an Stelle der alten Naturgötter, von denen man sich unter den neu gewonnenen Lebensbedingungen staatlichen Verbandes und gegenseitiger Hülfeleistung weniger mehr abhängig fühlte als früher. Als endlich mit dem politischen und sittlichen Verfalle des großen Römerreichs auch seine Altäre einstürzten, erwuchs aus den Trümmern dieser entweihten Begriffs-Gottheiten das Christenthum, das, obwohl mit der jüdischen Schöpfungsmythe in Verbindung gebracht, dennoch weit mehr heidnische als jüdische Elemente enthält und seinem ganzen Wesen nach polytheistisch ist.

Was das Christenthum mit dem Judenthum gemein hat, ist hauptsächlich nur: die alles natürliche Sinnenleben verschlingende Geistextase, die dem Judenthum schon eigen war und im

Christianismus zu einer wahren Geistbesessenheit ausartete. Sie war es, die im Anschluß an den Neuplatonismus jenen unseligen Dualismus schuf, der die Welt in zwei Hälften spaltete: eine geistige und eine sinnliche, — die eine so hoch, daß der Mensch Engelflügel haben müßte um sie zu erreichen; die andere so niedrig, daß in ihrem Schlamme versinkend er aufhören würde, ein Mensch zu sein.

Außer dieser gemeinsamen Geistverzückung jedoch, die uns eines gesunden Sinnenlebens und damit unserer natürlichen Daseinsbedingungen beraubt und an deren verderblichen Folgen unsere ganze Weltanschauung heute noch krankt, haben die christlichen Evangelien und der jüdische Talmud so wenig mit einander gemein, daß der Jude stets des Christen, der Christ des Juden erbittertster Glaubensfeind war und ist, heute wie vor achtzehnhundert Jahren. — Nur daraus hauptsächlich auch erklärt es sich wie noch im neunzehnten Jahrhundert, dem Jahrhunderte der Aufklärung, ein christlicher Pfaffe, der berüchtigte und des Meineids überführte Berliner Hofprediger Stöcker, eine antisemitische Bewegung in Scene setzen konnte.

Auch verbreitete das Christenthum sich keineswegs von Judäa aus über Europa, sondern wurde Weltreligion erst dann, als es, in Bundesgenossenschaft mit den Barbaren des Nordens, das Erbe der entthronten Götzen Roms an sich gerissen und damit in Tempel und Paläste sich Eingang verschafft hatte. Doch obwohl trotzdem auch heute noch keineswegs die an Zahl ihrer Anhänger mächtigste aller Religionen, — der Buddhaismus allein zählt deren dreimal so viel als sämmtliche christliche Secten zusammen, — so beherrscht doch das Christenthum seitdem — anderthalb Jahrtausende — den größten Theil der civilisirten Welt und ist so eng mit all' unsern staatlichen und socialen Einrichtungen, Sitten und Lebensanschauungen verknüpft, daß wir bei der Untersuchung über Religion und Moral es heute vornehmlich nur damit zu thun haben.

Außer dem Verdienste um Erhaltung und Befestigung des Monotheismus oder Eingott-Glaubens schreibt man dem Christenthum gewöhnlich noch das weitere Verdienst zu, daß es die Lehre von der Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen zuerst in die Welt gebracht habe.

Beides ist falsch.

Weder der persönliche Eingott Jehovah der Juden, noch der speculative einheitliche Allgeist der Griechen — (Anaxageros lehrte schon 500 Jahre vor Chr. einen einheitlichen Weltgeist, der Alles durchdringe, löse und binde und das Princip alles Lebens, Denkens und Empfindens sei) wurde durch das Christenthum

gefestigt. Im Gegentheil. Das Bild wurde heidnisch vervielfältigt in die göttliche Dreizahl (trimurti) Vater, Sohn und heiliger Geist, und die Idee durch dogmatische Zuthaten entstellt.

Die Lehre von der Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen aber ist so alt fast wie die Menschheit selbst. Sie liegt tief begründet ebenso in der Empfindung wie in dem Gedanken. Alle Liebe und alle Gerechtigkeit führen darauf zurück. Die christliche Religion hat uns nichts Neues darin gelehrt. Alle ihre gerühmten Moralsätze finden wir mit weniger Gefühlsschwindel zwar, aber dafür mit um so mehr Gedankenklarheit schon in den ältesten heidnischen Philosophenschulen.

Zudem hat das Heidenthum mit besserm Verständnisse als das Christenthum die Idee der Brüderlichkeit nicht aus dem faulen Principe der Gnade entwickelt, angekränkelt von dem bleichen Schatten der Feindesliebe, sondern es hat sie logisch nachgewiesen als eine Forderung der Gerechtigkeit gegen Freund und Feind, und sie d a d u r c h zu einem sittlichen Lebensprincip gemacht.

Denn nicht die Liebe, die auch in ihrer reinsten Kundgebung stets nur ein gesteigertes, veredeltes subjectives Empfinden bleibt, ein willkürliches Belieben, kann je Grundlage einer gesunden Gesellschaftsmoral sein, sondern das Recht, das unterschiedlos an Allen sich vollzieht und einen Jeden nicht nach seinem Glauben und Wähnen, sondern nach seinen Thaten richtet.

Die Liebe als Grundlage der Gesellschaft führt nothwendig auf den Irrweg der Gnade, welche die Gerechtigkeit ausschließt und jeder Willkür Thür und Thor öffnet.

Die nächste Folge davon ist: daß das Gute nicht des Guten wegen erstrebt, das Böse nicht, weil es böse, das Gemeinwohl schädigend ist, gemieden wird, sondern daß Aussicht auf Lohn, Furcht vor Strafe die unsittlichen Triebfedern all' unserer Handlungen sind. — Daher in der christlichen Religion wie kaum in einer andern ein ewiges Bitten und Betteln, Heulen und Kriechen. Immer soll etwas geschenkt oder vergeben werden. Die Gunstbezeugungen auf der einen und die Knechteseligkeit auf der andern Seite nehmen kein Ende. Einer ist da immer der Knecht des andern: der Pächter des Bauern, der Bauer des Ritters, der Ritter des Grafen, der Graf des Herzogs, der Herzog des Kaisers, der Kaiser des Papstes, und der Papst selbst, das Oberhaupt der Kirche, nennt sich den Knecht der Knechte Gottes.

Ein Gnadenstrom von Oben, eine Bettelgemeinde von Unten und dazwischen beutegieriges Raubgesindel, das nach allen Brocken schnappt: so etwa lautet, in Prosa übersetzt, die gepriesene Romantik des Mittelalters, — der Zeit, in der die christliche Kirche am mächtigsten war.

Bezeichnend dafür ist ein poetischer Erguß des mittelalterlichen Versemachers Philo, der also anhebt:

„Ich will ja ein dem Herrn getreuer Hund nur sein,
Nur nach den Brocken schnappend von des Herren Tisch."

Doch indem das Christenthum aus dem Vordersatze: „alle Menschen sind Brüder" nicht den Schluß zieht: „folglich sind sie gleich auch an Rechten und Pflichten", sondern gefühlsselig daraus folgert: „also sollen sie sich lieben", trennt es principiell die staatlichen und kirchlichen Interessen.

Denn der Staat kann seinen Bürgern nicht befehlen, die Liebe zu haben; aber er kann und muß von ihnen fordern, daß sie ihre Pflicht thun, die Wahrheit sprechen nnd Gerechtigkeit üben.

Auch bezeugt der Staat selbst, indem er, von der wachsenden Cultur gedrängt, Religionsfreiheit gab, daß der moralische Stand seiner Bürger, woran das Wohl und Wehe des Gemeinwesens gebunden ist, ihm keineswegs von diesem oder jenem Glaubensbekenntnisse abhängig scheint, daß die Moral nicht das Monopol einer bestimmten Kirche ist, sondern dem Wirkungskreise der Vernunft und der staatlichen Rechtspflege oder Erziehung angehört, daß ihr Reich somit von dieser Welt und inmitte der bürgerlichen Gesellschaft ist. — Der Staat bekennt sich damit zu dem Darwin'schen Grundsatze: daß die Moral nur ein Ausfluß socialer Triebe und wie diese dem Wandel und den jeweiligen Bedürfnissen der Zeiten und Klimate unterworfen sei, bestimmt von den allenthalben nachweisbaren Gesetzen der Vererbung und Anpassung.

Wäre darum die sogenannte christliche Moral vor achtzehnhundert Jahren auch eine den damaligen Zuständen wirklich heilsame gewesen, so stände sie unserm heutigen, so ganz anders gestalteten Cultur- und Geistesleben dennoch machtlos gegenüber. Denn der Geist der Menschheit ist ein anderer heute als damals und bedarf somit für seinen Wirkungskreis auch ganz anderer geistiger und sittlicher Grundlagen, als die sind, welche das alte und neue Testament uns bieten.

Freilich behauptet die christliche Kirche, daß sie es sei, welche mit Hülfe ihrer ganz besonders begnadeten Priester die sittliche Erziehung der Menschen besorge und die Seelen durch religiöse Uebung zum Guten leite. Allein sie hat diese ihre Behauptung nie und nirgends erwiesen; denn nirgends ist die vorgebliche regenerirende Kraft ihrer beseligenden Wahrheiten zur That geworden.

Trotz aller christlichen Wiedergeburt ging die politische und

sittliche Verwesung Roms ihren unaufhaltsamen Gang, bis schließlich das christgläubige Rom von den germanischen Heiden verschlungen wurde. Und schwerlich finden wir in der Geschichte aller Länder und Zeiten einen ekelhafteren Morast sittlicher Fäulniß und politischer Verkommenheit als in der Laster-Chronik der Päpste oder in der Geschichte des byzantinischen Kaiserreichs während der tausendjährigen unbeschränkten Herrschaft der christlichen Kirche.

Ja, wandelt nicht dieses gepriesene Christenthum mit seinem unfehlbaren Papstthum an der Spitze sengend und würgend durch das ganze Mittelalter, bis endlich die fast schon vergessene heidnische Cultur sich schüchtern hervorwagte aus dem Schutte christlicher Barbarei und nicht im Bunde mit der Kirche, sondern im Kampfe gegen dieselbe wieder die ersten Fundamente legte einer neuen Culturperiode.

Nicht aus den Evangelisten, sondern aus den alten griechisch-römischen Klassikern schöpften die Humanisten und Encyclopädisten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts jene Schätze der Lebensweisheit, die schließlich zur großen politischen That der französischen Revolution führten.

Wo bleibt Angesichts dieser Thatsachen die regenerirende Kraft des Christenthums? Und mit welchem Rechte schreibt man dem Blute Christi zu, was nur das Blut der Germanen bewirkte? Der wässerigen Liebesdoctrin des Nazareners, was wir nur der Rückkehr aus diesem christlichen Gefühlsschwindel in die antike Gerechtigkeit verdanken? Ist doch die ganze christliche Liebesdoctrin nichts anderes als eine Verherrlichung des Despotismus mit der ursprünglichen und absoluten Schlechtigkeit der menschlichen Natur zur Voraussetzung! Alles spitzt sich zu auf das Verhältniß von Herr und Knecht. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist" — und was dann etwa noch übrig bleibt, das legt hübsch demüthiglich dem Pfaffen in den Klingelbeutel!

Wie der Herr zum Sklaven, so spricht die christliche Kirche zum Menschen: „Du bist mit einem unauslöschlichen Fluche gezeichnet. Weder deine Vernunft noch deine Tugend können dich retten. Sei der Beste, der Herrlichste deines Geschlechtes, geadelt durch jede innere und äußere Würde, mein Fuß steht auf deinem Nacken und ich erkläre dich und Alles, was Menschenantlitz trägt, für Auswurf und Abschaum. Nur *meine Gnade*, so du ihrer theilhaftig wirst, kann dich retten und aus einem Knechte des Teufels wieder zu einem Kinde Gottes machen!"

Die tiefe Unsittlichkeit solcher Lehren bedarf keines Commen-

tars. — Ueppig blühte und gedieh denn auch das menschenschändende Institut der Sklaverei im Schooße einer Kirche, welche Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen als Dogma verkündete.

Und wenn heute die Peitsche der Sklavenhalter nicht mehr auf die schwarzen Rücken der Wüstensöhne niedersaust und über kurz oder lang auch der weiße Sklave der Arbeit ein menschenwürdigeres Dasein führen wird, so ist es sicherlich nicht, weil das Weihwasser der Kirche, sondern weil das Blut der tapfersten, freiesten, edelsten Söhne des Volkes dafür vergossen wurde und wird.

Und das Dogma entspricht der Morallehre. Ein Gott, der die Sünde des ersten Adam zuläßt und dann die Menschen alle der Sündhaftigkeit dieses Einen wegen verdammt; der sodann seinen eignen Sohn abschlachtet, um die fremde Schuld zu sühnen; ein Rechtsverfahren, das den vermeintlich Schuldigen begnadigt und den absolut Unschuldigen an seiner Statt hinrichtet; ein Justizmord, der mit dem Fleisch und Blute irgend eines sündelosen Opfers die moralischen Schäden der sündigen Menschheit zu curiren meint.

Welches Vandalen-Verfahren! Und welch ein Gott, der so verfährt und dies für recht und vernünftig hält!

Die Erlösung aus dem Bewußtsein und der Selbstthätigkeit des Erlösten in die Person des Erlösers verlegt, heißt wahrlich nicht die Menschen läutern, bessern, sondern sie ganz vernichten, ihrer Vernunft und ihres Selbstbestimmungsrechtes sie berauben. Es ist dies die permanente Leibeigenschaft im Himmel und auf Erden, die Heiligsprechung des Despotismus hier und dort.

Doch glücklicherweise ist es eben nicht die Religion, welche irgend einer Zeit ihr moralisches Gepräge gibt, sondern es sind deren staatliche und sociale Einrichtungen. Daher ist es im Grunde auch ziemlich unwichtig, in welches theoretische Gewand bei irgend einem religiösen Dogma sich die Lehre des Sittlichen kleide. Denn nicht die verpesteten Winkel der Beichtstühle, sondern die vom Geiste freier Forschung geweihten Streitbahnen der Nationen sind der Boden, darauf der sittliche Lebensinhalt einer Gesellschaft sich entfaltet. Der wirthschaftliche und politische Bestand eines Volkes ist maßgebend für seine moralische Haltung.

Unser ganzes sociales und staatliches Leben ist heute aber ein ruheloser Kampf um's Dasein, darin alle menschlichen Verhältnisse so vielseitig sich entwickelt und zugespitzt haben, daß die Frage nach Rechten und Pflichten in tausendfältigen Formen wiederkehrt: in den Beziehungen zwischen Mann und Weib, Eltern und

Kindern, Herren und Dienern, Regierung und Volk, in den Gegensätzen von Capital und Arbeit, Pflicht und Neigung, Amt und Ueberzeugung! — Was soll nun in diesem rastlos drängenden, gährenden Zeitgeiste eine Religion, die in fast zweitausend Jahren nichts gelernt und nichts gelehrt hat, als Bibel und Katechismus, die um vierzig Generationen hinter der heutigen Cultur zurück blieb, und deren fundamentalster Lehrsatz ist: daß das irdische Leben nichtig, gewissermaßen nur eine Leidensstation sei, darauf der Mensch nicht schaffen und wirken, sondern daraus er sich fortsehnen solle nach dem Himmel, als seiner eigentlichen Heimath; — daß er darum auch nicht sorgen und sich mühen dürfe für den folgenden Tag, sondern vertrauen auf den himmlischen Vater, der die Raben nähret, die nicht säen und nicht ernten, und die Lilien des Feldes kleidet, die nicht arbeiten, noch spinnen.

Was bei einem solchen ebenso vertrauensseligen wie arbeitscheuen dolce far niente aus der Menschheit werden sollte, ist leicht ersichtlich. Kein Staat könnte dabei bestehen, und der Einzelne, der es versuchen wollte, würde voraussichtlich sehr bald als Landstreicher in irgend einem Zuchthause untergebracht werden.

In einer Zeit wie der unserigen klingen derartige Verweisungen auf himmlische Kleidung und Ernährung geradezu wie ein Faschingsscherz.

Industrie und Wissenschaft sind die Pole, um welche die Welt sich dreht. Eine Erfindung folgt der andern; mit den einfachsten Mitteln werden die schwierigsten wissenschaftlichen Probleme gelöst, und die Lösung der socialen Frage oder die Constituirung eines sichern Rechtsbodens menschlichen Zusammenlebens ist die welterschütternde Parole unserer Zeit, die von den Einen mit Freude, von den Andern mit Schrecken, aber von Allen laut und vernehmbar gehört wird.

Menschenrecht und Bürgerpflicht, sociale Gerechtigkeit und politische Freiheit leben mehr denn je in dem Bewußtsein Aller; mit ihrer Forderung schließt das neunzehnte Jahrhundert ab. Und mitten durch diese Geisterregung und Völkerbewegung schleicht das bleiche Christenthum und moralisirt mit seiner fast zweitausendjährigen Grabesstimme:

„Selig seid ihr Armen, denn das Reich Gottes ist euer! Selig seid ihr, die ihr hungert, selig, die ihr weinet, selig so euch die Menschen hassen und schelten um des Menschensohnes willen, denn euer Lohn ist groß im Himmel!"

Oder: „Wer dich schlägt auf einen Backen, dem biete auch den andern dar, und wer dir den Mantel nimmt, dem wehre nicht

auch den Rock; und wer dich bittet, dem gieb, und wer dir das Deine nimmt, dem fordere es nicht zurück!"

Klingt dies nicht wie Hohn auf alle politischen und socialen Zustände unserer Zeit? Und wo sind die Frommen, die daran glauben und ihrem Glauben entsprechend handeln?

Sie glauben eben nicht daran. Die Zeit des religiösen Pathos, in der man Alles glaubte, ist vorüber, und Jeder hält sich heute klüglich mit seinem Glauben nur an Das, was ihm gerade paßt. An den hiefür nöthigen Widersprüchen in den Evangelien fehlt es ja nicht, und wer sucht, findet stets etwas für den augenblicklichen Gewissens-Bedarf. — Da heißt es z. B. an einer Stelle: „Er stößet die Gewaltigen von ihrem Stuhle und erhebet die Niedrigen. Die Hungrigen füllet er mit Gütern und läßt die Reichen leer." — Eine schreckliche Drohung für die mächtigen und besitzenden Klassen! Aber sie trösten sich mit einer andern Stelle, wo es heißt:

„Wer da hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, von dem wird genommen auch das, was er meint zu haben." Oder wie unser Dichter Heinrich Heine in Anwendung auf unsere socialen Verhältnisse die Stelle umschreibt:

Hast du viel, so wirst du bald
Noch viel mehr dazu bekommen;
Hast du wenig, wird dir auch
Dieses wenige genommen.
Wenn du aber gar nichts hast,
Ach, so lasse dich begraben!
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur, die etwas haben.

Und so ließen sich noch manche Stellen der Evangelien mit den tiefsten Nachtseiten unserer heutigen Gesellschaftsordnung in Einklang bringen.

Evangelium Luca, Cap. 17 (Verse 7, 8, 9 und 10), finden wir z. B. ein Gleichniß, da Jesus zu seinen Jüngern spricht:

„Welcher ist unter euch, der einen Knecht hat, so ihm pflüget oder das Vieh weidet, und der zu ihm spräche wenn er vom Feld heimkommt: Geh' und setze dich zu Tische? Ist es nicht vielmehr, daß ihr zu ihm saget: Richte zu, damit ich zu Abend esse, schürze dich und diene mir, bis ich gegessen und getrunken habe. Danach magst auch du essen und trinken? Oder danket man dem Knechte, wenn er gearbeitet und gethan hat, was ihm befohlen war? Ich meine es nicht. — Also auch ihr! So ihr Alles gethan habt, was euch befohlen war, sprechet: Wir sind

unnütze Knechte, wir haben nur gethan, was wir zu thun schuldig waren."

Ist dies nicht dem frommen Philister wie aus der Seele gesprochen?

Der fleißige Knecht, der von der Arbeit heimkehrend keines Lohnes und keines Dankes werth ist, sondern erst den faulen Herrn bedienen soll und danach essen, was dieser übrig gelassen hat!

Aber ist dieses Verhältniß ein sittliches, und die Lehre eine moralische, die es als Beispiel aufführt und der Nacheiferung empfiehlt?

Die gährenden Unruhen unserer Tage beweisen, daß auf Grund solcher Principien, die jeder menschlichen Gerechtigkeit in's Antlitz schlagen, kein Gemeinwesen Bestand haben kann.

Doch dem Gefühle für Menschenrecht, Bürgerpflicht und politische Freiheit, das in jedem Volke geweckt und wach erhalten werden muß, wenn es nicht verkommen soll, ist im Christenthum nirgends Rechnung getragen. — Von Opferwilligkeit für das Gemeinwesen, von Anhänglichkeit an das irdische Vaterland findet sich in der Christlehre keine Spur. — Der Patriotismus, den die alten Griechen und Römer zu einem Cultus erhoben, hat darin keine Stätte; denn die Heimath des Christen ist ja nicht auf Erden, sein Reich ist nicht von dieser Welt.

Jeder Sterbliche wird als Sünder geboren, der vor der Geburt schon sein Recht verwirkt und nur noch auf Gnade zu hoffen hat, welche die Kirche allein austheilt im Namen des für die sündige Menschheit vergossenen Opferblutes.

Sie allein hat die Macht, zu binden und zu lösen; sie allein ist der Weg, die Wahrheit und das Leben! Statt den Menschen zu einem tüchtigen Bürger, zu einem nützlichen Gliede der Gesellschaft zu erziehen, entfremdet sie ihn seinem natürlichen Vaterlande und zerreißt die Bande menschlicher Zusammengehörigkeit; denn — „wer nicht hasset Vater, Mutter, Weib, Kinder, Geschwister und noch dazu sein eigen Leben, der kann nicht Jesus Jünger sein."

Dem also auf Erden Vereinsamten stellt die Kirche zwar als Ersatz beliebige Wechsel auf das Jenseits aus, als ob sie dort ein Bankhaus hätte, das ihre Unterschrift honorirte; doch der Staat würde unfehlbar Bankerott machen, wenn er solche Schuldscheine an Zahlungsstatt annehmen wollte. — Für ihn gibt es keine Auserwählte, noch Verworfene des Herrn; er braucht Bürger, die Anspruch haben auf Gleichheit vor dem Gesetze, und die er darum auch gleicherweise erziehen muß zu wachsender Erkenntniß des Guten, Wahren und Schönen,

damit der Ausgleich gefunden werde zwischen der Nothwendigkeit oder dem Gesetze des Ganzen und der urtheilsfähigen Wahl oder dem freien Willen des Einzelnen.

Dazu aber bedarf der Staat eines Sittlichungsmittels, das kein Monopol einer Glaubenssatzung, sondern Jedermann zugänglich und im Einklange mit der Vernunft und Gerechtigkeit ist.

Principiell, wie gesagt, stehen hierin Staat und Kirche in offenem Widerspruch, der auch durch das ganze Mittelalter hindurch in endlosen Fehden zwischen der weltlichen Herrschaft absolutistischer Kaiser und der geistlichen Macht absolutistischer Päpste sich abspielte und noch in der Neuzeit gelegentlich durch einen sogenannten Culturkampf sich Luft macht.

Wenn trotzdem beide Parteien immer wieder pactiren und auch Kaiser und Kanzler unter Umständen einen Reuegang nach Canossa nicht scheuen, so ist es, weil dieselbe abergläubige Furcht vor dem Gespenste der Revolution in Scepter und Krummstab zittert. Auch erweist die christliche Religion, ganz ebenso wie alle andern Religionen es von je gethan haben, sich überall da, wo es ihr zweckmäßig erscheint, als sehr elastisch in der Deutung ihrer Lehre. Sie lehrt das Eine und thut das Andere.

Darin ist das Christenthum um kein Haar besser und um nichts schlimmer, als alle frühern Religionen es waren; denn nicht eine einzige hat je ihren sittlichen Werth, wenn auch nur in der unvollkommenen Form weltlicher Einrichtungen, zu bestätigen gewußt.

Ihre Thaten waren stets das Gegentheil ihrer Worte. Sie predigten — ähnlich den Temperenzlern unserer Tage — öffentlich Wasser und tranken heimlich Wein; sie sprachen von Friede und säeten Krieg; sie forderten Feindesliebe und übten Freundesmord; sie verhießen Licht und ewige Glückseligkeit und brachten Finsterniß und zeitliches Elend.

Das Christenthum trägt überdies den Keim dieses innern Zwiespalts in sich selbst. Denn derselbe göttliche Lehrmeister, der da spricht: „Liebet eure Feinde, thut denen wohl, die euch hassen, segnet die, so euch fluchen, bittet für die, so euch beleidigen!“ ruft zornentbrannt bei einer andern Gelegenheit: „Doch jene meine Feinde, die nicht wollen, daß ich über sie herrsche, bringet her und würget sie vor mir!“ Und derselbe, der da lehrt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, und was du nicht willst, daß dir geschehe, das füge auch keinem Andern zu“, sagt von sich: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Friede zu bringen auf Erden! Ich bin nicht gekommen, Friede zu bringen, sondern das Schwert. Und es wird ein Bruder den andern zum Tode überantworten und

der Vater den Sohn, und die Kinder werden sich empören gegen ihre Eltern. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider den Menschen und den Sohn wider seinen Vater, und die Tochter wider ihre Mutter, und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein." Eine Prophezeihung, welche später in der heil. Inquisition, den Gottesurtheilen und Hexenprocessen schrecklich in Erfüllung gegangen ist! Und derselbe, der da selig preiset, die Leid tragen, und selig die Sanftmüthigen, und selig die Friedfertigen, denn „sie alle werden Gottes Kinder heißen", ruft den Menschen zur Gewaltthat gegen sich selber auf, der ungeduldig nichts ertragen, kein Leid auf sich nehmen will; denn „ärgert dich dein Auge, so reiße es aus, ärgert dich deine Hand, so haue sie ab!"

Und so unzählige Beispiele.

Ja, die ganze Christlehre, wie sie aus den Evangelien uns erhellt, ist so voll innerer Widersprüche, daß sich kaum ein Gebot findet, das nicht durch ein andres wieder aufgehoben würde. Ein spiritualistischer Liebesbrei, darin Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte unterschiedlos zusammengerührt werden, und wobei Niemand sich wohler fühlt, als der fromme Philister, der zwar nicht sorgt für den morgenden Tag, weil dieser ihm ohnedies reichlich gesichert ist, aber für übermorgen Geld und Gut häuft im Ueberfluß; der sich zu den Niedrigen hält, doch nur um sie zu drücken und auszubeuten; der feige einen Backenstreich zwar nicht offen zurückgibt, aber hinterrücks einen Injurienproceß deshalb anstrengt und jederzeit bemüht ist, die Armen und Nothleidenden im Gottvertrauen dadurch zu stärken, daß er selbst hartherzig ihnen die Thüre weist.

Und derselbe Zwiespalt, der in der Christlehre zu Tage tritt, wiederholt sich ebenso in der Person des Messias, jenes angeblich unerreichten Vorbildes edler Menschlichkeit, hingebender Liebe und Sanftmuth. Denn nicht die Humanität Jesu ist das für das Dogma wichtige Moment, sondern sein Opfertod; nicht auf seinem Leben und Wirken liegt der religiöse Nachdruck, sondern auf seinem Leiden und Sterben; nicht der lehrende, liebende, versöhnende Christus, sondern der dornengekrönte, zur Richtstatt geschleifte, an's Kreuz genagelte, bluttriefende Leichnam ist das höchste Symbol der Christenheit. Und einem solchen Symbole entsprechend, watet das Christenthum durch Blut und Greuel seinen Weg. Und warum auch sollte ein Cultus die Menschenquälerei beseitigen, dessen gequälter Gott selbst in so und so viel Leidensstationen tagtäglich den Gläubigen vor Augen geführt wird?

Warum sollte der Mensch den Menschen nicht ein wenig fol-

tern, spießen, brennen, hängen, wenn der Gottessohn selbst von der Vorsehung seines Herrn Vaters nicht besser behandelt wird? — Der christliche Himmel wimmelt denn auch von geköpften Aposteln, gekreuzigten oder gebratenen Märtyrern, Heiligen, denen bald die Augen ausgestochen, bald die Zunge aus dem Halse gerissen, bald die Glieder verrenkt, zerquetscht, gerädert werden, — eine Massenausstellung grausamster, fanatischster Folterlust, von der wir uns mit Ekel und Entsetzen abwenden.

Von einer Verwirklichung der Humanität als Grundlage aller Sittlichkeit aber kann nicht die Rede sein, so lange solche Zerrbilder grassester Inhumanität den Menschen als religiöse Ideale vorgeführt werden. Galgen und Guillotine, diese Schandpfeiler unserer heutigen Staatsjustiz, werden dann erst schwinden, wann auch das letzte Kreuz von den Thürmen der Kirchen gefallen ist.

Denn alle Barbarei eines Volkes ging stets und geht noch heute Hand in Hand mit seinem religiösen Fanatismus. Je mehr die religiösen Wahngebilde zerstieben, desto freier, siegreicher entfalten sich die Ideale schöner Menschlichkeit. Humanität tritt stets an Stelle der entthronten Götter, weil Vernunft allein das Mittel der Bildung, Bildung die Grundlage der Humanität ist. Anerkennung der Vernunft aber ist gleichbedeutend mit Ueberwindung jeder religiösen Weltanschauung, weil Wissen und Glaube ewig unvereinbar sind. Freie Forschung hat denn auch schon seit Mitte des vorigen Jahrhunderts jeder religiösen Weltanschauung das Todesurtheil gefällt, und Lamarck und Darwin haben ihr das Henkermal bereitet.

Natürlich ist hierbei keinerlei Unterschied zwischen Juden-, Christen- oder Heidenthum, zwischen Katholicismus und Protestantismus, anglikanischer oder griechischer Kirche. — Die Reformation, als culturhistorische That, des sechszehnten Jahrhunderts verdient alle Anerkennung; allein heutzutage und in der Frage, die uns beschäftigt, hat der Streit um ein paar Glaubenssätze mehr oder weniger keinen Sinn mehr.

Mit demselben Rechte, mit dem man einem vernünftigen Menschen zumuthet, auf die Bibel als das geoffenbarte Wort Gottes zu schwören, muthet man ihm auch zu, an die Unfehlbarkeit des Papstes, oder an die Muttergottes von Lourdes, oder an den heiligen Rock von Trier zu glauben.

Hier wie dort bleibt das eigene Urtheil ausgeschlossen. Denn Religionsbedürftigkeit, in welcher Form sie zum Ausdruck gelangt, ist stets nur Mangel an Wissen, an eigenem Urtheil.

Daß daher in einer Zeit wie der unserigen, darin die Wissenschaft täglich neue Triumphe feiert, so daß der Einzelne ihren

Riesenschritten kaum mehr zu folgen vermag, eine Religion, die das Wissen schmäht und den geistig Armen das Himmelreich verspricht, nur noch ein Scheinleben führt, wird von Vielen zwar immer noch geleugnet, aber von Wenigen nur ernstlich bezweifelt.

Der heutige Zustand des Papstthums bezeugt die sinkende Macht der Kirche, nicht weil die weltliche Herrschaft des Papstes aufgehört hat, — dies war in der Geschichte schon öfter da und hinderte deren spätere Wiederherstellung nicht — sondern weil dessen moralischer Einfluß gebrochen ist.

Und was den Protestantismus betrifft, so hat er zwar keinen Kirchenstaat zu verlieren; allein wo sind die Gebildeten, die heute noch an einen gekreuzigten Gott oder an den leibhaftigen Teufel glauben oder in der Bibel das Wort Gottes hören? — Die Lehre vom „allein rechtfertigenden Glauben" ist so unhaltbar wie die von der „allein selig machenden Kirche", und die Kirche selbst weiß dies auch am besten, ebenso die protestantische wie die katholische, daß ihre Zeit vorüber ist und alle begabteren Naturen, kräftigeren Intelligenzen sich ihrem Schooße entwunden haben.

Die noch darin verharren, thun dies weniger aus Ueberzeugung oder sonst sittlichen Beweggründen als aus äußerlichen Rücksichten, sogenannten Nützlichkeitsgründen. — Doch unter äußerlichem Formelkram und innerer Gleichgültigkeit vollzieht sich unaufhaltsam der religiöse Zersetzungsproceß.

Vergebens sind alle Versuche, die verblichenen Anschauungen früherer Jahrhunderte aufzufrischen; solche künstlichen Wiederbelebungsversuche des dogmatischen Glaubens führen nur zum sittlichen Unglauben.

Das Einzige, was die Kirche zu ihrer Rettung thun müßte: dem Wahrheit und Gerechtigkeit fordernden Zeitgeiste Rechnung tragen! — das kann und will sie nicht, und so wird die Vernunft, die sie auf ihren Altären opfern möchte, wachsend Kirche und Altar verschlingen. Vor diesem Schicksal kann auch die massenhafteste Verbreitung ihrer frommen Traktätchen sie nicht schützen; denn wenn man diese ganze orthodoxe Litteratur mitsammt der Bibel, diesem Sammelsurium christlicher Mystik und jüdischer Unflätherei, auf einen Haufen wirft, so wiegt er an intellectuellem und sittlichem Werthe noch nicht ein einziges Gedicht von Goethe oder Schiller auf. Ein Weib, das sich die Dorothea zu Herzen nimmt, zieht daraus sicherlich einen größeren moralischen Gewinn, als wenn es zehnmal des Tages herplappert: „Gegrüßet seist du, Maria, gebenedeiet unter den Weibern, und gebenedeiet die Frucht deines

Leibes, Jesu!" Ja, auch die Romanheldin dürfte immer noch züchtiger und ehrbarer sein, als die Töchter Lot's oder die Geliebte Simsons.

Allerdings liegt aller Gesittung irgend eine religiöse Weltanschauung zu Grunde. Doch gleich wie in dem Ei das schon lebensreife Küchlein erstickt und fault, wenn es nicht rechtzeitig die es umspannende Schale durchbricht, so auch geschieht es dem Menschengeiste, wenn er urtheilsreif in das Dogma gebannt, und gierig das Licht der Wissenschaft einzusaugen, von der Nacht des Aberglaubens umfangen bleibt. Denn Religion ist eine sociale Kraft, die wie jede Kraft sich verbraucht, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit aufgefrischt und mit neuen Säften gespeist wird. Sie ist eine Entwicklungsform des historischen Fortschritts, nichts weiter, und erliegt wie jede Form dem Gesetze der Wandlung und Vernichtung.

Moral ist ein Ausfluß *socialer Triebe*, die an der Vernunft gereift und im Feuer der Wahrheit geläutert, als Gerechtigkeit zur Tugend oder moralischen Haltung der Gesellschaft werden; — dagegen, wenn von religiösem Wahne befangen, als Lüge in das böse Princip der Gesellschaft sich verkehren und zu Immoralität und Verbrechen führen.

Schulen, nicht Kirchen, sind es darum, die uns noth thun; Belehrungs-, nicht Verdummungsanstalten brauchen wir, auf daß die Wahrheit siege über den Irrthum, und nicht Gnade, sondern Recht werde den Menschen auf Erden.

Es wäre Zeit, dies endlich einmal einzusehen und von Staatswegen es auszusprechen: daß die Gesellschaft nur *eine* Religion kennt: die *Wahrheit!* und nur *einen* Cultus: die *Gerechtigkeit!* und daß folglich für den Staat der gerechteste Bürger auch der religiöseste Mensch ist.

In der Vernunft ist unsere Offenbarung; in der Gerechtigkeit unsere Moral.

Von Himmel und Hölle die Wundersagen,
Gespenstige Märchen der Ewigkeit,
Erdacht in der Menschheit Kindheitstagen,
Zu lösen die Räthsel von Raum und Zeit,
Sie schwinden dahin! — Gen Himmel ragen
Die Ideale der Menschlichkeit.
Natur ist unsre Bundeslade
Und Menschenrecht die Gottesgnade.

Wirkungen des Christenthums.

Fast zwei Jahrtausende hat das Christenthum die absolute Herrschaft des Dogmas über die Vernunft behauptet und dadurch in verhängnißvollster Weise die geistige Entwicklung der Menschheit aufgehalten.

Es ist eine der traurigsten, beschämendsten Erscheinungen der Weltgeschichte, wie auf den Trümmern des Römerreichs, ein Jahrtausend, nachdem Sokrates, Plato, Aristoteles ihre reichen Geistesschätze der staunenden Nachwelt hinterlassen hatten, der krasseste Mysticismus wieder üppig wuchern konnte und die in der Philosophenschule der Alten bereits gereiften Vernunftelemente wieder zurücksanken in die tiefe, schreckliche Nacht des Mittelalters.

Allerdings wird eben diese Allgewalt, welche der christliche Mysticismus anderthalb Jahrtausende auf das Geist- und Gemüthsleben der Völker ausgeübt hat, auch heute noch von Vielen als ein Beweis für die dem Christenthum innewohnende „göttliche" Kraft geltend gemacht oder doch mindestens auf dessen human sittlichende Wirkungen zurückgeführt.

Doch ein flüchtiger Rückblick auf die Geschichte des Christenthums von dessen frühesten Entwicklungsphasen bis in die neue und neueste Zeit genügt, um die Unhaltbarkeit dieser Beweisführung darzuthun; denn das Wort der Evangelien „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" hat sich traurig bewahrheitet an den Bekennern der Evangelien selbst.

Entgegen den Heilsverkündigungen, welche an das über viele Länder und Völker sich ergießende Licht des Christenthums geknüpft waren, erzählt die Geschichte uns eine lange Reihe blutiger Gräuel, die im Namen gerade dieser Religion, die wie zum Hohne sich eine Religion der Liebe nannte, verübt worden sind.

Zwar forderte der christliche Cultus nicht wie frühere barbarische Culten Menschenopfer von seinen Anhängern; allein er würgte um so schonungsloser, unersättlicher alle Andersgläubigen oder nur eines andern Glaubens Verdächtigen hin.

Ja, das Christenthum war von allen Religionen diejenige, welche den Fanatismus des einzig wahren und allein selig machenden Glaubens auf die höchste Spitze getrieben und mittelbar und unmittelbar des „Glaubens" wegen die meisten Menschen gemordet, die meisten Länder verwüstet und am meisten materielles Elend, geistige Versumpfung und sittliches Verderben in die Welt gebracht hat.

Gegen diesen Stachel historisch erhärteter Thatsachen lecken denn auch die frommen Herren vergebens.

Sie können den ekelhaften, tausendjährigen Morast des christlich-byzantinischen Reichs, die Merowingischen Gräuel, die Kreuzzüge und Albigenserkriege, die heilige Inquisition, die Bartholomäusnacht und sicilianische Vesper, die jüdischen Massenmorde und Hexenverbrennungen, die Laster-Chronik der Päpste und die Scheiterhaufen eines Huß, Savanarola, Servet, Giordano Bruno und zahlloser anderer Geisteskämpen der Menschheit nicht wegwischen aus der Geschichte.

So flüchten sie hinter den Einwand: Daß dies Alles nur im Namen, nicht im Geiste der christlichen Religion geschehen sei, die frühzeitig entstellt und zu selbstsüchtigen Zwecken ausgebeutet worden.

Gewiß. Aber wenn unter der unbedingten Herrschaft einer Institution, sei diese nun weltlicher oder geistlicher Art, durch fast zwei Jahrtausende gleichmäßig dieselben Erscheinungen sich wiederholen, so ist man doch wohl berechtigt, in ihnen Wirkungen der Institutionen selbst zu sehen und diese verantwortlich dafür zu machen.

Ein oft gehörter weiterer Einwand: Daß die christliche Kirche nicht das Christenthum sei und deren Ausschreitungen nichts gemein haben mit der reinen Christlehre des Nazareners, drängt nothwendig zu der Frage: Wann und wo denn überhaupt eine solch reine Christlehre, unabhängig von kirchlichen Einflüssen, je bestanden habe? Und hierauf gibt uns die Geschichte, das Wunderland der Mythe verlassend, die einfache und unzweideutige Antwort: Nie und nirgends.

Vor Allem fehlen uns jede historisch glaubwürdigen Daten sowohl über eine ursprüngliche Christlehre wie über die höchst problematische Person ihres Stifters.

Von den römischen Geschichtsschreibern jener Zeit sind es nur drei: Tacitus, der jüngere Plinius und Sueton, welche die kleinen Christgemeinden wenigstens oberflächlich erwähnen, als eine neue wunderliche Secte des Judenthums, welche durch fanatischen Eifer und abergläubige Bräuche sich vielfache Ver-

folgungen zuziehe. Alle übrigen gleichzeitigen Schriftsteller übergehen sie mit Schweigen.

Die einzige Quelle, aus der wir schöpfen, sind somit die Evangelien, und von diesen kann auch nicht eines als historisch verläßliche Urkunde gelten, da sich weder deren Verfasser, noch die Zeit ihrer Abfassung ermitteln lassen; das jüngste, das Johannes-Evangelium, ist jedenfalls erst in dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstanden.

Ebensowenig läßt sich nachweisen, wo und in welcher Sprache die Evangelien ursprünglich geschrieben wurden.

Eines nur steht fest: Daß keine der Schriften weder von Christus selbst, noch von einem seiner unmittelbaren Schüler herrührt, und damit fehlt uns jede sichere Basis ihrer Glaubwürdigkeit.

Gerade dieser Mangel historischen Nachweises aber zeugt dafür, daß die ganze Bewegung, die sich an die Erscheinung Jesu geknüpft haben. mag, jedenfalls nur einen sehr unbedeutenden und exclusiv jüdischen, keineswegs kosmopolitischen Charakter hatte.

Es handelte sich, allem Anscheine nach, dabei lediglich um einige Reformen in dem von römisch-heidnischen Elementen stark durchsetzten Judenthum.

Ein gesetzesfrommer und von religiöser Extase ergriffener Jude, der Zimmermannssohn Jesus von Nazareth, scheint zu diesem Zwecke längere Zeit wandernd und lehrend im jüdischen Lande umhergezogen zu sein; doch ohne besonderen Erfolg.

Auch die nach Jesu Tod von verschiedenen anderen Juden wieder aufgegriffenen und mit der Person Jesu, als des den Juden verheißenen Messias, verknüpften Reformversuche blieben für Judäa selbst fast wirkungslos.

Erst als Paulus, der Sohn eines Griechen und einer Jüdin, die neue Lehre zu den Heiden trug und deßhalb von den fanatischen Juden-Christen, namentlich seinem erbittertsten Widersacher Petrus, geschmäht und verfolgt Schutz bei den Römern suchte, gewann die neue Lehre etwas an Umfang und Bedeutung.

Unter der Gewaltherrschaft physisch und geistig verkommener, mit jedem Laster behafteter Kaiser ging damals das gewaltige Römerreich seiner Auflösung entgegen, und das Elend in Rom selbst und in allen der römischen Herrschaft unterworfenen Ländern war so groß, daß die an jeder irdischen Hülfe Verzweifelnden leicht empfänglich waren für eine Lehre, die ihnen ein besseres Loos im Jenseits verhieß.

Die auf's Tiefste bedrückten Gemüther waren für jede religiöse Schwärmerei vorbereitet, als die sociale Reaction gegen die poli-

tische Fäulniß in Gestalt des Christenthums sich geltend machte. Denn das Christenthum, indem es die Religion über die Nationalität, die himmlische Heimstätte über das irdische Vaterland setzte, zerstörte den unhaltbar gewordenen politischen Rechtsstaat und lenkte das Gemeinwesen in sociale Bahnen. Und dies war das einzig fortschrittliche Moment, das ihm innewohnte. Leider nur vermochte es dasselbe nicht weiter zu entwickeln, weil das Christenthum aus dem fundamentalen Lehrsatze „alle Menschen sind Brüder" (der übrigens nicht von Christus, sondern von Buddha, dem indischen Religionsstifter, 600 Jahre vor Christus, stammt) nicht den logischen Gedankenschluß zog: „Folglich haben sie gleiche Rechte", sondern gefühlsselig daraus folgerte: „Also sollen sie sich lieben".

Die Liebe aber ist ein subjectives, von der persönlichen Empfindung beherrschtes Princip, in sich selbst begrenzt und einer politischen Ausdehnung unfähig. Auf den Staat angewandt, führt die Liebe zunächst zu einer durch die Voraussetzung guter Absicht und gnädigen Wohlwollens gemilderten Willkür, in letzter Instanz zu Autorität und Absolutismus. Die Familie wird da regiert vom Vater, die Gesellschaft tyrannisirt vom Herrn und die Welt despotisirt von Gott, der Vater und Herr zugleich ist. Der Feudalstaat war so recht die Verkörperung dieser christlichen Weltordnung.

Daß die viel verbreitete Sage, das Christenthum habe die Sklaverei abgeschafft, in das Capitel der frommen Lügen gehört, bedarf wohl kaum einer nähern Ausführung. Die Sklavenmärkte von Bristol, Verdun, Lyon, Hamburg, Venedig dauerten bis in's fünfzehnte Jahrhundert, und was vor wenigen Decennien erst der von alterchristlichsten Christen eingeführten und in schwunghaftester Weise betriebenen schamlosen Sklavenwirthschaft der amerikanischen Südstaaten ein Ende machte, war wahrlich nicht das Weihwasser der Kirche, sondern das Blut der Tapfern, die, beseelt von dem Geiste der Humanität, Gut und Leben dafür in die Schanze schlugen.

Und nicht gegen Andersgläubige allein, auch innerhalb der Kirche selbst herrschten von je Haß, Zwietracht und gegenseitige Anfeindung und Verfolgung. Das Sectenwesen, das, wie Sie wissen, gerade in Amerika seine üppigsten Blüthen treibt, stammt nicht erst von heute.

Schon die Gnostiker während der ersten Jahrhunderte des Christenthums zerfielen in 50 Secten, die gegenseitig mit derselben Leidenschaftlichkeit sich verlästerten und verfolgten, wie einst Petrus und Paulus gethan. Ja es war gerade dieses feindselige Vor-

gehen der Christen widereinander, welches den Anklagen und Verdächtigungen von heidnischer Seite am meisten Stoff und Nahrung gab.

So wurden verschiedene christliche Secten auf Grund ihres eignen streit- und tobsüchtigen Gebahrens von den Heiden beschuldigt, nächtliche Feste der rasendsten, unsittlichsten Art zu feiern, und charakteristisch ist, daß dabei gegen die Christen dieselbe widersinnige Anklage erhoben wurde, um deretwillen später die Juden von den Christen oft so grausam verfolgt wurden. Man beschuldigte die Christen, heidnische Kinder zu schlachten, um mit deren Blute ihre abergläubigen Ceremonien zu begehen.

Dennoch waren es nicht die dem geheimnißvollen, der Oeffentlichkeit sich entziehenden christlichen Cultus zur Last gelegten theils wahren, theils erdichteten Beschuldigungen, welche die blutigen Christenverfolgungen im dritten Jahrhundert hauptsächlich veranlaßten, sondern es war das agressive Vorgehen christlicher Fanatiker, die jede Gelegenheit ergriffen, die alten heidnischen Götter zu verhöhnen, ihre Tempel zu beschimpfen, die Gemüther durch düstre Prophezeiungen zu ängstigen oder wohl auch offnen Aufruhr zu predigen, wie der Kirchenvater Tertullian, der die Soldaten aufforderte, ihre Waffen wegzuwerfen, oder wie Centurio Marcellus, ein Officier der kaiserlichen Leibwache, der an einem Festtage sie wirklich wegwarf, laut ausrufend, daß er nur noch Christo und und keinem heidnischen Herrn mehr dienen werde.

Allein wie barbarisch auch die Christenverfolgungen theilweise waren, so bleibt doch die Zahl aller vom Heidenthum geopferten christlichen Märtyrer eine verschwindend kleine gegen die Masse der Christen, welche der christliche Fanatismus selbst nur während einiger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts zu Tode gemartert, abgeschlachtet und verbrannt hat.

Ende des dritten Jahrhunderts betrug indessen die Zahl der Christen in Rom noch kaum ein Zwanzigtheil der gesammten Bevölkerung und bestand fast nur aus Knaben, Weibern, Bettlern und Sklaven.

Eine hohe Frau, die Kaiserin Helena, Mutter des Kaisers Constantin, war die Erste, welche von bedeutenderen Persönlichkeiten der neuen Lehre gewonnen wurde Anfang des vierten Jahrhunderts.

Erst als Kaiser Constantin selbst, nicht aus Ueberzeugung, sondern aus politischen Gründen, sich zum Christenthum bekannte, ward der Grund gelegt zu dessen späterer welthistorischer Bedeutung.

Nicht kraft des ihm innewohnenden göttlichen Geistes

verbreitete sich von da ab das Christenthum mit so erstaunlicher Schnelligkeit, sondern kraft des weltlichen Machtgebotes römischer Tyrannen, welche bald allen Rom's Herrschaft unterworfenen Völkern die sofortige Annahme des neuen Gottes und Absetzung der alten Götter befahlen.

Denn während Kaiser Constantin die christliche Kirche noch ganz als nur seinen politischen Zwecken dienstbar betrachtete, Bischöfe ein- und absetzte, nach Willkür Synoden und Concilien berief, indessen er selbst noch das Amt eines heidnischen Oberpriesters verwaltete, erließ der von christlichen Priestern fanatisirte und mit der Bezeichnung des „Großen" verherrlichte Kaiser Theodosius (380) bereits eine Verordnung folgenden Inhalts: Wir befehlen, daß alle Völker, welche unsere Milde und Mäßigung regiert, sich zu derjenigen Religion bekennen, welche der heilige Apostel Paulus die Römer gelehrt hat, und wir erklären Alle, die das nicht thun, für wahnwitzige Häretiker, welche nächst der göttlichen Rache auch die Strafe zu gewärtigen haben, die unser Wille, gelenkt von der himmlischen Weisheit, ihnen auferlegen wird.

In solcher Weise ward das Christenthum verbreitet und die Verfolgung, nicht nur gegen Juden und Heiden, sondern auch der verschiedenen christlichen Secten untereinander, förmlich organisirt.

Die kirchlichen Streitigkeiten beschränkten sich bald nicht mehr auf die Geistlichkeit; sie drangen bis in die niedersten Volksschichten.

Die Frage wegen der Sohnschaft Jesu versetzte die ganze damalige Christenheit in eine Art Tollhäusler-Ekstase. Vor den Bäcker- und Metzger-Läden raufte man sich unter wüstem Geschrei um den erst gewordenen oder von Ewigkeit seienden, menschlich empfangenen oder aus dem Wesen Gottes selbst gezeugten Christus.

Ueberhaupt geben alle Berichte aus jener frühesten Zeit christlicher Machtentfaltung uns durchaus kein Bild der Eintracht, des Friedens, der Nächstenliebe.

Schon aus dem Jahre 260, also noch ehe das Christenthum römische Staatsreligion wurde, läßt sich Simonie, Schacher mit geistlichen Stellen, nachweisen und ein Jahrhundert später klagt der heilige Gregor von Nazianz, daß das Königreich des Himmels sich durch Zwietracht in ein Bild des Chaos, des nächtlichen Ungewitters, ja der Hölle verwandelt habe, und er nennt die Geistlichen seiner Zeit Schmeichler und süßes Gift für Weiber.

Dieselben verschärften Klagen und Anschuldigungen finden wir

bei vielen frommen und später heilig gesprochenen Männern der folgenden Jahrhunderte.

Das düsterste Sittengemälde der christlichen Kirche seiner Zeit aber entwirft der hl. Bonifacius, Apostel der Deutschen, gest. 755, in seinem Berichte an den Papst Zacharias.

Von jenem ursprünglich reinen Christenthum der Legende weiß somit die Geschichte nichts, ja die Klagen gerade der frommen Kirchenväter jener Zeit legen das beredetste Zeugniß dagegen ab.

Hand in Hand mit der allgemeinen Sittenlosigkeit und den endlosen Streitereien der Christen untereinander ging die roheste Zerstörungswuth gegen Alles, was nicht unter dem Zeichen des Kreuzes stand.

Es herrschte darin der ärgste Vandalismus schon ehe man das Volk der Vandalen fürchten gelernt hatte, und derselbe Vandalismus blieb, nachdem die Vandalen längst geschlagen und vernichtet waren. Karl der Große ließ (um das Jahr 800) 4500 edle Sachsen, weil sie nicht die alten Götter dem neuen Christengotte opfern wollten, auf einen Schlag niedermetzeln und 10,000 andere in die Sklaverei führen. Nicht etwa aus persönlicher Grausamkeit, Blutgier, sondern aus religiösem Fanatismus, zum großen Wohlgefallen des heiligen Vaters und zum allgemeinen Jubel der gläubigen Christenheit. Und die heilige Inquisition hat in Spanien allein 32,000 Menschen um ihres Glaubens willen lebendig verbrannt und 300,000 weitere eingekerkert, gemartert und mit schwersten Bußen belegt, ja den Unglauben der Väter noch heimgesucht bis in das letzte Glied an Kindern und Kindeskindern. Ja, man begnügte sich nicht mit dem Massenmorde von tausend und abertausend Unglücklichen, die nicht von der Religion ihrer Väter lassen wollten. — Wohin das Christenthum kam, sollte Alles von der Erde vertilgt werden, was an eine andere Religion erinnerte, — der todte Stein ganz ebenso wie das lebendige Wort.

Von dem hl. Patrick, dem Apostel Irlands, wird berichtet, daß er allein 300 Rollen der ältesten nordischen Dichtungen verbrannt habe, jene Tausende von Sagen und Versen, die nach Julius Cäsar in den Druidenschulen gelehrt wurden.

Auch die weltberühmte Bibliothek von Alexandria und der kolossale Tempel des Serapeion mit seinen kostbaren Schätzen und Sammlungen fielen dem christlichen Vandalismus zum Opfer.

Die Rasenden warfen damals in einer Stunde mehr der werthvollsten Handschriften in die Flammen, als alle Klöster zusammen während eines Jahrtausends erhalten haben k ö n n t e n, auch wenn das Verdienst um deren Erhaltung, welches man

lange den Klöstern zuzuschreiben pflegte, um wenigstens einen Ausgleich zu finden für allen geistigen und materiellen Schaden, den das Mönchswesen in die Welt gebracht hat, wirklich ungeschmälert bestände und nicht durch die neuesten Geschichtsforschungen auf ein Minimum reducirt worden wäre.

Ja, es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß weit mehr alte Klassiker durch die Unwissenheit und Bigotterie der Mönche zerstört als erhalten wurden.

Erließ doch ein Papst Gregor schon im Jahre 590 die Verordnung: Alle Werke des Cicero, Livius und Tacitus zu vernichten, und das vierte Concil von Karthago verbot ausdrücklich den Geistlichen das Lesen weltlicher Bücher überhaupt. Auch machten in den Klöstern außer dem religiösen Fanatismus noch materielle Gründe für Zerstörung der heidnischen Schriften sich geltend: es galt das werthvolle Pergament zu gewinnen, worauf jene alten Werke geschrieben waren. Man radirte dessen ursprünglichen Inhalt aus und schrieb fromme Legenden und Gebete darauf.

Des Pergaments wegen vernichteten die Mönche von Fonterrault eine vollständige Abschrift des Livius; auch der Tacitus ging aus demselben Grunde in dem Kloster zu Corvey verloren, und so unzählige andere.

In der Bibliothek des Vatican befinden sich viele solch abgeschabter Pergamente; unter andern ein frommes Büchlein Tobias, auf dessen Pergamentblättern einst die Reden des Cicero gestanden haben.

Die krasse Unwissenheit der Mönche damaliger Zeit schloß zudem jedes Interesse an den alten Klassikern aus.

Die wenigsten von ihnen konnten überhaupt lesen und schreiben, und noch aus einer spätern Periode, als schon der Minnesang blühte und der berühmte Walther von der Vogelweide seine Lieder dichtete, wird uns berichtet: daß in dem reichen Kloster von St. Gallen der Abt Conrad sammt seinem ganzen Capitel weder lesen noch schreiben konnte.

Was man an alten Autoren in den Klöstern gefunden hat, verdankt seine Erhaltung meist einem Zufalle und oft gerade dem Umstande, daß die Mönche den Werth des Schriftstückes nicht zu schätzen wußten. So wurde der Properz als Unterlage eines Weinfasses in einem Klosterkeller gefunden.

Die Mönche beschäftigten sich weit mehr mit Aufzeichnung der an das Kloster zu liefernden Victualien, als mit Lesen und Abschreiben der Klassiker.

In den von dem Domcapitular Remling gesammelten Urkunden über die ehemaligen Klöster der bairischen Pfalz sucht

man vergebens nach irgend einer hervorragenden geistigen Leistung oder sittlichen That; aber auf jeder Seite wird ausführlich berichtet, wie viele Gänse, Hühner, Eier, Kapaunen und ganz besonders wie viele Fuder Wein das tributpflichtige Land alljährlich an das Kloster abzuliefern habe.

Bei Aufhebung des Klosters Muri in der Schweiz fand man Rechnungen von 800 Frcs. für Fütterung des Geflügels, — für die Bibliothek 8 Frcs.

Entsprechend der Unwissenheit war auch die in den Klöstern herrschende Zuchtlosigkeit. Schon der hl. Ambrosius (gest. 397) bezeichnet die Mönche als mordsüchtige Verderber der Menschheit und das Bild, welches der Erzbischof Gregor v. Tours von ihnen entwirft, ist geradezu schaudererregend. Wollust, Freßsucht und Völlerei sind die geringfügigsten Laster, die ihnen vorgeworfen werden.

Und schmutzig wie die Seele war auch der Leib dieser Ordensbrüder und Schwestern; denn Schmutz galt als Heiligung in vielen Klosterregeln. Die englische Regel von Tabenna verbot ausdrücklich das Waschen, und die hl. Silvania hat in der Klostergeschichte hauptsächlich darum einen berühmten Namen, weil diese „reine Seele" 60 Jahre alt wurde, ohne je weder ihr Gesicht, noch ihre Hände, noch ihren Körper gewaschen zu haben.

Daß an solchen Pflanzstätten moralischer und physischer Verwilderung die Geistesschätze des Alterthums viel Schutz und Pflege gefunden hätten, ist doch wohl kaum denkbar.

Viele derselben wurden aus Konstantinopel nach dem Abendlande gebracht; andere erhielten sich in den Freistädten Italiens, und die meisten verdanken wir den Arabern in Spanien und Süditalien und den von diesen gebildeten Juden.

So lernte man den Aristoteles, den Euklid, die Sternkunde des Claudius Ptolemäus und vieles Andere zuerst aus arabischen Uebersetzungen kennen, und unberechenbar ist, was der christliche Fanatismns in seinem wilden Zerstörungseifer auch an diesen Werken vernichtet hat.

Nach der Eroberung Granada's durch die Christen (1492) überlieferte der vielberüchtigte Cardinal Ximenez Hunderttausende — seine frommen Bewunderer steigern die Zahl auf eine Million fünfmalhunderttausend — von Werken arabischer und jüdischer Dichter und Gelehrten den Flammen.

Leider war den Klöstern über ein Jahrtausend die Erziehung der Jugend fast ausschließlich überlassen, und *wie* sie dieses Amtes walteten, erhellt aus den Zuständen der Roheit, Unwissenheit und Sittenlosigkeit, welche allenthalben herrschte.

Und nicht nur das in Aberglauben versumpfte Volk, auch viele Könige und Kaiser waren bloße Spielbälle in den Händen der Mönche und ihres geistlichen Oberhauptes, der Päpste.

Namentlich waren es die sogenannten Bettelorden, welche für Ausbreitung und Vermehrung der päpstlichen Gewalt unermüdlich thätig waren und den Dominicanern und Franciscanern ward außerdem der traurige Ruhm, ein Hauptcontingent zu den jedem menschlichen Erbamen unzugänglichen Ketzerrichtern der heiligen Inquisition geliefert zu haben.

Der gleichzeitig mit der Reformation gegründete, einst allmächtige und noch heute in Kraft bestehende Jesuitenorden ist typisch geblieben für Alles, was als schlecht und unmoralisch bezeichnet wird.

Allerdings waren unter den Millionen Mönchen, welche im Laufe der Jahrhunderte die Klöster bevölkerten, auch manche von hervorragender Herzens- und Geistesbildung, doch sie eigneten sich dieselbe an nicht in Folge ihres Mönchthums, sondern trotz desselben.

Ja, sie hatten meist schwer unter der Bornirtheit und dem Fanatismus ihrer Ordensbrüder zu leiden, und nicht allen gelang es, durch rechtzeitige Flucht der Einkerkerung oder Hinrichtung zu entgehen.

Wie über die Vortheile und Nachtheile des Klosterwesens, war man lange auch getheilter Meinung über die mehr wohlthätigen oder mehr nachtheiligen Folgen der Kreuzzüge.

Diese durch zweihundert Jahre sich fortsetzende zweite Völkerwanderung steht jedenfalls in der Geschichte einzig da — als Denkmal menschlicher Thorheit, von fanatischen oder selbstbetrogenen Betrügern ausgebeutet.

Sechs Menschenalter hindurch wälzten sich fort und fort Millionen Europäer, nicht blos streitbare Männer, sondern auch Weiber und Kinder — im Jahre 1212 wurde ein eigener Kinder-Kreuzzug organisirt — nach Asien, als Gottesstreiter für das heilige Grab.

Von ihnen fanden schon auf dem ersten Zuge und noch ehe den Ungläubigen eine einzige Stadt abgenommen war, 300,000 den Tod, und von den im August 1096 zum zweiten Kreuzzuge aufbrechenden 600,000 Menschen, darunter massenhaft Diebe, Räuber und Mordbrenner, die das Kreuz nahmen und dafür Vergebung ihrer Sünden erwarben, langten im Juni 1099 endlich 40,000 in jammervollstem Zustande vor Jerusalem an.

Und dabei gab es keine Greuel, welche diese rohen, verwilderten und fanatisirten Gottesstreiter nicht verübt hätten, und zwar nicht

nur in Jerusalem selbst an Moslimen und Juden, sondern schon auf der Fahrt dahin, so daß selbst in dem christlichen Europa die Bewohner vieler Ortschaften bei ihrem Herannahen entflohen oder sich gegen sie zur Wehr setzten und sie zu Tausenden erschlugen.

Außer diesem ganz unberechenbaren Verluste an Menschenleben in dem ohnedies dünn bevölkerten Abendlande und der Einschleppung mörderischer Seuchen, wie Aussatz und Pocken, die seitdem in Europa heimisch blieben, verwilderten auch die ohnedies so rohen damaligen Zustände während der Kreuzzüge immer mehr und das sinnloseste Mirakelwesen verdrängte jedes vernünftige Nachdenken.

Wasser aus dem Jordan, heilige Erde aus dem gelobten Lande, Rosenkränze, Reliquien und Amulette galten als kostbarster Besitz, und das Absurdeste ward Gegenstand philosophischer Speculation.

Auch datiren die Uebermacht des Papstes und der schrankenloseste Mißbrauch der kirchlichen Gewalt aus jener Zeit; ihre Früchte waren die päpstlichen Interdicte und die Inquisition.

Ob der durch die Kreuzzüge vermittelte regere Verkehr des Abend- und Morgenlandes, dessen materielle Vortheile hauptsächlich den italienischen Seestädten zu gute kamen, hierfür einen genügenden Ersatz bietet, ist mehr als zweifelhaft.

Auch die Einführung neuer Kunst-, Gewerbe- und Agricultur-producte des Orients, wie Zucker, Seide, Windmühlen, scheint zu theuer erkauft. Das einzige wirklich fortschrittliche Moment der Kreuzzüge jedoch: die Wiederanfachung eines gewissen Volkslebens, einer Art öffentlicher Meinung, wenn auch in einseitigster, sinnlosester Kundgabe, ward durch das gleichzeitig erstarkende und sich ausbreitende Unwesen des Ritterthums sehr beeinträchtigt.

Das recht eigentliche Raubritterthum, wie es namentlich in Deutschland Jahrhunderte lang alle Sicherheit des Lebens und Eigenthums vernichtete, ist wesentlich eine Errungenschaft der Kreuzzüge.

Und wenn in diesen sinnlosen Fahrten nach dem Morgenlande der christliche Fanatismus sich wenigstens ausgetobt, erschöpft hätte!

Doch während noch Schaaren fanatisirter Kreuzfahrer gegen die unglücklichen Moslimen auszogen, herrschte auch daheim unter den Christen selbst nach wie vor die blutigste Fehde.

Papst Innocenz III. ordnete einen förmlichen Vertilgungskrieg der Christen gegen Christen an. Er galt den streng bibelfrommen, doch nicht päpstlich gesinnten und darum als Ketzer verdammten Albigensern.

Wie fanatisch der Kampf gegen diese Unglücklichen geführt wurde, bezeugt ein Beispiel: Als bei der Erstürmung von Bezières,

in dessen Mauern Albigenser und Päpstliche gekämpft hatten, die Soldaten den päpstlichen Legaten fragten: Wie aber unterscheiden wir die Rechtgläubigen von den Ketzern? antwortete dieser: „Schlagt nur todt; der Herr erkennt die Seinen!"

Und so thaten die Soldaten: 7000 wehrlose Menschen, die sich in eine Kirche geflüchtet hatten, wurden darin verbrannt und 20,000 Andere erschlagen. Der päpstliche Legat selbst berichtete an den Papst: Wir schonten weder Alter noch Geschlecht und die ganze Gegend ist verwüstet. So hat die Rache Gottes wunderbar gewüthet.

Und sie wüthete fort durch das ganze Mittelalter und noch einen großen Theil der Neuzeit hindurch.

Was die ebenfalls von Innocenz III. gegründete heilige Inquisition, das sanctum officium, allein an Menschenleben, Familienglück und Volkswohlfahrt verschlang, ist unberechenbar.

In Spanien, dem unter den Arabern einst blühendsten, städtereichsten Lande der Erde, Brennpunkt hoher Geistescultur und reichsten industriellen Lebens, hat diese christliche Glaubensgeißel bekanntlich am längsten und grausamsten gewüthet und eine Geistesöde und Demoralisation geschaffen, wovon das unglückliche Land sich vielleicht nie wieder erholen wird. An dem Beispiele Spaniens sehen wir daher am deutlichsten auch noch in unseren Tagen, wie religiöser Fanatismus mit Unwissenheit und moralischer Verkommenheit Hand in Hand geht.

Je größer die Macht der Kirche, um so ärger auch die allgemeine Sittenverderbniß. Die ganze Periode vom 6. bis zum 16. Jahrhundert kann als ein großer Pfuhl der Laster und Verbrechen bezeichnet werden. Schufte und Mörder der niedrigsten Sorte besteigen den Thron und fallen herunter. Der Staat ist ein Roulett, auf dem statt der Kugeln Kaiserköpfe umrollen; Pfaffen halten Kriegsrath und Generale verrathen für eine Reliquie das Vaterland. — Und gerade da war die Macht der Kirche am größten; der Glaube herrschte und der Mönch regierte, während die höchsten Würdenträger der Kirche selbst allen Lastern und Ausschweifungen fröhnten. Nur die Verbrechergeschichte der Merowinger läßt sich mit der Lasterchronik der Päpste vergleichen.

Die päpstliche Gewalt lag damals ganz in den Händen ruchloser Weiber, an deren Andenken jede Schandthat, jedes Verbrechen klebt.

Der Name der Marozia blieb typisch zur Bezeichnung des Auswurfs ihres Geschlechtes. Sie war die Gattin eines Marquis von Toscana und allmächtige Buhlin des Papstes Sergius III.

Außerdem war sie die Concubine ihres eigenen Vaters, die Gattin ihres Stiefsohnes und wahrscheinlich auch dessen Mörderin; danach die Frau von dessen Halbbruder, zugleich mit ihrer Mutter und Tochter, der älteren und jüngeren Theodora gleichberüchtigten Andenkens, sich in eine Anzahl anderer Liebhaber theilend.

Und der Bastard, der Sohn, der Enkel und Urenkel dieses weiblichen Scheusals — eine greuliche Genealogie, die ihre Abstammung nicht verleugnete, — saßen als Stellvertreter Gottes auf dem Stuhle Petri und walteten dementsprechend ihres Amtes.

Papst Sixtus IV. z. B. ließ in Rom große Freudenhäuser aufführen, deren Ertrag als sogenannter „Milchzins" der päpstlichen Curie zufiel, so daß meist eine gewisse Anzahl Freudenmädchen bei den geistlichen Pfründen mit eingerechnet wurden. — Papst Johann XXIII. war, ehe er den päpstlichen Stuhl bestieg, ein berüchtigter Seeräuber gewesen, vertraut mit jedem Laster und Verbrechen. Was unter solchen Hirten aus der Heerde werden mußte, ist leicht ersichtlich.

Wenn Männer, welche des Volkes Lehrer und Seelsorger sein sollen, selbst den anstößigsten Lebenswandel führten, in Lust- und Wirthshäusern sich herumtrieben, ja die eigenen Pfarrhäuser in öffentliche Schänken umwandelten, darin Schwelgerei, Unzucht und die schmutzigsten Zoten an der Tagesordnung waren; wenn die Bischöfe eine gesetzlich geregelte Concubinatstaxe einführten, und der von den Feudalherren in schamlosester Weise zu einer Rechtsinstitution erhobene Gewaltmißbrauch des jus primae noctis, das Recht der ersten Nacht, bei ihren weiblichen Hörigen, nicht selten auch von den Geistlichen im Bereiche der im Frohn ihres Kirchsprengels liegenden Ländereien beansprucht wurde, — so konnte nothwendig auch der Zustand der Massen nur ein materiell ebenso elender wie moralisch tief gesunkener sein.

Auch hatten schon verschiedene wahrhaft fromme Männer, wie Wicliffe, Huß u. A., entrüstet über das in der Kirche herrschende zuchtlose Treiben, es gewagt, öffentlich dagegen aufzutreten und dieses Wagniß mit Verfolgung oder Tod gebüßt.

Doch der Saame blieb ausgestreut und die Flamme, welche den kühnen böhmischen Reformator in Constanz verzehrte, konnte nicht ebenso auch seinen reformatorischen Geist in Asche verwandeln.

Er kam zunächst in den blutigen Hussitenkriegen zum Ausbruch und erstand ein Jahrhundert später in den fünf großen Reformatoren ihrer Zeit: Luther, Hutten, Melanchton, Zwingli, Calvin. Unter ihnen behauptet Luther entschieden die erste Stelle, nicht weil er der gelehrteste oder beste von ihnen gewesen wäre, sondern

weil sein ganzes Wesen und Wirken am meisten dem Charakter seiner Zeit entsprach und er darum wie kein Anderer, vor noch nach ihm, die weitgreifendsten Erfolge erzielte.

Ich habe nicht Zeit, noch liegt es in meiner Absicht, ein Charakterbild Luther's zu entwerfen, wie dasselbe, losgelöst von der Legende, uns entgegentritt, die ihr mystisch verklärendes Licht fast ebenso über den „Gottesmann" wie über den „Gottessohn" ergossen hat. Nur seiner Wirksamkeit für und wider den geistigen und sittlichen Fortschritt der Menschheit möchte ich mit einigen Worten gedenken.

Als Revolutionär und unermüdlicher Streiter gegen die eingerissenen Mißbräuche, Unordnung und Zuchtlosigkeit der Kirche, gegen all' das, was er „Teufelswerk" nannte, war seine Wirksamkeit für die sittliche Regeneration der Gesellschaft eine hochbedeutsame; als Reactionär jedoch, der starr festhielt an den alten Glaubenssatzungen, und Jeden, der nicht auf den göttlichen Ursprung und die unfehlbare Wahrheit der Bibel schwur, ebenso für einen Ketzer erklärte, wie die katholische Kirche es gegen den that, der nicht an die Unfehlbarkeit des Papstes glaubte, hat er, statt die Vernunft frei zu geben, ihre ewige Gebundenheit in der Offenbarung erklärt und damit den schwersten Bann auf die geistigen Fortschritte der Menschheit gelegt.

Als der Reformator, schon dem Tode nahe, zum letztenmal (1546) die Kanzel zu Wittenberg bestieg, geschah es, um „gegen die verfluchte Hure Vernunft" zu predigen, und gegen seinen großen Zeitgenossen Copernicus eiferte er: der Narr will die ganze Kunst Astronomiae umkehren, entgegen der heiligen Schrift, die besagt, daß Josua einst im Zorne die Sonne still stehen hieß, — ein Beweis, daß die Sonne und nicht die Erde sich bewegt.

Die Juden haßte er tödtlich und seine gehässige Haltung den aufständigen Bauern gegenüber ist bekannt und bleibt ein ewiger Schandfleck auf dem Andenken Luther's.

Das berüchtigte Wort des Reformators, daß man kein Erbarmen haben solle mit den Widerspenstigen; Gott werde Unschuldige, die etwa darunter seien, schon zu retten wissen, klingt wunderbar an das Wort des päpstlichen Legaten vor Bezieres: Schlagt nur todt! Der Herr erkennt die Seinen.

Beide sind eben Kinder desselben pfäffischen Geistes, wie denn überhaupt der Protestantismus ja nur eine Abart des Katholicismus ist, darin viele Mißstände und abergläubige Vorstellungen beseitigt, viele andere dagegen auch befestigt und erweitert worden sind: so der Glaube an den leibhaftigen Teufel und an die Bibel, als das „geoffenbarte Wort Gottes".

Wie sehr diese Lehre von dem allein rechtfertigenden Glauben, gestützt auf die Autorität der Bibel, welcher dem ganzen Lutherthum zu Grunde liegt, die menschliche Vernunft wie mit eisernen Banden umklammerte, erhellt am deutlichsten während der zwei Jahrhunderte, die unmittelbar auf die Reformation folgten.

Wir suchen darin vergebens nach Spuren irgend eines erheblichen Fortschritts, den wir dem Lutherthum zu verdanken hätten.

Im Gegentheil, es mehrten sich nur die geistesöden und unfruchtbaren theologischen Zänkereien und die gegenseitige Verfolgungssucht steigerte sich in's Unglaubliche.

Was von Einzelnen in freierem Geiste geleistet wurde, geschah wahrlich nicht im Sinne Luther's, sondern sehr gegen seine Lehre und Absicht.

Protestantischer Pietismus war es, welcher noch im achtzehnten Jahrhundert den frommgläubigen Christian Wolf wegen seiner „Metaphysik" mit dem Strang bedrohte, einen Kant zum Schweigen zwang und einen Fichte von seinem Lehrstuhle vertrieb.

Und könnte der Reformator heute in Person wiederkehren, er würde sicherlich Männer wie Strauß, Dulk, Darwin, Häckel und unzählige Andre, ja uns Alle, die wir im Namen des freien Gedankens hier versammelt sind, so dies in seiner Macht läge, dem Scheiterhaufen überantworten.

Nicht die Reformation hat das Dogma gebrochen und der Vernunft zu ihrem Rechte verholfen, sondern die sich erweiternde Naturerkenntniß, die steigende Macht der Kritik war es, welche trotz Protestantismus und Katholicismus der freien Forschung Bahn brach und den gordischen Knoten wundersüchtiger Offenbarungsmythen zerhieb.

Es bleibt darum für den unbefangenen Geschichtsforscher, wenn er Alles in Allem zusammenfaßt, mindestens fraglich, ob die durch die Reformation thatsächlich erlangten Vortheile die Ströme Blutes werth waren, welche die neue Lehre der Menschheit gekostet hat?

Dahin gehören namentlich die blutigen Kämpfe in den Niederlanden, die Hugenottenkriege in Frankreich und der dreißigjährige Krieg in Deutschland.

Was allein diese drei sogenannten Religionskriege an Menschenleben und Menschenwohlfahrt verschlungen haben, entzieht sich jeder Berechnung, und als endlich der westphälische Friede (1648) dem ärgsten religiösen Wüthen ein Ende machte, waren Millionen Menschen theils unmittelbar durch Waffengewalt, theils mittelbar durch Noth, Krankheit und Mißhandlung umgekommen.

In der ganzen früher volkreichen Pfalz waren im Jahre 1636 nur noch 201 selbstständige Bauern. In Hessen allein zählte man während des dreißigjährigen Krieges 17 niedergebrannte Städte und 400 niedergebrannte Dörfer. In Württemberg war die Einwohnerzahl von 334,700 auf 65,000 herabgesunken.

Doch auch für diese schwachen Reste der Bevölkerung fehlte jeglicher Lebensunterhalt; denn das Land lag verwüstet und alle Ordnung hatte aufgehört.

Von der Verwilderung, Noth und Gesetzlosigkeit jener Zeit zeugt ein Erlaß der Berner Regierung aus dem Jahre 1646, worin dieselbe ihre Unterthanen ermächtigt: „alles überlestig, gefährlich Diebsgesind von selbsten nider zu machen und sich also desselben mit prügeln oder erschießen würklich zu entledigen."

Fügt man zu diesen barbarischen Zuständen noch die entsetzlichen Hexenprocesse und grausamen Judenverfolgungen, woran Protestanten wie Katholiken gleicherweise sich betheiligten, so darf man füglich von den zwei Jahrhunderten, welche auf die Reformation folgten, als von einer Zeit sprechen, in welcher Religion und weltliches Recht sich ebenso gegen die Vernunft wie gegen alles menschliche Gefühl verschworen hatten.

Wir vermögen uns in jene gräuelvollen Zeiten kaum mehr zurückzudenken, in denen kein Mensch seines Lebens sicher war und ebenso der dem Grabe zuwankende Greis wie das kaum der Mutterbrust entwöhnte Kind Gefahr lief, eines Bündnisses mit dem Teufel verdächtigt und daraufhin gefoltert, verbrannt, ersäuft oder erwürgt zu werden.

Das Thurmbuch von Luzern berichtet aus dem Jahre 1659 unter vielen andern Fällen auch von einem kleinen Meiteli von sieben Jahren, Kathrineli genannt, so Gott verleugnet habe und dieserhalb im Thurme an einem Pfahl erwürgt worden sei.

In demselben Jahre wurden in dem Bisthum Bamberg 1200, in dem Erzbisthum Trier 6500 Menschen jeden Alters und Geschlechts der Hexerei oder des Teufelsbündnisses beschuldigt und verbrannt.

Zu Braunschweig standen die Brandpfähle wie ein kleiner Wald auf der Richtstatt, und der hohe Gerichtshof von Westminster war meist von Morgens früh bis Abends spät nur in Hexenprozessen thätig.

In dem protestantischen Glarus fand noch 1782 eine der letzten Hexenverbrennungen statt; ungefähr in dieselbe Zeit fallen auch die letzten Inquisitionsgerichte Spaniens. Bringt man das biblische Wort „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" in An-

wendung, so sind es namentlich die Inquisitions- und Hexengerichte, auch „Gottesurtheile" genannt, als weit in die Neuzeit hereinreichende Institutionen, welche mit furchtbarer Schwere gegen die angebliche sittliche Regeneration des Christenthums zeugen, ebenso des Protestantismus wie des Katholicismus.

Bezeichnend ist, daß zu den Teufelswerken vor allen Dingen der Umgang mit der Natur zählte. Eine Dissertation der Universität Tübingen aus dem Jahre 1644 erklärt geradezu: Erforschung der Natur sei eine einem Christenmenschen nicht geziemende Kenntniß.

Die „gelahrten" frommen Herren ahnten schon damals, von welcher Seite der Kirche die meiste Gefahr drohe und daß Naturerkenntniß dereinst allen Wunderglauben zerstören werde. Und was man damals ahnte und mit allen zu Gebote stehenden hierarchischen Gewaltmitteln zu verhindern strebte, brach sich dennoch Bahn.

Der arme jüdische Brillenschleifer Spinoza war einer der Ersten, der schon Ende des siebzehnten Jahrhunderts in offenen Gegensatz zur Theologie trat. Doch erst im achtzehnten Jahrhundert ging jenes gewaltige Schütteln und Rütteln zunächst von Frankreich aus durch die schlaftrunkene Menschheit, welches, angeregt von den Encyclopädisten und Humanisten, in der großen französischen Revolution seinen Abschluß fand.

Die Macht der Kirche ist seitdem gebrochen, wie zäh sie auch immer noch an dem bloßen *Scheine* dieser Macht festhalten mag. Sie hat sich überlebt und ihre Dogmen sind unhaltbar geworden. Die jungen Schosse an dem Baume der Naturerkenntniß stoßen mehr und mehr das alte, dürr gewordene Laub der Offenbarung ab. In ihnen haben wir zugleich die sichere Bürgschaft, daß ein Rückfall in den alten Glauben nicht mehr möglich ist. Denn was das Zurücksinken von dem schon so hohen Culturstandpunkte der Griechen und Römer in die Geistesöde des Mittelalters einst ermöglichte, war eben der Mangel an gründlicher Erkenntniß der Naturvorgänge. Man ahnte wohl das Verhältniß des Menschen zum Universum und entwickelte daraus theils unübertroffene philosophische Systeme; allein es fehlte ihnen die wissenschaftliche Begründung. Philosophie wie Naturanschauung blieben geistvolle Hypothesen.

Heute setzt der größte Theil der wissenschaftlichen Errungenschaften sich sofort in der Praxis fest: in Eisenbahnen und Dampfmaschinen, Telegraphen und Telephonen, in Landwirthschaft und Gewerben. Dampf und Elektricität sind die weltbewegenden

Motore unserer Zeit, und der Streit um ein Stück Oblade beschäftigt heute keinen denkenden Menschen mehr.

Daher noch einmal die Wirkungen des Christenthums zusammenfassend, können wir unserem wackern Dichter und Philosophen Ludwig Pfau beipflichten, wenn er meint: daß wenn der Sohn des Zimmermanns von Nazareth sein Leben lang Balken behauen hätte in der Werkstatt seines Vaters, statt auf den Bergen Predigten zu halten, die Menschheit darum heute weder an Weisheit noch an Tugend ärmer wäre.

Denn die geistige und sittliche Regeneration des 19. Jahrhunderts, nach fast 2000 Jahren der Geistesöde und Demoralisation, ist wahrlich nicht das Werk christlich-religiöser Einflüsse, sondern im Kampfe mit dem Dogma nnd gegen dessen Satzungen uns errungen.

Ueberwindung der christlichen Weltanschauung ist denn auch eine dringende Forderung unserer Zeit geworden und Alle, die wir diesen Mahnruf gehört haben, mögen darum stolz mit David Strauß ausrufen:

„Wir sind keine Christen mehr!"

Das Glück des Lebens.

Es gibt ein denkwürdiges Wort von Diderot, dem geistigen Haupte der Encyclopädisten, jenen muthigen Vorläufern einer neuen Culturperiode; denn sie waren es, welche den freien Gedanken anregten, an dem später die große französische Revolution des vorigen Jahrhunderts sich entwickelte. Dieses Wort von Diderot war sein letztes, das er zu seinen Freunden, seiner Familie sprach. Er nahm damit Abschied vom Leben, und es lautete: „Unglaube ist der erste Schritt zur Lebensweisheit."

Unter Unglaube verstand Diderot, wie wir es verstehen, Befreiung von jedem Dogma, Loslösung von allen abergläubigen Wahnvorstellungen.

Seine letzten Worte sind uns, den Freidenkern, daher gewissermaßen eine Bahneröffnung, eine Inschrift über dem Eingange zu den Hallen unserer Vereine. Denn eben dieser dogmatische Unglaube ist es, daraus wir Schätze der Lebensweisheit schöpfen, die praktisch verwerthet uns das Glück des Lebens gewinnen.

Von Diderot selbst bezeugen seine Zeitgenossen: „Er hatte allezeit ein offenes, fröhliches Herz und war, weil er die Welt mit Liebe umfaßte, auch stets von der Welt befriedigt."

Nicht wahr, meine Freunde, ein rührendes und schönes Zeugniß dem weltverachtenden und Menschenhaß um Gotteswillen predigenden Kirchenglauben gegenüber?

Doch brauchen wir wirklich der Liebe, um von der Welt befriedigt zu sein? Und ist es wahr, das schöne Dichterwort: „Was du der Welt gibst, muß dich glücklich machen?"

Daß wir als Einzelwesen recht arm und hilflos sind und unserer Gottähnlichkeit dabei bald bange wird, kann Jeder leicht an sich selbst erfahren.

Man beobachte den Menschen, wenn er über Land, oder in ein Gewitter, oder in's Dunkel der Nacht geht, überhaupt in irgend eine wirkliche oder eingebildete Gefahr sich begibt, stets nimmt er gern den Menschen mit, und wäre es nur ein noch

wehrloses, unselbstständiges Kind, denn nun fühlt er sich sicher, hat er Muth. Vertrauen, Selbstständigkeit, — meint er, erst ein rechter Mensch zu sein.

Allein ergibt er sich leicht thierischen Gewohnheiten; die Gegenwart des Menschen macht ihn menschlich. Vereinsamt scheut er vielleicht vor keinem Unrecht zurück, das ihn gerade lockt. Das allsehende Auge seines Gottes hindert ihn in tausend Fällen 999 mal nicht daran; doch das Auge des Menschen, das ihn überwacht, hält ihn zurück, zwingt ihn in die Schranken so der Scham wie des Rechts.

So wird schon das einfache Anschließen der Menschen aneinander natürliche Wohlthat für Alle, wie der gemeinsame Besitz einen Jeden reicher macht.

Doch wenn schon Menschengemeinschaft im Allgemeinen solche Lebenshilfe ist, welch' größerer Hebel noch zum rechten Schaffen, rechten Leben muß die Liebe uns werden, diese engste, innigste Verbindung und Gemeinschaft der Menschen untereinander!

Daß wir in jungen Jahren keine Mühe, keine Anstrengung, ja keine Gefahr scheuten, um einem geliebten Wesen zu gefallen, einen leuchtenden Blick, einen liebevollen Händedruck oder Kuß zu erringen, das haben wir freilich in dem Weisheitsalter unseres Lebens oft längst vergessen; doch wie nüchtern wir auch in dieser begeisterungslosen Weisheit geworden seien, ganz läßt uns die Liebe darum doch nicht los. In dunkler Halbbewußtheit der Seele hilft sie uns bis an's Ende ebenso die täglichen Pflichten des Lebens erfüllen, wie die außerordentlichen Schicksalsschläge tragen, denen wir, wenn blos um uns selbst besorgt, nicht gewachsen wären. Die immer neue, immer wieder verschwindende Mühewaltung des Haushalts, die einförmige, ermüdende, endlose Arbeit der Erhaltung und Ordnung des ununterbrochenen täglichen Ganges der Lebensmaschine mag das Weib, die Hausmutter zu Boden drücken, allein sie fühlt: es ist für ihre Lieben, und wo die Hände ermattet in den Schooß sinken möchten, greift sie frisch immer wieder neu an, und der Wille der Lebensgemeinschaft kämpft durch Pflichten und Mühen sich siegreich hindurch, wo der Reiz der Selbstsucht längst erschlafft wäre.

Und wie mancher vom Lebenskampf müde Mann wird nur durch liebenden Trost, Theilnahme und Hingabe eines verwandten Herzens oder durch den zärtlichen Blick eines lieben Kinderauges im Leben und auf dem rechten Wege erhalten. Ja, durch Gemeinsamkeit, durch Verband mit gleichstrebenden Genossen wird oft auch der Aermste, Schwächste zu Anstrengungen und Opfern für das Gemeinwohl erregt und befähigt, die er der bloßen

Selbsterhaltung nie gebracht hätte. — So gewinnen durch die Liebe alle unsere Lebenskräfte an Energie, Ausdauer, Tragweite; denn Liebe ergänzt, verdoppelt das eigene Ich in dem Ich des Nächsten, weil erst in dem Ich und Du die Menschwerdung sich vollzieht, — ebenso des geistigen wie des physischen Menschen. — Wo zwei einander lieben, verstehen, fühlen, arbeiten sie sich in die Hände und Einer trägt des Andern Last. Und nicht nur, daß sie einander tragen und getragen werden, sie ersetzen, vertreten, ergänzen sich gegenseitig, und was der Eine nicht hat und doch haben sollte, das kann der Andere geben und gibt es freudig.

Ebenso wird die Verschiedenheit, Mannigfaltigkeit durch den inneren Ausgleich der Liebe zu einem unerschöpflichen Borne geistiger Kraft, weil, wenn Zwei dasselbe denken, es nicht dasselbe ist, was Jeder einzeln für sich gedacht haben würde, sondern das Resultat gegenseitigen Besinnens, Erwägens, Vergleichens. Das daraus entspringende Urtheil wird also ein viel richtigeres, verläßlicheres sein.

Doch wenn an Menschengemeinsamkeit schon all' unser Rechtdenken und Rechthandeln sich entwickelt, so empfinden wir sie, diese Gemeinschaft, viel unmittelbarer noch als Spenderin all' unseres Glückes, jeder wahren Lebensfreude, lebendig wie in allem Guten, das wir schaffen, so auch in Allem, was wir froh genießen.

Durch die Sicherheit des Bewußtseins, mit dem ganzen eignen Leben fortan in dem Leben des Andern zu ruhen, gewinnen wir Trost, Vertrauen, Muth in allen Wechselfällen des Schicksals, und so wird Liebe der allmächtige Schutzgott des Hauses, dem ohne Unterlaß in dem Herzen eines Jeden geopfert werden sollte. Doch Viele, die vor den falschen Götzen ihrer Einbildung knieen oder dem goldenen Kalbe Israels Weihrauch streuen und von irgend einem selbstgefertigten, gekneteten, gemalten oder geschnitzten Gottbilde Trost und Hülfe erwarten, wissen nichts von dem Geiste der Liebe, der in ihnen lebt und allein helfen, trösten könnte.

Und die davon nichts wissen, mißachten leicht die ihnen nahe liegenden Freuden, um weit abschweifend künstliche Genüsse zu erjagen und durch flüchtige Zerstreuungen des Augenblicks dem Leben immer neue Reize zu schaffen. Sie verkünsteln die einfache gesunde Lebensluft so lange, bis diese gründlich verdorben ist. Aehnlich den Reichen mit ihren Parkanlagen voll zusammengeschnittener, verkrüppelter Bäume und verschnörkelter Blumenbeete finden auch sie die Natur erst dann begehrenswerth, wenn sie übertüncht und entgeistet worden, wenn Sonnenschein, Formenschöne, Frische und Freiheit daraus entschwunden sind. — Doch

sie, die geistig Armen, kennen eben das Leben nicht, haben es sich nie zum Bewußtsein gebracht: daß nur im Geiste und mit dem Herzen für die Menschheit leben, die in jedem Nächsten sich uns offenbart, wahres menschliches Leben ist. Sie haften im Augenblickstrieb, der nach Selbstbefriedigung dürstet, nicht an der Liebe, die im Glücke des Nächsten zugleich des eignen Daseins Erfüllung findet. — Sie fragen sich nicht: Was hast du schließlich, wenn du so recht ungetheilte Freuden dir schafft, wenn du Alles nur auf dich rückfließen lässest, Alles nur dir zuzuwenden trachtest? Vornherein ist es ein ganz vergebliches, aussichtsloses Mühen, dir solcherweise das Glück zu erjagen. Es wird ewig ein friedloses, heimathloses bleiben; denn es bedarf, um nicht zu sterben, einer steten, unablässigen Steigerung deines Selbstgefühls, die deinem natürlichen und begrenzten Wachsthum widerspricht nnd so dein Selbstgefühl schließlich zum Narren macht.

Es ist hart wie der Ehrgeiz und kalt wie die Eitelkeit und findet nicht Ruhe, nicht Befriedigung, weil es kein ideelles Ziel, nur Stationen wechselnder Triebe, unendlicher Begierden kennt. — Und nun gehorche diesem Selbstsuchtstriebe: sei gewaltthätig, roh, launenhaft, anspruchsvoll, lasse für dich allein sorgen und auftragen, die Deinen lasse darben, sich mühen: so wird auch dein Herz arm und allein bleiben, seine Härte ihm offen oder heimlich erwidert werden. Sei rücksichtslos, gleichgültig gegen die, so dich lieben; lasse sie, weil sie an dir hängen oder vielleicht von dir abhängen müssen, deiner Pflege, Achtung, Liebe entbehren, und bald wirst auch du den guten Willen dir entfremden, wirst die eigne Rücksichtslosigkeit auf das ganze Haus übertragen. — Sei hart, nachsichtslos mit den Fehlern, Schwächen, Irrthümern deiner Nächsten, — Fehler entdecken, Mängel tadeln ist ja so leicht, so bequem! — Wolle keinen Schaden, keinen Nachtheil um der Liebe willen tragen, rühme dich selbst und erniedrige den Andern und zu gelegner Zeit wird die Welt auch über dich herfallen und dich ebenso unbarmherzig richten, wie du gerichtet hast. Denn wie man in den Wald ruft, so schallt es heraus, und als du mit Steinen warfst, hattest du vergessen, gegen wie viele Steinwürfe übler Nachrede du selbst dich zu schützen hast. Das Gesetz der Gegenseitigkeit, so du vornehm dich ihm zu entziehen trachtest, rächt sich stets an dir. — Und merke dir Eines: Alles, was du der Welt gibst und den Menschen thuest, ist nicht nur gegeben und gethan, sondern es ist gesäet in's Leben und geht auf, Kraut wie Unkraut, und du erntest seine Früchte, gute und böse. — Dächtest du aber schließlich noch so klug dir aus: nicht mehr auf dich nehmen zu wollen, als

durchaus nöthig, dich mit der Last, der Noth, dem Unfrieden der Andern nicht zu beschweren, allein zu bleiben, um es leichter zu haben: so wird die eigne Last dich nur um so empfindlicher drücken, und was du von dir weisest, das ist gerade der Sinn, die Bedeutung, der Reichthum des Lebens. Um leichter, besser zu leben, verharrst du thörichterweise in Armuth des Geistes, in Mangel und Starrheit des Herzens; denn Kraft und Reichthum des Lebens schöpft sich ja einzig aus der Kraft und Fülle der Gegenseitigkeit. Getheiltes Leid ist halbes Leiden, getheilte Lust gibt doppelte Freuden! — Dein Schicksal sei darum wie es wolle, Liebe erhebt, erweitert, verinnerlicht dein Dasein; doch nur in Gegenseitigkeit, an der Wechselwirkung von Ich und Du erwacht das Herz und wird der Liebe fähig. Einsam schläft oder erstarrt es, wenn nicht selbst in der Vereinsamung noch Träume der Gemeinsamkeit ihm wenigstens ein verlornes oder erreichtes Glück vorspiegeln.

Drum lieb', so lang' du lieben kannst,
O lieb', so lang' du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde schlägt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang' ihm noch ein andres Herz
In Liebe warm entgegenschlägt!

Und wer dir seine Brust erschließt,
O, thu' ihm was du kannst zu lieb'!
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb!

Und hüte deine Zunge wohl!
Bald ist ein böses Wort gesagt,
Und war es auch nicht bös gemeint,
So geht der Andre doch und klagt.

O lieb', so lang' du lieben kannst,
O lieb', so lang' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde schlägt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

(Freiligrath.)

Allein diese Liebe, die mit den rührenden Worten des Dichters sich tief in das Herz jedes Einzelnen senkt und als einheitliches Gesetz der Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen untereinander Recht fordert für Alle ohne Unterschied des Glaubens und Wähnens, der Geburt und Arbeit, diese Liebe ist sehr verschieden von der Liebe, welche als das Princip einer Alles beschattenden Gnade von Oben und einer Alles erduldenden Knechtedemuth von Unten in der christlichen Kirche zum zweischneidigen Schwerte wurde, das die Welt in zwei Hälften theilte: eine geistige und eine sinnliche, und die Menschheit spaltete in „Gläubige" und „Ungläubige", Auserwählte und Verworfene des Herrn. — Freiheit, Gleichheit und Menschenwürde werden da zu Willkür auf der einen und Unterwürfigkeit auf der andern Seite. Selbstüberhebung und Selbsterniedrigung sind die Fundamente dieser Religion, die sich zwar eine Religion der Liebe nennt, in Wahrheit aber eine Religion der Despotie und des Sklaventhums, der Ausbeuter und Ausgebeuteten ist, an welcher als einzige traurige Wahrheit jenes Wort der Evangelien sich erfüllte: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

Denn sie, die christliche Liebe, war es ja, welche schon in den ersten Christengemeinden des 2. und 3. Jahrhunderts Haß und Zwietracht säte und später die tausendjährige Barbarei des Mittelalters zeitigte, darin alles Wohlsein, ja alle Lebensfähigkeit der Völker in Roheit und Unwissenheit, Schmach oder Geisteswahnsinn versank. Es ist die Liebe, die in der Lasterchronik der Päpste ihren ekelhaftesten Bodensatz ablagerte, und mit den Scheiterhaufen eines Huß, Savonarola, Giordano Bruno und unzähliger anderer Geisteskämpen der Menschheit, mit den Audotafees (Ketzerverbrennungen) der heiligen Inquisition, mit den Gottesurtheilen und Hexenprocessen blutig roth gen Himmel flammte.

Es ist die Liebe, welche noch heute unserer ganzen christlichen Staats- und Gesellschaftsordnung zu Grunde liegt; die Liebe, welche auf Lug und Trug, auf Ausbeute und Uebervortheilung der Nebenmenschen sinnt; welche Kasernen und Zuchthäuser baut, Galgen errichtet und massenmörderische Kriege anzettelt; die Liebe, welche die Ehrlichkeit höhnt, die Unschuld vergiftet und dem Laster die Tugendrose verleiht; die Liebe, welche für den reichen Schlemmer Entfettungscuren ersonnen hat und den klappernden Armen mit Oblaten speist. — Es ist die Liebe aller Selbstsüchtigen, Gewissenlosen, die nicht im Gutsein gegen den Nächsten, sondern in Eigentrieb, Begierden, zügellosen Leidenschaften ihre Befriedigung sucht, wie sie im nächsten Augenblick dieselbe Befriedigung in Zorn Haß, Rache suchen wird.

Das Herz aber, das in Liebe für die Menschheit schlägt, hat auch aller Menschen Leben in sich und darum Achtung, Verständniß für jeden Fehler und Irrthum wie für alle Weisheit und Tugend; denn Gutes wie Böses ist ja auch unseres eigenen Wesens Antheil am Ganzen.

Nur die Formen wechseln, schwanken auf und ab, je nach Eigenart, Erziehung und Gelegenheit; aber das Wesen ist Menschenwesen: Beschränktheit, Unvollkommenheit in uns Allen. Alles verstehen heißt darum Alles vergeben, gerecht bleiben auch gegen den Feind und im Hasse des Schlechten nicht lieblos, unmenschlich werden dem Menschen.

Darum wo immer das menschliche Herz in seinem Drängen und Pochen, seinem Wünschen und Wähnen, seinem ruhelosen und nie befriedigten Sehnen nach Glück uns als etwas Räthselhaftes entgegentritt, da ist es an unserer Vernunft, das Räthsel zu enträthseln und den Schleier zu lüften, an den Aberglaube, Dummheit und Vorurtheil nie heranzutreten wagen, ohne sich vorher dreimal zu bekreuzigen.

Der Kopf muß das Herz bilden; wenn nicht, erlischt der sogenannte „göttliche Funke" sehr bald, und das vermeintlich angeborene moralische Gewissen verhindert keine unmoralische Handlung.

Ist doch Gutes wie Böses, Arbeit wie Genuß, Glück und Unheil in unserer Erkenntniß, in der Unterscheidungsfähigkeit dessen, was recht und unrecht gegen uns selbst wie gegen unsere Mitmenschen ist! All' unser Fühlen, Wollen, Handeln ist ein Product unserer Gehirnthätigkeit. Die gute That ist ein richtiger, die böse ein falscher Schluß unseres Denkvermögens. Rechtdenken zwingt daher zur Sittlichkeit, indem es den freien Willen des Einzelnen, unser individuelles Recht, in Einklang bringt mit dem Gesetze des Ganzen, unserer generellen Pflicht, — „gut sein" uns zur inneren Nothwendigkeit macht.

Denn das Sittliche im Menschen ist nicht göttlicher, sondern geschichtlicher Herkunft. Es ist keine uns von Gottes Gnaden verliehene Mitgift, sondern ein im Kampfe um's Dasein gewordenes, mit Blut und Irrthum getauftes Product der socialen Beziehungen der Individuen untereinander. Ja, es ist in seiner ursprünglichsten Form weder göttlichen, noch menschlichen Zeichens, sondern reicht weit zurück in das Reich jener gesellig lebenden Thiere, deren staatliche und sociale Einrichtungen heute noch in vielem die arroganten Herren der Schöpfung beschämen könnten.

Ist doch auch das, was wir immerhin gemeinhin den Glückseligkeitsdrang nennen, nichts weiter, als das Streben, aus

einem Zustande des Unbefriedigtseins in den der Befriedigung zu gelangen.

Das Thier, sofern es nicht im Umgange mit Menschen an höhere Bedürfnisse gewöhnt wurde, mag in der bloßen Befriedigung seiner physischen Begierden diesem Drange vollauf Genüge thun. Ebenso der Mensch auf einer ähnlich niedern Stufe thierischen Trieblebens. Je höher aber der Mensch sich organisirt, um so höher auch werden seine Ansprüche an Glück sich steigern, um so feiner, vielgestaltiger dem bloßen brutalen Triebleben entwachsen und ideellen Zielen zustreben.

Auf die einfache Stillung des Hungers, des Durstes, des Fortpflanzungstriebes folgt die Begierde nach Erwerb, Macht, Ehre, und auf diese wieder der Drang nach Wahrheit, Freiheit, Menschenrecht, — das Bedüfniß, für seine Ueberzeugung zu leben und zu sterben, — Wissensdurst und Opferfreudigkeit, Kampf und Martyrium. Und jede dieser Begierden kann zu einem das ganze Leben ausfüllenden Glücksziele für uns werden, ja zu einer Leidenschaft sich steigern, die oft weit über ihr ursprüngliches Ziel hinausschießt. Doch gewiß fühlt der einsame Forscher, der nach mühevollen Tagen und schlaflosen Nächten endlich ein großes wissenschaftliches Problem löst, sich nicht minder glücklich als der idealisirende Dichter, der sich an den Gebilden seiner eignen Phantasie begeistert, oder der Geliebte, der in den Küssen der Geliebten schwelgt, oder der fromme Büßer, der durch die Inbrunst seines Gebets sich in Gottes Nähe versetzt glaubt. — Doch ob auch das Glück des *denkenden* Menschen mehr in der Schöne seiner geistigen als sinnlichen Bedürfnisse liege, so bleibt es doch auch da nur eine vergeistigte Form jenes ewig ungestillten Verlangens unserer sinnlichen Natur nach Befriedigung und Ausgleich. Daher ist erst der in seinen sinnlichen Bedürfnissen befriedigte Mensch für geistige Genüsse empfänglich. Den Hungernden, auch wenn er noch so ideal beanlagt wäre, verlangt es nicht nach Büchern und nicht nach Kunst und Musik, sondern nach Brod, weil nicht vom Gehirne, sondern vom Magen aus unser Blut gespeist, die Kraft der Arbeit wie des Genusses in uns erregt wird. Man muß satt sein, nicht frieren, keine übermüdeten Glieder haben, wenn man für höhere Lebens- und Strebeziele Interesse haben soll.

Denn Ernährung, Athmung und Wärme sind die drei Daseinsregulatoren, ohne deren volle Bethätigung kein reales noch ideales Glück möglich ist. Dem Arbeiter, der seine Pflicht thut und trotzdem hungert, friert und in luft- und lichtlosen Kammern einem frühen Tode entgegensiecht, von dem Glücke einer höhern

Bildung, von Büchern, Kunst und Musik sprechen, ist eine Verhöhnung ebenso seines Elends wie unsers ganzen erlogenen und erheuchelten Humanitätsschwindels.

Aus dem Umstande jedoch, daß bei dem rastlosen Wandel alles Bestehenden die Reihe der Begierden nie abschließt, sondern auf jeder neuen Stufe das ersehnte Ziel wieder höher und ferner liegt, zieht die Religion den Schluß, daß das wahre Glück, der endliche Ruhepunkt, jenseits alles Sinnlichen gesucht werden müsse. Dementsprechend haben schon manche religiösen Fanatiker der Glückseligkeit unserer bunten Sinnenwelt den Rücken gekehrt; doch Keiner hat je Zeugniß dafür abgelegt, ein außersinnliches Glück irgendwo gefunden zu haben. Im Gegentheil. Des Lebens Inhalt und Reiz wächst mit dem Reichthum unserer Sinnenwelt, mit der Fülle der Erfahrungen, Entdeckungen und Erfindungen, mit der Erweiterung des Welt- und Menschenverkehrs. — Daher je reicher, mannigfaltiger wir unsere Sinnenwelt gestalten, um so mehr auch leben wir, und je mehr wir leben, um so mehr auch bethätigen wir den Drang nach dem einzig möglichen und erreichbaren Glücke, das in dem wachsenden Ausgleich unserer geistigen und sinnlichen Bedürfnisse liegt. Darum ist nicht der am glücklichsten zu preisen, der die wenigsten Bedürfnisse hat, sondern Der, welcher gesunde normale Bedürfnisse am ausreichendsten zu befriedigen vermag.

Aufgabe einer weisen Lebensführung des Individuums wie der Gesellschaft wäre es darum, alle die so mannigfaltigen Glückselemente einer fortschreitenden Civilisation so zu verwerthen, daß ein Jeder in dem Vollgefühle befriedigten Behagens sich daran ergötzen könnte, doch dieser Aufgabe stehen wir noch sehr fern, und daher immer noch für die unzähligen Glücklosen dieser Erde die Vertröstungen auf ein glückseliges Jenseits.

Die Reichen und Mächtigen lassen es sich zwar vorläufig recht wohl sein in diesem irdischen Jammerthale; aber für die Armen und Rechtlosen fließen ihre Lippen über von gottseligen Ermahnungen: ihr Herz nicht an irdische Güter zu hängen und sich nicht umzuschauen in dieser Welt der Sünde und des Unrechts, sondern den Blick nach Oben zu richten, immer nur nach Oben, von wo die erlösende Gnade komme.

Natürlich! Wissen die hohen Herren doch sehr genau, daß nur, so lange das arbeitende Volk nach dem Vorbilde seines Erlösers das Kreuz der Entsagung demüthig und gedankenlos den Calvarienberg hinauf weiter schleppt, sie, die Pharisäer unserer Tage, sich in ruhiger Sicherheit im Thale wiegen und — wie der christliche Priester beim Meßopfer — essen und trinken für uns Alle!

Jede Ablenkung der Gedanken jedoch von Wahngebilden, die als Autoritätsglaube von Kindheit auf in uns genährt wurde, hat eine eminent revolutionäre Tendenz. Die Naturwissenschaften werden darum nicht grundlos von allen reactionären Parteien so sehr gefürchtet; denn sobald erst die Mehrzahl der Menschen anfängt, den Himmel in seine luftigen und wässerigen Bestandtheile aufzulösen und das solidere Paradies auf Erden zu suchen, dürfte es um gar Manches geschehen sein, was heute noch als heilig und unantastbar dem Volke vorgespiegelt wird.

Mit der Einsicht, daß alle Idealität im Sinnlichen wurzelt und im Zeitlichen allein verbürgt ist, tritt nothwendig auch der Mensch dem Menschen gegenüber und fordert Rechenschaft: warum des Lebens Glück und Güter den Einen erdrücken und den Andern leer ausgehen lassen? Warum — nicht nach göttlichem Rathschlusse, wie heute den Menschen vorgespiegelt wird, sondern auf Grund menschlicher Einrichtungen – die Einen schon bei der Geburt in goldener Wiege, auf weiche Eiderdaunen gebettet, die Anderen auf faules Stroh geworfen und an vertrockneten Brüsten zu siechen, hungernden Arbeitssklaven großgezogen werden?

Doch eben damit solche dem behäbigen Philister unbequeme Fragen nicht gestellt, die schlummernden Gewissen nicht aufgerüttelt werden, sollen die Massen in Unwissenheit und religiösem Fanatismus erhalten bleiben, ist jede Volksaufklärung den hohen Herren ein Gräuel.

Doch wie sie auch dagegen sich stemmen mögen, fallen müssen auch die letzten Rechte jener alten Zwingburg des Feudalismus, darin immer noch, wenn auch unter neuer Firma, mit dem Schweiße und Blute des Proletariats die menschenschändenden Orgien christlicher Liebe gefeiert werden! Und an der leer gewordenen Stätte werden neue, stolzere Bauten sich erheben, darin kein Dogma Feindesliebe predigt und Judenhaß um Christi, des Juden, Willen übt, sondern darin ein neues Evangelium, das Evangelium der Wahrheit und Humanität, Recht fordert für Alle, so Freund wie Feind.

Mit Diderot sprechen wir darum noch einmal in tiefster Ueberzeugung: „Unglaube ist der erste Schritt zur Lebensweisheit!“

Denn erst wann die Lehrsätze des Glaubens in Grundsätze der Gerechtigkeit sich verwandelt haben, wird nicht mehr wie heute — in und außerhalb der Kirche — am Tische des Herrn Einer für Alle genießen, sondern Jeder das Brod und den Wein des Lebens auf seinem eigenen Tische stehen haben. Und dann

auch wird das Glück des Lebens, nach dem heute Tausende und Abertausende vergebens ringen, Gemeingut Aller werden.

Denn nicht im Schatten der Kirche, sondern im Lichte der Aufklärung gedeiht das Gute. Nicht auf dem starren Felsen Petri, sondern auf den weiten üppigen Fluren politischen und socialen Lebens wachsen die Früchte, die unser Blut speisen und Herz und Geist uns erquicken. Wissen, nicht Gebet ist unseres Glückes Schmied.

Dem Edlen aber wird das eigene Wohl stets untrennbar sein von dem Gemeinwohle. — Darum haben wir noch keineswegs unsere Pflicht gethan, wenn wir je nach dem Maße unserer Kraft und unseres Wissens recht handeln, wir müssen auch das durch Uebung und Erziehung von der Gesellschaft empfangene Gutsein oder Rechtdenken durch Lehre und Beispiel ein- und weiterbilden in die Gesellschaft, den Nächsten. Dies ist der Beruf der Menschenliebe.

Und war er es allwegen, so ist es für uns, die wir uns die Geisteskämpen des freien Menschenthums, die Bahnbrecher einer neuen Zeit nennen, tausendfach.

Denn an dieser mächtig heranfluthenden neuen Zeit schwillt höher und höher auch der Stauungswiderstand der Reaction und ein Kampf ist entbrannt auf Leben und Tod. — Es gilt noch einmal, den Himmel mit seinen veralteten Götzen zu stürmen; doch diesmal nicht, um neue Götter an Stelle der alten zu setzen, sondern um aufzuräumen mit allem Götzen- und Götzen-Gnadenthum himmlischer wie irdischer Herrlichkeit.

Es handelt sich in diesem großen religiös-politisch-socialen Kampfe nicht um einige Reformen da und dort, sondern um das ganze Lebensprincip, um den endgiltigen Sieg der alten oder neuen Weltanschauung. Jeder Compromiß ist ausgeschlossen. Glaube und Wissenschaft, Monarchie und Republik, Capital und Arbeit sind in unversöhnlichen Gegensatz getreten.

Der Ausgang des Kampfes entscheidet über Glück oder Unglück von Millionen und so auch über unser eigenes Schicksal; denn es ist das schönste nnd gerechteste Gesetz vielleicht in der menschheitlichen Entwicklung: daß *Alle* glücklich sein sollen oder *Keiner*, und der Egoismus edler Menschen von Sokrates bis Danton hat sie darum stets getrieben, für die Beglückung der Menschheit zu arbeiten, weil — deren Unglück ihnen selbst unerträglich war.

Jeder, der es gut mit sich selbst meint, ist darum berufen, Theil zu nehmen an einem Kampfe, der geführt wird im Namen der „unveräußerlichen Menschenrechte"; denn diese bedeuten im Grunde nichts Anderes, als das Verlangen nach solchen Existenz-

bedingungen, ohne deren Erfüllung das Unglück nothwendig über einen Jeden hereinbricht, folglich auch kein Glück denkbar ist.

Wer dem Kampfe sich entzieht, in Selbstsucht und Selbstherrlichkeit sein Genüge findet oder feige jeden Stein des Anstoßes zu umgehen sucht und bald die Wahrheit verleugnet, bald der Gerechtigkeit auf die Ferse tritt, der arbeitet nur an seinem eigenen Ruin. Er hat kein Anrecht, sich den freien Menschen zuzuzählen, ob er auch noch so oft — so oft nämlich die Gelegenheit ihm günstig scheint — mit dem Weihwasser des Freidenkerthums, oder des Republicanismus, oder des Socialismus, oder des Anarchismus sich besprenge.

Doch nur in der Freiheit ist das Glück. Den Menschen frei machen, heißt ihn glücklich machen. Dazu aber braucht es keinen Katechismus und keinen Himmel und keine Hölle, sondern gesunde, menschenwürdige Existenzbedingungen, einen offenen Kopf, empfänglich für jede Wahrheit, und in der Brust ein Herz auf dem rechten Flecke, das in ächter Liebe für die Menschheit schlägt.

Solcherweise hoffen wir auf breiten, lichten, sonnigen Wegen nicht der Sünde, sondern der Erkenntniß, der Humanität und Gerechtigkeit, das Glück des Lebens, das die Kirche uns auf engen, steilen, dornenvollen Pfaden in einem nebelhaften Wolkenkukuksheim verheißt, schon auf dieser unserer schönen Heimatherde zu begründen.

Wir verzichten auf die Glückseligkeit der Evangelien: auf Armuth, Hunger, Thränen und alle sonstigen Leidensstationen, durch die wir knierutschend zu den problematischen Wonnen eines ewigen Hallelujah uns durchwimmern und durchbeten sollen, und stimmen aus voller Seele und voller Kehle ein in das Lied unseres Dichters Heinrich Heine:

Ein neues Lied, ein bess'res Lied,
O Freunde, will ich euch dichten:
Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten.

Wir wollen auf Erden glücklich sein
Und wollen nicht mehr darben.
Verschlemmen soll nicht der faule Bauch,
Was fleißige Hände erwarben.

Es wächst hienieden Brod genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrthen, Schönheit und Lust,
Und Zuckererbsen nicht minder.

Ja, Zuckererbsen für Jedermann,
Sobald die Schoten platzen! —
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen.

Der Tod.

Wenn der Tod uns ein geliebtes Wesen entreißt, wenn wir ein Leben schwinden sehen, an das wir mit allen Fasern unseres eigenen Daseins gebunden waren, das in allen Leiden und Freuden mit uns froh und mit uns traurig war, und ohne dessen Mitleben, Mitdenken und Mitempfinden die ganze Welt uns leer und öde scheint, da hilft weder Religion noch Wissenschaft uns über den persönlichen Schmerz hinweg.

Es bleibt darum eine müßige Frage, ob es tröstlicher sei, sich den Todten im Himmel vorzustellen, mit der Aussicht, ihn dort in veränderter, verklärter Gestalt dereinst wieder zu finden; oder dem Gedanken sich hinzugeben, daß er zurückgekehrt sei in das Allleben, den Kosmos, dem er entstammte, und dahin auch wir einst zurückkehren werden?

Das Eine bietet dem Verzweifelten so wenig Trost wie das Andere.

Für ein verlorenes Glück entschädigt kein Wissen, und aller Glaube gibt der jammernden Mutter ihr Kind, dem verwaisten Kinde die Mutter, der Gattin den Gatten nicht wieder.

Wie nichtig, wie schemenhaft erweist sich daher stets an der Leiche eines geliebten Menschen der ganze vielgepriesene Unsterblichkeitstrost! Wie hohl klingen da alle Versprechungen jenseitiger Glückseligkeit dem realen diesseitigen Unglücke gegenüber!

Resignation in das Unabänderliche ist Alles, was dem Frommen wie dem Gottlosen bleibt; denn Alle werden wir zu der Erkenntniß gezwungen, daß der Mensch als individuelle Lebenserscheinung nicht festzuhalten ist unter uns, weil in dem ewigen Kreislauf des Stoffes unser Entstehen wie unser Vergehen nur eine jener unzähligen Wandlungen bedeutet, die in jeder Secunde nach unwandelbaren Gesetzen sich vollziehen, daran wir nichts ändern können, sondern die wir vielmehr, wenn oft auch mit blutendem Herzen, als vernünftig, weil nothwendig, anerkennen müssen. Der Tod ist beginnendes Leben, das Leben der Anfang

des Todes. Damit der Eine geboren werde, muß ein Anderer sterben. Eines könnte nicht sein ohne das Andere, weil jedes Grab, das wir mit Thränen benetzen, zugleich die Wiege eines jungen Lebens ist, das wir mit Freuden begrüßen.

Doch während wir trauernd uns losreißen von dem, was nicht mehr ist, wirkt die Erinnerung dessen, was war, lebendig in uns fort, als sein, des Verstorbenen Geist und Wille, dem nachzueifern in liebender Hingabe und treuer Gesinnung uns Lebenspflicht bleibt. Ihre Erfüllung ist die Unsterblichkeit des Todten in uns.

Wer dagegen dem Todten eine sogenannte „Ehre" erweist, von der er selbst im Leben nichts gewollt hat, ja, die er vielleicht in Worten und Werken auf das Entschiedenste von sich gewiesen, der ehrt sein Andenken nicht; der beschimpft es. Wer z. B. einem Manne, der bei Lebzeiten stets der Einfachheit sich befliſſen und am liebsten still und unbeachtet seiner Wege ging, nun er todt ist und nicht mehr über sich bestimmen kann, ein recht prunkvolles, seinen Gewohnheiten und Neigungen, vielleicht seinen ausdrücklichen Wünschen geradezu widersprechendes Begräbniß veranstaltet, der befriedigt damit nur seine eigene weltliche Eitelkeit und beweist, daß diese ihm mehr gilt, als der Wunsch und Wille des Todten. Wer nun aber gar den ganzen Lebensgeist eines Menschen, dem er bei dessen Lebzeiten nicht offen zu begegnen wagte, im Todten verleugnet, indem er ihn, den Wehrlosen, seinen Feinden und Widersachern ausliefert und diesen statt Freunden und Gesinnungsgenossen sein letztes Geleite auf Erden anvertraut, der begeht geradezu ein Verbrechen an dem Todten, einen moralischen Mord, der zwar nicht von der hohen Justiz geahndet wird, aber um so unerbittlicher von der öffentlichen Meinung verdammt werden sollte — als ein Act erbärmlicher Feigheit, verübt an einem wehrlosen Menschen.

Eines der empörendsten Beispiele dieser Art bot der am 2. Juni 1881 erfolgte Tod des berühmten französischen Gelehrten und Naturforschers Littré, der mit seinem ganzen Wirken und Schaffen einer entschieden atheistisch-materialistischen Richtung angehörte und in dieser Richtung eine Leuchte der Wissenschaft war.

Nur an der Aufklärung seiner eigenen Familie scheint er nicht mit demselben Ernste wie an der der übrigen Menschheit gearbeitet zu haben, — eine Unterlassungssünde, an der leider das moderne Familienleben im Allgemeinen schwer krankt und deren Folgen nicht nur den Frieden und die Eintracht des häuslichen Herdes gefährden, sondern verhängnißvoll noch in die Zukunft fortwirken.

Denn der Segen einer Ehe, die eine in Ansichten und Zielen

übereinstimmende Verbindung von Mann und Weib ist, verwandelt sich im gegentheiligen Falle geradezu in einen Fluch. Das Weib, statt die treue Genossin und verständnißinnige Freundin des Mannes zu sein, wird da nur allzuhäufig dessen offene oder geheime Widersacherin, und die Kinder, haltlos zwischen den streitenden Parteien von Vater und Mutter hin und her geworfen, entbehren jeder sittlichen Grundlage einer harmonischen Charakterentwicklung.

Auch an Littré sollte dieser ungelöste Zwiespalt seines Familienlebens sich schwer rächen; denn nicht genug, daß seine fanatisch katholische Familie ihm in der Sterbestunde, als er selbst schon kein Bewußtsein oder wenigstens keine Widerstandsfähigkeit mehr hatte, schnell noch einen Geistlichen zuführte, der mit den Sterbesacramenten der katholischen Kirche ihn versah; daß sie dann seine Leiche mit ausgesuchtestem religiösen Gepränge bestatten und durch Glockengeläute, Weihrauch und Meßopfer von der Seuche des Unglaubens gewissermaßen desinficiren ließ; — seine Frau und Tochter thaten das Unerhörte: sie kauften, um seine verdammte Seele zu retten, von seinen schon gedruckten Werken alle, deren sie noch habhaft werden konnten, an und verbrannten sie sammt dem ganzen Nachlaß seiner Manuscripte, also die Arbeit eines langen, erfolgreichen Lebens, um so jede Spur seiner Gottlosigkeit von der Erde zu vertilgen.

Nicht wahr, meine Freunde, wir schaudern vor solchem Zerrbilde wahnwitzigen Fanatismus? Jedoch wir haben kein Recht, allzu strenge darüber zu richten; denn Aehnliches, wenn auch nicht in derselben grassen Form eines mittelalterlichen Auto-da-fé, tritt uns täglich vor Augen und wir beachten es kaum. Oder ist es nicht ungefähr dasselbe, wenn um das Sterbebett eines Freidenkers, der selbst längst mit dem Dogma gebrochen, seine betende Familie auf den Knieen liegt? Oft auch den schon Bewußtlosen schnell noch mit seinem „Heilande" zu versöhnen sucht? Oder wenn sie dies nicht kann oder nicht wagt, so doch sein letztes Geleite auf Erden Denen überträgt, die ihn, den Lebenden, seiner Gesinnung wegen stets angefeindet, geschädigt, verfolgt haben? Denn — er ist ja todt jetzt und weiß nichts mehr davon!

Solche Beschönigung trivialster Herzensroheit, die wir übrigens recht häufig gerade von den Frommen hören, widerspricht zwar ganz direct der religiösen Unsterblichkeitsvorstellung; denn lebte — nach dieser Vorstellung — die individuelle Seele dort oben im Himmel oder je nachdem auch da unten in der Hölle ihr individuelles und selbstbewußtes Leben weiter, so müßte sie doch auch recht gut sehen und hören können, was auf Erden mit ihrer sterblichen

Hülle geschieht. Doch solche Widersprüche geniren fromme Seelen nicht. Ist doch das ganze Unsterblichkeits-Dogma ein Widerspruch in sich!

Die beiden Grundgedanken, auf denen es sich aufbaut, sind: die Unvollkommenheit der Welt und der Trennungsschmerz.

Die Unvollkommenheit oder Unfertigkeit der Welt, die, wenn wir das Leben recht verstehen, gerade der Sinn, die Bedeutung, der Reichthum unseres Daseins, weil die unversiechbare Quelle all' unseres Wirkens und Strebens, Wünschens und Hoffens ist, wird durch die christliche Religion, im Anschluß an den Buddhismus, zum Sündenpfuhle gestempelt, darin der Mensch, so lange er lebt, mit Leib und Seele versunken bleibt, unfähig seiner Selbsterlösung. Aller eigne Kraftaufwand ist vergebens, er bleibt mit dem Sündenfluche beladen, so er der Gnade Gottes nicht theilhaftig wird. Und sie, die erlösende Gnade, die allein ihn retten kann, ist nicht einmal direct von Oben zu beziehen, sondern auf weiten Umwegen durch alle die verschlungenen Kreuz- und Quergänge der Kirche, an deren Ein- und Ausgang jedesmal ein feister Mönch oder ein hageres Pfäfflein mit dem obligaten Klingelbeutel steht und trotz Luther und Reformation noch immer die alte Melodie summt von dem Tetzel'schen Verslein:

„Wenn der Heller in dem Kasten klingt,
Die Seele aus dem Fegfeuer springt."

Ja, wenn die christliche Kirche kein anderes Unheil in die Welt gebracht hätte, als die Verbreitung der Lehre von der Verderbtheit der menschlichen Natur, so verdiente sie darum schon den Fluch aller Zeiten und Völker.

Der gläubige Christ muß darum nothwendig alle seine Nebenmenschen mit mißtrauischen Augen betrachten; denn sie alle sind ja Sünder vor dem Herrn und mehr oder minder in der Gewalt des Teufels. Im Tiefinnersten seines frommen Herzens läßt er — von wegen seiner Frömmigkeit — vielleicht eine Ausnahme gelten — und die ist er selbst. Daher das gottselige Pusten und Augenverdrehen: „Ich danke dir, Herr, daß ich nicht bin wie jene!"

An dem Grauen vor der Verderbtheit der Welt und unserm eignen irdischen Jammerlose müßte nun eigentlich die Sehnsucht nach dem Tode, der all' dieser Qual uns enthebt, in's Unendliche sich steigern. — Aber gerade das Gegentheil ist der Fall und das Dogma wird durch alle Wissenschaft und Naturphilosophie theoretisch nicht wirksamer bekämpft, als die Frommen selbst Angesichts des Todes dies praktisch thun. — Denn während wir

Freidenker ruhig den Tod erwarten, als unsern Naturantheil, die Rückkehr unseres persönlichen Lebens in das Allleben und da der Vorausblick in den Wandel des Stoffes, dem wir entgegengehen, uns nichts Anderes zeigt als den Rückblick in dieselben billionenfachen Umwandlungen, die wir bereits durchlaufen haben, ehe wir als Mensch in die Erscheinung traten; während so für den Freidenker Vergangenheit und Zukunft zu einem einigen, rastlos schaffenden, wirkenden Lebensbilde sich verschmelzen, das, weil seiner eignen thätigen und wandelbaren Natur entsprechend, nichts Schreckhaftes für ihn hat, — faßt der Fromme noch immer, wie Luther es gethan, den Tod auf als „Zorn Gottes", einen der Erbsünde wegen über die Menschheit verhängten und in alle Ewigkeit sich fortsetzenden Racheact des richtenden zornigen Gottes Jehovah.

„Mensch, du lebst um zu sterben!" rufen die heiligen Bücher uns zu. Aber wenn etwas dem Frommen die Freude am Leben verderben kann, so sind es gerade die überall schreckhaft und unheimlich ihn angähnenden Todesgedanken. Denn für ihn ist ja der Tod nicht ein unseren Sinnen vorstellbarer und mit unserem ganzen Wesen harmonirender, schlicht und naturgemäß sich vollziehender Wandlungsproceß dessen, was wir waren und sind in das, was wir sein werden, sondern er bedeutet eine vollständige Vernichtung seines ganzen irdischen Seins, Auflösung alles dessen, was er heute ist, denkt, fühlt, in einen Zustand, der nicht gedacht, nicht empfunden werden kann, weil unserer begrenzten und im ruhelosen Sinnenwesen wurzelnden Natur jede Vorstellungsfähigkeit eines außersinnlichen wesenlosen Seins, ruhend in ewigen Freuden oder ewigen Qualen, fehlt. Daher auch Niemand je uns oder sich selbst ein Bild jener ewigen Glückseligkeit oder ewigen Verdammniß hat geben können. Denn das Bild ist Wesen, das Wesenlose darum auch unvorstellbar, bildlos; — leerer Wortschwall ist Alles, was die Kirche uns in ihrem Unsterblichkeits-Dogma bietet.

Doch dieses geheimnißvolle, den Sinnen sich verschließende, unheimlich nur durch krankhaft erregte Phantasien huschende Riesengespenst „Ewigkeit", vor dessen Inquisitionstribunal wir nach dem Tode geschleppt werden, gewinnt natürlich noch etwas weit Schreckhafteres dadurch, daß Keiner weiß, welches Loos ihm dort zufallen werde; denn — Wenige nur sind auserwählt, die Meisten verdammt! — Darum beim Verscheiden die Zuflucht zu allen Gnadenmitteln der Kirche, um schnell noch durch Beichte, Sacramente und Salböl der Sünden los zu werden — und der Hölle ein Schnippchen zu schlagen.

Doch selbst angenommen, daß dies gelingt (wofür namentlich eine recht reiche Schenkung an die Kirche empfehlenswerth sein dürfte) und die geängstete Seele nun sicher sein darf, den wenigen Auserwählten beigezählt zu werden, — wird sie mit wirklicher und aufrichtiger Herzensfreude dem nun für sie geöffneten Himmel in's Auge schauen können? Unmöglich! Ein heimliches Grauen, von dem sie selbst nur sich keine Rechenschaft gibt, wird ihr bleiben, fast ebenso vor der ewigen Seligkeit wie vor der ewigen Verdammniß. Denn was verspricht diese Seligkeit uns von Allem, was hier auf Erden uns erfreut, beglückt hat, ja was vielleicht das Endziel all' unseres Lebens und Strebens war, wofür wir unermüdlich gearbeitet und gekämpft haben? — Alles, was hinieden uns begeistert, erwärmt hat, wofür wir freudig jede Noth und Entbehrung getragen, Alles ist dort Oben nichtig, werthlos, — versenkt in das ewige trostlose Nichts, das Nirwana der Buddhisten.

„Wenn sie von den Todten auferstehen, so werden sie nicht freien, noch sich freien lassen, sondern sie sind wie die Engel im Himmel," sagt Marcus, der Evangelist. — Blut- und fühllose Schatten im Schattenreiche! — Also die Liebe, die das Schönste, Herrlichste ist auf Erden, das zugleich Selbstsüchtigste und Selbstloseste, Erfüllung und Bethätigung der ganzen Natur; die Liebe, von der die Dichter so viel sagen und singen und durch deren Allgewalt die Liebenden oft auf Erden schon sich in den Himmel versetzt glauben, sie ist aus dem Geisterhimmel ausgeschlossen und mit ihr alle Kämpfe, Leiden und Freuden, die in ihrem Gefolge unser irdisches Dasein bewegen, die höchste Lust und der höchste Schmerz, den unsere Seele zu fassen vermag. Oede, starr, inhaltlos Alles! Kein Wirken und Schaffen mehr! Kein Interesse, kein Streben, keine Lebensaufgabe weder für sich noch die Seinigen! Kein Feld weder der Arbeit, noch des Genusses, darauf die eigne Kraft zu bethätigen! Alles fertig, gethan! Kann man sich etwas Oederes, Trostloseres denken?

Und nach einem solchen farblosen Traumbild sollen wir uns sehnen fort aus dieser in Kampf und Mühen, Freuden und Leiden so mannigfaltigen und reich bewegten Erdenheimath?

Aber werden wir nicht dort unsere verstorbenen Lieben wiedersehen? Und wie sollten wir je ihren Verlust ertragen, wenn die Hoffnung des Wiedersehens nicht wäre? ist die Frage, die immer wieder tief aus dem Gemüthe der Gläubigen sich ringt. — Darauf können wir nur mit der Gegenfrage erwidern: Und wo? und wie? und in welcher Form denkt ihr euch dies Wiedersehen?

In einer Zeit, da man sich die Erde noch als einen feststehenden Mittelpunkt auf einer mit Sternen besäten Himmelsschale dachte, konnte man sich die Wohnung der Seligen über, die der Unseligen unter jener Schale vorstellen.

Heute ist diese Annahme unmöglich. Wir wissen, das All ist unendlich und der vermeintliche Himmel ist längst in seine luftigen und wässerigen Bestandtheile aufgelöst. Wo sollten wir trotzdem noch einen festen Himmel oder eine etwa vorhandene Hölle hinplaciren? — In dem ganzen Universum wäre, von dem Standpunkte unserer heutigen Astronomie ausgehend, kein leeres Fleckchen dafür übrig. Doch wollten wir auch annehmen, die Seele des Verstorbenen entschwebte im Augenblicke des Todes nach irgend einem anderen Stern, so müßte sie bei der Unendlichkeit des Weltalls und den oft fast unermeßlichen Entfernungen von einem Stern zum andern doch mindestens voraus schon wissen, welche Richtung sie im Tode zu nehmen habe, und wir selbst müßten rechtzeitig davon Kunde erhalten, um einst in der gleichen Richtung ihr nachfolgen zu können. — Und wie und in welchem Zustande werden wir die jetzt Körperlose, also Unsichtbare, finden? — Und werden wir, selbst körperlos, überhaupt Augen haben zu sehen und Ohren zu hören?

Und was ist inzwischen aus der ängstlich gesuchten Seele geworden? — Hat der früh verstorbene Säugling dort oben eine zärtliche Amme gefunden und ist inzwischen zum stattlichen Geiste herangewachsen, oder piepst und schreit er noch immer? — Und alle die Altersschwachen, Idioten und Irren, zu welchem Bewußtseinsstadium ist ihre gestörte Seele, den Leib verlassend, zurückgekehrt, um als Geist unter Geistern Aufnahme zu finden? — Wahrlich, je tiefer wir in diese kindlichen Wundermärchen eines jenseitigen Wiedersehens eindringen, um so kindischer erscheinen sie uns! — Und wenn trotzdem liebende Herzen aus dem Glauben an ein jenseitiges Wiedersehen Trost schöpfen, so dürfte derselbe Glaube vielen Andern doch auch recht unliebsam werden. — Lege nur Jeder Hand an sein eigenes Gewissen und frage sich, wie Viele er dort oben wiederfinden und wie vielen Andern er weder dort noch hier je wieder begegnen möchte? Die Bilanz dürfte in den meisten Fällen eine erkleckliche Majorität der letzteren aufweisen.

Und wie vermöchten wir es uns wirklich vorzustellen, daß der hier todt vor uns liegt, dessen Glück wir auf Erden waren, ja, dem gestern noch das ganze Dasein ohne seine Lieben unerträglich gewesen wäre, heute plötzlich ohne sie glückselig sei, ungerührt von ihren Thränen, ihrer endlosen Sehnsucht nach ihm, vielleicht auch

ihrer bittern Noth und Verzweiflung? Ein solches wesenloses Wesen hat glücklicherweise keinen Raum in unserer realen Vorstellung; sonst würden wir über der fremden unheimlichen Gestalt auch die Erinnerung, das Bild dessen, was war und in uns fortlebt, aus der Seele verlieren. Erst der in einen Engel verwandelte Mensch ist wirklich todt für uns, weil er, losgelöst von der Vergangenheit, zerrissen alle Bande seines irdischen Daseins, keine Fühlung mehr hat mit den Menschen hienieden. Als Geist mit Geistern gewinnt der Todte, dessen letzten Athemzug wir eben noch gierig ihm von den Lippen küßten, plötzlich etwas Gespenstisches, Unheimliches für uns, und — unglaublich aber wahr — uns graut insgeheim vor der Möglichkeit seines Wiedererscheinens. — Woher sonst die kindische, abergläubige Furcht — oft der nächsten Angehörigen — in einem Hause allein mit dem Todten zu verweilen? — Was könnten sie von einem geliebten Todten fürchten, wenn die rechte Fühlung mit dem Lebenden noch in ihnen wäre? Nirgends hat sich mir darum auch die ganze Nichtigkeit und innere Hohlheit religiöser Tröstung deutlicher erwiesen, als Angesichts des Todes selbst.

Georg Forster, der geistvolle Naturforscher, faßt die ganze Unsterblichkeitslehre in den einen Satz zusammen: In einem Systeme, wo Alles sich gegenseitig anzieht und angezogen wird, kann nichts verloren gehen. Nur die Erscheinungen wechseln; die Menge des vorhandenen Stoffes aber bleibt immer dieselbe.

Und Diderot, das geistige Haupt der Encyclopädisten des vorigen Jahrhunderts, einer der weisesten und edelsten Männer seiner Zeit, schätzte die Wandelbedeutung dieses Lebens so gering, daß er den Ausspruch that:

„Geboren werden, leben, vergehen heißt nur die Form ändern. Im All ist, was ich mein Ich nenne. Erst wenn die Gesammtheit stirbt, sterbe auch ich."

Ja, in der Gesammtheit ist und bleibt unser Leben, ebenso vor wie nach dem Tode, und das Räthsel der Unsterblichkeit, welches der ausschweifenden Christoffenbarung Anlaß ward zur denkbar höchsten Steigerung des Persönlichen in der ewigen Seligkeit des Himmels oder den ewigen Qualen der Hölle, findet seine einfache und naturgemäße Lösung in der Einheit des Individual- und des Gattungslebens. — Wie der physische Mensch zurückkehrt in das All, dem er entstammt, und da in dem Wandel seines Stoffes kein kleinstes Theilchen verloren geht, so bleibt auch der geistige Mensch nach seinem Tode in der Menschheit, der er angehört, und zwar in dem Maße, als er — so im Kampfe wie im

Genusse — mit und in der Menschheit gelebt hat. — Was seines Lebens Reichthum war, ist auch seines Lebens Dauer.

Liebe und Tod sind ihrem Wesen nach Eins:

„So nah' verwandt sind Tod und Liebe,
Zwei Blüthen aus demselben Triebe",

und Alle haben wir wohl einmal Zeugniß dafür abgelegt in jener fröhlichen, seligen Jugendzeit, da die rechte Fähigkeit zu lieben noch in uns war und wir der Braut oder dem Bräutigam betheuerten: „Du bist mein Leben, bist mehr als mein Leben!"

Und dies war keine bloße Redensart; wir fühlten es wirklich so. Und gäben wir nicht tausendmal das eigene Leben hin, um ein geliebtes Kind vom Tode zu erretten, und bezeugen dadurch, daß ein anderes uns mehr gilt, als das eigene Ich? Ja, wäre es nicht so, wäre der Mensch nicht fähig, einem höheren Strebeziel sich unterzuordnen, wie würde er je nach Idealen ringen?

Und warum würden wir Die ehren, welche für Vaterland, Freiheit, Ueberzeugung ihr Leben geopfert haben? Doch wohl nur, weil diese Güter Güter der Menschheit sind, mehr werth als das vergängliche Individualleben des Einzelnen.

In unseren Werken leben wir fort. Sterben in seinem Werke, das ist in der Vollbethätigung seines Wirkens und Schaffens, ist darum wohl auch der schönste Tod.

Als Archimedes, der größte Physiker des Alterthums, Erfinder von Hebel und Glaslinse, den Wundern seiner Zeit, vergebens seine Vaterstadt Syrakus gegen die Römer vertheidigt hatte, eilte er weg aus all' dem Morden und Wüthen nach seiner einsamen Studierstube und athmete da erleichtert auf, als er die geometrischen Figuren, die er auf den Stubenboden zu zeichnen pflegte, noch unversehrt wiederfand. — Ihm nach stürmte ein römischer Soldat mit blanker Waffe, und Archimedes, nicht um sein Leben, sondern um seinen Wissensschatz besorgt, warf sich ihm entgegen mit ausgebreiteten Armen und dem Ausrufe: „Störe mir meine Kreise nicht!" und stürzte, von dem Mordstahl des Soldaten getroffen, todt über diesen Kreisen zusammen. Wer so zu sterben weiß, sollte dem nicht das Fortleben in seinen Werken und im Herzen und Bewußtsein der Menschen die befriedigendste, wünschenswertheste Unsterblichkeit sein? —

Und gab es nicht jederzeit große Männer, Streiter des Geistes, edelste Freiheitshelden, welche ihrem Volke und der ganzen Zeit, in der sie lebten, ja weit darüber hinaus, Richtung und Stempel aufprägten? Was könnten sie mehr noch des Ewigen wollen? —

Doch nicht sie allein sind es, sie, die hoch über das gewöhnliche Menschenmaß emporragen, welche die Bedingungen ihrer Unsterblichkeit in sich tragen. — Was Alle wir gelebt haben und was lebenswerth und lebensfähig war, bleibt auch nach uns lebendig. Unser Ich geht im Tode über auf die Menschen, die weiter leben, in den Kreis der Familie, der Freunde, der Gesellschaft, und zwar so, wie es im Leben von den Mitlebenden befruchtet worden und fruchtbringend auf sie zurückwirkte.

Der Todte ist darum nicht todt für uns, so wir sein Bild in unserer Seele bewahren und es da fortwirken lassen, wie er selbst im Leben auf uns gewirkt hat, heilig halten Alles, was ihm heilig war, und in dem weiter leben, worin er sein Leben hatte. — Dann trachten wir auch nicht danach, uns über den Schmerz seines persönlichen Verlustes hinwegzutäuschen durch die eitle Vorspiegelung eines jenseitigen Wiedersehens, sondern wir nehmen willig auch den Schmerz auf uns, als Eins und unzertrennlich mit ihm selbst, unsere individuelle Lebensäußerung seines Fortlebens in uns. — Der Schmerz um den Todten ist Eins mit unserer Liebe für den Lebenden und darum unserem Herzen auch ebenso heilig, ebenso unveräußerlich wie die Liebe selbst.

Begrabe deine Todten
Tief in dein Herz hinein,
So werden sie im Leben
Lebendige Todte dir sein.

So werden sie im Herzen
Stets wieder auferstehn,
Als gute, lichte Engel
Mit dir durch's Leben gehn.

Begrab' dein eigen Leben
In Andrer Herz hinein,
So wirst du — und bist du ein Todter —
Doch immer ein Lebender sein.

Ja, mit tausend unsichtbaren Schicksalsfäden spinnt das Lebenswerk jedes Einzelnen sich in die Zukunft weiter. Auch in der Erfüllung der kleinsten täglichen Lebenspflichten liegt daher, häufig uns selbst unbewußt, ein tiefer Sinn, und wir können die Tragweite keiner unserer Handlungen je bemessen. Schicksalsschwer wirkt oft auch das scheinbar Gleichgültige, Unbedeutende in die Zukunft weiter und unser Andenken wird danach, wann wir selbst längst vermodert sind, noch gesegnet oder verflucht.

„Verschollen und vergessen" ist nur, wer herzlos nie im Ganzen gelebt, nie für Andere gesorgt und gearbeitet, nie geliebt hat. Denn er hat nichts, worin er bleibe, und ihm graut vor dem Tode, der das Ende seines armseligen Ich ist, das sein ganzer Besitz war und von dem er nun für immer lassen soll. Seine Selbstsucht verlangt auch Jenseits noch nach einem besonderen Plätzchen seiner besonderen Glückseligkeit und er zieht es vor, dort in fremden, unbekannten Himmelsräumen ewig zu ruhen, statt hier, in der großen Lebenswerkstatt seiner Heimatherde, fort und fort mitzuwirken und weiter zu schaffen ohne Ende.

Wir aber, die wir menschlich mit Menschen fühlen, verlangen nach keiner übermenschlichen Glückseligkeit für unsere Seele und nach keiner andern Ehre für unsern Leib, als daß der Lebensgeist, der in ihm wohnte, auch nach dem Tode noch in ihm geachtet werde. Der Freidenker, welcher einem Frommen im Tode die Ceremonien der Kirche verweigert, die diesem im Leben stets heilig waren, handelt darum ebenso pietätslos, wie der Fromme, der an einem Freidenker dieselben Ceremonien, die diesem stets fremd, ja verhaßt waren, nun er todt oder sterbend, das ist widerstandsunfähig ist, vollzieht. Der Priester, der dem Sarge eines Freidenkers folgt, ist ein Schimpf für den Lebenden, die Beerdigung eines Frmomen ohne priesterliches Geleite eine Mißachtung des Todten. Denn nur in seinem Lebensgeiste ihn bestattend, erweisen wir dem Todten die letzte Ehre. Daß diese ihm werde, hängt zumeist von der Familie ab, und sie wird sich für oder wider den Todten entscheiden, je nachdem er selbst seinen Lebensgeist hat mehr oder minder lebendig in ihr werden lassen. Was unseres Lebens Weihe war, wird auch unseres Todes Feier sein.

So wir schlecht, das heißt eigensüchtig gelebt haben, wird auch unsere Bestattung eine unwürdige sein; doch so wir recht, das ist in und mit der Menschheit gelebt haben, wird auch im Tode die Liebe und Achtung der Menschen mit uns sein und wir in ihr bleiben.

Denn schließt das Leben nicht auch den Tod in sich ein? und muß, was für das Leben gilt, nicht auch dem Tode gelten, ja gerade zum Schlüssel des Verständnisses werden, der das dunkle Lebensende, den Tod, uns erschließt? Ein erfülltes Leben macht Alle, Christen wie Juden, Heiden und Atheisten, gleich freudig sterben; denn wie es in dem römischen Segensspruche für die Todten heißt: Die Erde wird ihnen leicht oder das Feuer eine Heimath und der Tod ihnen lieb sein.

Das persönliche Ich freilich stirbt in ächter Liebe wie in

Todeswandlung; aber wie soll ich darum trauern, wenn ich weiß: das Ganze nimmt den Theil, das Meer nimmt die Welle auf; die Form schwindet, das Leben aber bleibt und zeuget fort.

Die Menschheit bleibt. Sie lieb' im Dulden,
In Sturm und Kampf, ja im Verschulden,
Im Elend und verirrten Trieb.
In jedem Zug zu allen Stunden,
Und glaub', dein Glück ist nicht verschwunden,
So viel dir selber Liebe blieb.
Die Menschheit hab' im Menschen lieb!

Feuerbestattung.

Unsere Zeit ist eine Zeit der Reformen, der politischen und socialen Umwälzungen. Ueberall regen sich Kräfte, die lange gebunden, endlich frei geworden sind nnd danach streben, alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens in Einklang zu bringen mit den Forderungen eines neuen Zeitgeistes. Da ist kein Gebiet, das nicht der Klärung bedürfte, und eine vollständige Umgestaltung der ganzen seitherigen Weltanschauung bereitet sich vor. — Doch je mehr wir aufräumen mit dem alten Schutte, um so heftiger auch wird der Widerstand, dem wir begegnen.

Da schreien die Alten, die von dem Hergebrachten nicht lassen wollen, da poltern die Jungen, die den Boden ihrer ehrgeizigen und selbstsüchtigen Zukunftspläne unter den gefährlichen Neuerungen wanken fühlen; da hört man die Weherufe aller Philister, die den Untergang der Welt weissagen, wenn das Volk es wagen sollte, von der ihm angeborenen Freiheit Gebrauch zu machen.

Alle Reformen, die religiösen, wissenschaftlichen, politischen und socialen, sie alle haben das gleiche Schicksal; alle mußten von je denselben Kampf kämpfen gegen Verläumdung, Vorurtheil und Unduldsamkeit.

Am gehässigsten hat stets die Kirche, ganz einerlei auf welches Dogma gegründet, jeder Neuerung sich entgegengestemmt. Sie war und blieb darum durch alle Zeiten die erbittertste Feindin alles culturellen Fortschritts der Völker.

Was Wunder, wenn auch heute die christliche Kirche zäh an der alten Tradition der Leichenbegrabung festhält und unzugänglich jeder Forderung eines neuen Zeitgeistes allenthalben die Gemüther gegen die Reform der Feuerbestattung aufzuregen sucht! Leider wird deren Einführung gerade durch diesen Widerspruch von religiöser Seite wenn nicht verhindert, so doch wesentlich erschwert.

Gotha z. B. ist heutzutage in Deutschland die einzige Stadt, die einen Crematiönsofen hat, und alle Gesuche, auch anderwärts ähnliche Einrichtungen zum Zwecke der Feuerbestattung treffen zu dürfen, sind von den betreffenden deutschen Regierungen bis jetzt abschlägig beschieden worden.

Ein neuer Beweis, wie weltlicher und kirchlicher Despotismus, so sehr sie auch hie und da untereinander sich bekämpfen mögen, stets da einig gehen, wo es sich um Unterdrückung freiheitlicher Bestrebungen der Völker handelt!

Die Ueberführung der Leichen von einer Stadt zur anderen aber ist noch mit so großen Kosten verknüpft, daß nur der Reiche sich auch diesen Luxus nach dem Tode noch erlauben darf. Doch der Reiche ist bekanntlich nicht immer auch der Aufgeklärte, von Vorurtheilen meist Emancipirte. Daher gehört die Feuerbestattung immer noch zu den Seltenheiten, weil außer der Macht der Gewohnheit und religiösen Befangenheit auch materielle Schwierigkeiten ihr im Wege stehen.

Weit günstiger liegen auch dafür die Verhältnisse auf dem freieren Boden Amerika's; denn trotz staatlicher, socialer und religiöser Freiheitsbeschränkung auch innerhalb der Republiken kann darin doch nie das Selbstbestimmungsrecht des Volkes über seine eigenen, inneren Angelegenheiten und Interessen so vollständig vernichtet und das Gesetz in „Ausnahmegesetze" verkehrt werden.

Zudem ist Amerika ein junger Staat, der um neue Einrichtungen zu treffen nicht erst den Staub der Jahrhunderte sich aus den Kleidern klopfen und die Schädel von dem moderischen Wuste bezopfter Perücken säubern muß, sondern sofort frisch an's Werk gehen kann.

Daher wird zweifelsohne auch die Feuerbestattung, eine der heilsamsten und zweckmäßigsten Reformen unserer Zeit, hier rascher sich verwirklichen als in alten Ländern. Mehrere größere Städte Amerika's haben schon ihre Crematorien oder Feuerbestattungs-Hallen, andere sind im Begriffe, sie zu bauen, und daß die Feuerbestattung in Amerika eine allgemeine werde, ist wohl nur noch eine Frage der Zeit und muß mit der fortschreitenden Cultur sich siegreich Bahn brechen. Nicht aus poetischem Interesse für die Todten, wie namentlich gefühlsselige Frauenherzen gern an der Frage: ob Aschenurne? ob Grab? sich zu betheiligen pflegen, sondern auf Grund durchaus realer, weitgreifender Interessen, die für uns, die Ueberlebenden, sich an die endgiltige Lösung dieser Frage knüpfen.

Für den Todten ist es absolut gleichgiltig, ob seine erstarrten Glieder in glühenden Lichtwellen rasch zusammensinken zu einem

reinlichen Aschenhäuflein oder ob sie im dunklen Schooße der Erde langsam verwesen zu giftigen Miasmen. Er empfindet so wenig von der züngelnden Flamme, die dort an ihm leckt, wie von dem Zersetzungsprocesse, der hier mit ihm vorgeht.

Sein gebrochenes Auge umfängt dieselbe Nacht im Glühofen wie im Grabe. Doch für uns, die Lebenden, ist es von höchster Wichtigkeit, ob die Leichen auf Grund eines sich überlebten düstern Dogmas auch fernerhin begraben, oder ob sie, weil den ideellen wie materiellen Bedürfnissen unserer Zeit entsprechender, künftig verbrannt werden.

Doch ehe ich auf die gemeinnützlichen und schädlichen Einflüsse der einen und anderen Bestattungsweise näher eingehe, erlaube ich mir einen kurzen historischen Rückblick auf beide.

Schon in den ältesten Zeiten — so weit menschliche Forschung überhaupt zurückreicht an die Anfänge der Menschheit — unterschied man ein sogenanntes Grabalter und ein Brennalter. Ersteres ging dem letzteren voraus; denn Erde, die Leichen darin zu verscharren, war immer da, während die künstliche Feuerbereitung schon eine höhere Culturstufe voraussetzt. Mit der Culturstufe der Völker aber hingen stets auf's Engste auch ihre religiösen Vorstellungen zusammen, und diese übten ihrerseits wieder den größten Einfluß aus auf die Art ihrer Leichenbestattung.

In jenen primitiven Urzeiten der Menschheit, da man noch in einfachster Weise nur von rohen Naturerzeugnissen, Pflanzen und Früchten, sich nährte, verlegte man dementsprechend auch die Wohnstätte der Götter, als der Spender dieser wild dem Boden erwachsenden Nahrungsmittel, in die Tiefen der Erde, wohin man, im Anschluß an diese religiöse Vorstellung, dann ebenso auch die Leiber der Verstorbenen brachte, damit sie unmittelbar unter dem Schutze der Götter ständen und Theil nähmen an ihren Freuden.

Als dann mit der Feuerbereitung, jenem Riesenschritte frühester Culturentwicklung, auch eine wesentliche Veränderung der Lebensweise eintrat und fortan Licht und Wärme als die Hauptfactoren alles Daseins erschienen, änderten sich auch die religiösen Vorstellungen der Menschen. Bald hausten nur noch die niederen, gemeineren Götter, ja mehr und mehr nur die dem Menschen mehr feindlichen als freundlichen Mächte auf und unter der Erde, während alle höheren Gottheiten ihren Wohnsitz im Himmel nahmen, in jenen von Goldglanz erfüllten, von Blitzen magisch durchzuckten Lichtregionen, von wo herab Sonne, Mond und Sterne, selbst ewige Götter, lebenspendend den Menschen leuchte-

ten. An diesem nun herrschenden Lichtcultus reifte auch früher schon der Glaube an eine dem Lichtwesen der Götter stammverwandte Seele, die Lebensflamme der Alten. Deren Symbol hat die griechische Kunst uns am schönsten überliefert. Sie stellt den Genius des Todes dar als lieblichen Knaben, der trauernd über eine Urne gebeugt die Lebensfackel des Sterbenden abwärts kehrt und sanft und allmählich sie erlöschen läßt.

Gewiß ein anmuthenderes Bild als das unseres klappernden Knochenmannes, der mit drohend geschwungner Sense hohläugig und grinsend auf die Seele des sterbenden Christen lauert! Dem heiteren Griechen war eben der Tod nur eine nothwendige Folge des Lebens, der er sich ebenso willig unterzog, wie er freudig gelebt hatte; während das Christenthum im Trauermantel jüdisch-egyptischer Schwermuth und düsterer Weltverachtung im Tode noch immer eine Strafe sieht für Adam's Sündenfall, einen in alle Ewigkeit fortgesetzten Racheact des richtenden, zornigen Gottes Jehovah.

Mit dem Fortschritte der Völker zum Lichtcultus änderte sich auch die Bestattungsweise ihrer Todten. Sie versenkten dieselben nicht mehr in die dunkle, schmutzige Erde, sondern übergaben sie dem reinigenden Elemente des Feuers, auf daß es die groben, irdischen Theile verzehre, die unsterbliche Seele aber, die Lebensflamme der Alten, auf lichten Wölkchen hinauftrage in die Wohnung der Seligen. Nur solche Völker, die nie durch eine Religion des Lichtes in den heiteren Cultus des Schönen zu freierer Weltanschauung sich aufgeschwungen haben, wie Egypter und Chinesen, oder solche, die wie die Juden ihre Leichen als etwas „Unreines" verscharren, oder solche, die wie die Christen nach dem Vorgange ihres am dritten Tage wieder auferstandenen und leibhaftig gen Himmel gefahrenen Gottes auch ihre persönliche Fortdauer nach dem Tode an eine leibliche Auferstehung knüpfen, begruben und begraben heute noch ihre Todten oder bewahren, was dasselbe ist, die einbalsamirten, vertrockneten Mumien in Pyramiden, Erdgewölben, Beinhäusern, Todtenhallen u. s. w. auf. Alle indogermanischen Völker dagegen — mit Ausnahme der Perser — waren Leichenverbrenner oder übten mindestens beide Bestattungsweisen neben einander. Letzteres scheint auch bei den Griechen und Römern der Fall gewesen zu sein, obwohl, wie namentlich aus den alten griechischen Poeten erhellt, die Verbrennung stets die allgemeinere und ehrenvollere Bestattungsweise war.

Homer in seiner Iliade widmet der Verbrennung des Patroklus allein 150 Verse. Auch von Herkules', Achilles' und Hektor's, von Solon's und Alcibiades' Verbrennung erfahren wir in

Geschichte und Dichtung. Ja, aus Stellen der Bibel geht hervor, daß selbst die Juden, bei denen die Grablegung Gesetz war, ausnahmsweise ihre Leichen verbrannten, was dann als eine Ehre galt, deren nur berühmte Männer, meist Könige, theilhaftig wurden. So König Saul und seine Söhne. Und von einem anderen Könige berichtet Jeremiah: „Sie machten zur Strafe keinen Brand über ihm, wie sie seinen Vätern gethan hatten." Einmal wurde sogar zur Zeit des Propheten Amos der Pest wegen die Leichenverbrennung bei den Juden befohlen. — Bei den Römern erachteten die Töchter des Verstorbenen es als ihre heiligste Pflicht, den Holzstoß, worauf die Leiche des Vaters lag, mit eigener Hand anzuzünden, während die nächsten Verwandten gewürzige Oele in die Flammen gossen.

Erst mit dem Christenthum und seiner grauenvoll alle Vernunft wie alles ästhetische Gefühl niederschmetternden Posaune des Weltgerichts, auf deren Ruf einst die Gräber sich öffnen und die entfleischten Gebeine der Todten daraus emporsteigen sollen, hörte die schöne Sitte der Leichenverbrennung auf. Viele Päpste schleuderten ihren Bannstrahl dagegen und drei große Concilien sprachen ihr Verdammungsurtheil über den „heidnischen Greuel" aus.

Hingen doch mit der von der Kirche angeordneten Grablegung auch sonst noch eine Menge ihr dienstbarer abergläubiger Bräuche zusammen! So der bekannte Knochen- und Reliquiencultus, daraus der katholischen Kirche lange die lucrativsten Quellen ihrer Macht und ihrer Reichthümer flossen. — Daher wohl auch schon bei den ältesten Kirchenvätern die wahrhaft fanatische Verfolgungswuth gegen die „heidnische" Sitte der Leichenverbrennung, was indessen nicht verhinderte, daß bei den alten Germanen, Böhmen, Russen und Preußen die Holzstöße der Todten noch im achten Jahrhundert so vielfach loderten, daß Karl der Große 785 von Paderborn aus eine Verordnung erließ, welche die Todesstrafe über Jeden verhängte, der sich an einer Leichenverbrennung betheiligen würde. — Trotzdem dauerte in Böhmen der alte Brauch fort bis um das Jahr 1000, und in Kurland wurde noch im siebzehnten Jahrhundert ein Fürst nach seinem Tode mit seinen Rossen, Jagdhunden und Dienern, die letzten drei lebendig, verbrannt. Danach fand in Europa keine Leichenverbrennung mehr statt bis 1822, wo der englische Dichter Byron seinen Freund Shelley, welcher in der Bucht von Spezzia ertrunken war, in Livorno verbrannte.

Doch wie wenig die römische Curie auch heute noch gesonnen ist, ihr Anrecht an den Menschen — nicht nur an seine unsterb-

liche Seele, sondern auch an seine sterblichen Gebeine — aus der Hand zu geben, beweist das jüngst erlassene und von Papst Leo XIII. genehmigte Decret der Suprema Congregazione di Santa Romana y Universale Inquisitione zu Rom, worin die heiligen Väter Jesu in maßlosesten Ausdrücken nicht nur den Beitritt zu allen Feuerbestattungsvereinen als „unchristlich" verdammen, sondern auch allen Ortsgeistlichen einschärfen, mit Strenge und wenn nöthig mit offener Gewalt sich diesem abscheulichen Mißbrauche (detestabile abuso) zu widersetzen.

Die oberste Inquisitionsbehörde und der Papst scheinen vergessen zu haben, wie die Kirche selbst durch Jahrhunderte hindurch die Macht des Feuers benutzte, — allerdings nicht zur Verbrennung menschlicher Leichname, aber um Hunderttausende lebender menschlicher Wesen dem Flammentode zu überantworten. Die Kirche hätte damit — wenn ihre gegen die Feuerbestattung geschleuderten Anathema richtig wären — alle jene Unglücklichen nicht nur um dieses, sondern auch um jenes Leben betrogen.

Die glorreichen Autodafés der heiligen Inquisition, denen „zur Ehre Gottes" in Spanien allein innerhalb weniger Jahre 32,000 Menschen jeden Alters und Geschlechts zum Opfer fielen, — in den Niederlanden gleichzeitig noch eine weit größere Zahl — übertreffen, von einem derartigen Knochencultus persönlicher Auferstehung ausgehend, an Tücke und Grausamkeit Alles, was der roheste Götzendienst je ersonnen hatte.

Und Wehe nach dieser Unsterblichkeitslehre auch all' den Unzähligen, die ohne Zuthun der Kirche im Meere ertrunken, bei Feuersbrünsten verunglückt, oder wie viele fromme Missionäre von wilden Menschen und Bestien mit Haut und Haaren verspeist worden sind!

Doch trotz Folter, Scheiterhaufen und Bannstrahl der Kirche dürfen wir heute in dem durch die Naturwissenschaften mehr und mehr geläuterten Bewußtsein der Menschen jene grobsinnliche Vorstellung einer leiblichen Auferstehung am jüngsten Tage als überwundenen Standpunkt betrachten. Auch von den sogenannten Frommen oder Gläubigen dürften folglich heutzutage Wenige nur ihr persönliches Unsterblichkeitsbedürfniß nicht geistiger, der Lebensflamme der Alten entsprechender auffassen.

Ganz abgesehen davon, daß es einem frommen Gemüthe schlecht anstehen würde, daran zu zweifeln: daß dieselbe Allmacht Gottes, die aus verwesten Grabsubstanzen und zerstreuten Leichengasen den alten Menschen wieder hervorzuzaubern vermag, ebenso auch ihn dereinst als Phönix aus der Asche könnte ersteigen lassen. Das Eine wäre jedenfalls nicht wunderbarer als das Andere.

Das Grab dürfte somit auch dem Frömmsten nicht mehr als nothwendig zu passirende Vorhalle in's „ewige Leben" erscheinen.

Das sogenannte „Herzensbedürfniß" aber, dem Todten im Grabe eine letzte Heimstätte zu schaffen, wo er ruht und wir ihn aufsuchen können, ist eine Selbsttäuschung, um derentwillen leider auch viele Nichtfromme heute die Grablegung noch befürworten.

Solche Selbsttäuschungen jedoch, in die langjährige Gewohnheit uns einlullt, sind deshalb am gefährlichsten, weil sie am hartnäckigsten jeder besseren Einsicht sich verschließen. Denn der Mensch hält bekanntlich an nichts mit mehr Zähigkeit fest, als an seinen eigenen Einbildungen, Gewohnheiten und Vorurtheilen. — Es ist darum nöthig, gerade diesem Vorwande eines Herzensbedürfnisses, der so häufig namentlich bei Frauen leeren Vorurtheilen als bequemer Deckmantel dient, auf das Entschiedenste entgegen zu treten. Denn das Grab kann auch für die empfindsamsten Gemüther nur so lange poetischen Reiz haben, als sie es sich absolut nicht klar machen, welch' grauenvolle Wandlung in einem solchen Grabe sich vollzieht.

Doch wer je nur kurze Zeit nach der Beerdigung denselben Leichnam, den er hier eingesenkt, wieder zu Gesicht bekommt, — hohläugig, das Gehirn aus dem Schädel gequollen, die Bauchhöhle geplatzt und das Ganze mit Maden bedeckt und einen pestilenzialischen Gestank ausströmend, — der wendet sich schaudernd ab von einer Erscheinung, die ihm einst lieb gewesen sein mochte, die er aber in dieser widerlichen Verunstaltung nicht mehr erkennt, sondern von der er sich mit Ekel und Grauen abwendet. Er überzeugt sich, daß von dem Lebenden, von Allem, was er an und in ihm geliebt, in dieser verwesenden Leiche nichts ihm geblieben ist, und daß das Grab, zu dem er wallfahrtet, das friedliche Asyl nicht ist, darin der Todte Ruhe gefunden, den ewigen Schlaf schläft, sondern die unheimliche Werkstatt, darin jener grausige Zerstörungs- und Zersetzungsproceß unaufhaltsam vor sich geht.

Unter solchen Eindrücken mag vielleicht der frommgläubige Dichter Justinus Kerner folgende Verse niedergeschrieben haben:

Glaub', am schönsten wär' noch heut'
Das Verbrennen alter Zeit!
Feuer läßt zurücke keine
Todtenköpf' und Todtenbeine.
Was als Asche kam zur Welt,
Rasch als Asche niederfällt,
Und zum Trotz dem kalten Tod
Glüht ein heitres Morgenroth.

Solches trägt in Himmelslüfte
Ueber Moder, über Grüfte
Eines Menschen letzten Rest,
Das ist Tod nicht, — das ist Fest.

Doch wird schon durch den natürlichen Verwesungsproceß die Mythe von der „ungestörten Grabesruh" dahin verwiesen, wohin sie gehört: in das Reich der Fabel; so hat seit lange schon die ganze praktische Tendenz unserer Zeit diesen Mythus auch nach anderer Seite hin gründlich zerstört.

Wenn früher bei geringerer Bevölkerung und dementsprechend günstigeren Bodenverhältnissen der Friedhof als ein für alle Zeit geheiligter Ort betrachtet wurde, wo ein Jeder *scheinbar* wenigstens seine und seiner Lieben letzte Ruhestätte fand, so haben die inzwischen gänzlich veränderten Raum- und Zahlen-Verhältnisse die Friedhöfe längst auch dieses Nymbus beraubt. Nicht nur, daß heute unbedenklich, wo es das industrielle oder speculative Interesse der Menschen erheischt, neue Straßen, ganze Stadttheile, Canäle, Tunnels und Eisenbahnen über und unter den Friedhöfen angelegt werden; die immer mehr zunehmende Uebervölkerung großer Städte und die den Todten darin nur karg zugemessene Erde macht es den Lebenden auch zur traurigen, aber unabweisbaren Nothwendigkeit, oft schon nach wenigen Decennien die schon geschlossenen Grabstätten wieder zu öffnen und die etwa darin noch vorhandenen Gebeine herauszunehmen, um neu ankommenden Platz zu machen.

In Paris und andern großen Städten findet in Armen-Gräbern ein solcher Leichenwechsel oft schon von fünf zu fünf Jahren statt. Wer wagte, Angesichts solcher Thatsachen, noch von „ungestörter Grabesruh" zu sprechen? Wie kann von Pietät für die Todten die Rede sein, wenn wir wissen, daß über kurz oder lang die rohe Hand des Todtengräbers die morschen Gebeine wieder herauswühlt, zerstückt und mit andern Knochen zusammen irgendwo sonst unterbringt, oder wohl auch, wie nicht selten geschieht, als besten Dünger an den Meistbietenden verkauft?

Allerdings kann der Reiche durch einen entsprechenden Tribut an die Kirchhofsverwaltung sich und seiner Familie eine dauernde Grabstätte sichern, so lange wenigstens, als der Friedhof überhaupt Bestand hat und nicht andern Interessen und Bedürfnissen weichen muß. Auch geschieht dies und werden solche Gräber nicht selten sogar mit einem die stille, prunklose Pietät wahrer Trauer verletzenden Luxus ausgestattet. Aber wirkt es sittlich, wenn die Gegensätze von Reich und Arm, von Bevorrechteten und Entrechteten, die das Leben zum ruhelosen Kampfe um's

Dasein machen, auch auf den Friedhöfen noch — dort, wo aus stummen Gräbern die Gleichheit alles Irdischen so vernehmlich spricht, — in solch' greller Weise zum Ausdrucke kommt? Und wie verträgt es sich mit einer Religion der „Alles vergebenden und versöhnenden" Liebe, wenn wir abseits in einem Winkel auf die verwahrlosten Gräber von Selbstmördern oder Verbrechern stoßen, oder wenn wir — ein Jahrzehnt zurück — über dem großen schönen Friedhofe Père la Chaise in Paris ein weites ödes Feld überschauen, darin haufenweise die hier gefallenen letzten Kämpfer der Commune eingescharrt liegen, ohne daß es damals ihren Verwandten erlaubt war, auch nur durch ein kleines Kreuz oder Blümchen die Todtenstätte zu bezeichnen! —

Doch zu den sogenannten „Ruhestätten" der Reichen zurückkehrend, wer hindert die Ueberlebenden, an den Urnen und Aufbewahrungs-Nischen jeden ihren Wünschen und Prachtgelüsten entsprechenden Luxus zu entfalten? an jedem Gedächtnißtage hinauszuwallen zu dem Orte, wo unter Blumen, Cypressen und Trauerweiden eine Urne statt eines Grabes die letzten Ueberreste des Verstorbenen birgt?

Bei der Verbrennung vornehmer Römer wurde ein solch' maßloser Luxus entfaltet, daß der römische Senat sich veranlaßt sah, demselben durch ein Verbot zu steuern. — Die Leiche, in ein unverbrennbares Gewand von Asbest gehüllt, wurde in einer kostbaren Tragbahre, die oft ganz von Elfenbein und immer mit reichen Purpurdecken verhängt war, auf den mit Blumenguirlanden, köstlichen Teppichen, Waffen und sonstigem Prunkgeräthe verschwenderisch ausgestatteten und mit wohlriechenden Oelen und Harzen getränkten Holzstoß gestellt, der, wenn ausgebrannt, mit Wein vollends gelöscht wurde. Dann ward aus dem Asbestgewande von der Asche so viel genommen, um eine schöne Urne, je aus Gold, Silber, Marmor, Porphyr oder Cedernholz, damit zu füllen. — Oft wurden in eine solche Urne zwei oder mehr Aschenkrüge gesetzt, um so die Asche der Personen, die im Leben eng verbunden waren, noch im Tode zu vereinen. — Die Urnen wurden bei den Reichen dann in prächtigen Mausoleen oder Todtendenkmalen, bei den Andern in sogenanten Columbarien beigesetzt. Diese Columbarien waren zumeist aus Tuffstein errichtete Gewölbe, in deren Seitenwänden halbkugelförmige Nischen in Reihen übereinander ausgehöhlt waren, einem Taubenschlage nicht unähnlich. Daher der Name Columbarium. Sie wurden von einzelnen Familien oder Feuerbestattungsvereinen, deren es damals mehr gab als heute, vor den Städten der Landstraße entlang errichtet und waren nicht selten Prachtwerke der Architektur,

Malerei und Bildhauerkunst. Von Cypressenhainen und anmuthigen Gärten umgeben, luden sie nicht vergebens zu häufigem Besuche ein. Die alte Via Appia bei Rom war von solchen Prachtmausoleen und Columbarien umgeben, und hieher lenkten mit Vorliebe die Römer ihre Spaziergänge; denn hier athmete Alles Poesie, Friede, Schönheit. Die ziemlich wohl erhaltenen Ueberreste eines solchen Columbariums mit seinen 400 Nischen und Aschenkrügen, alle von edler Form und mit Malerei und Bildhauerarbeit geschmückt, mit seinen schönen Statuen und lieblichen Statuetten, seinen gemalten Blumengewinden, Früchten, Vögeln, spielenden Kindern und geflügelten Genien zeigen uns heute noch in ihrem Verfalle, daß hier, in solcher Umgebung, der Tod seine Schrecken verloren hatte.

Erst das Christenthum, das mit seinen faulenden Leichen achtzehn lange Jahrhunderte ausfüllte, hat sie wieder heraufbeschworen.

Unförmliche Leichensteine, welche den Kunstsinn des Beschauers eher beleidigen als erheben, oder dünne Kreuze mit einem daran festgenagelten menschlichen Jammerbilde bezeichnen die Stätte, wo ein vielleicht selbst sein ganzes Leben lang im Schafstall der Kirche vernagelt gebliebener Mensch begraben liegt.

„Aber das Verbrennen an sich ist so schrecklich!" wenden Viele mit schauderndem Entsetzen ein. Doch wohl nicht schrecklicher als das Verwesen, das im Grunde ja auch nichts weiter ist als eine durch Verbindung mit Sauerstoff bewirkte chemische Verbrennung und naturwissenschaftlich darum auch so genannt wird. Es handelt sich bei der ganzen Sache also nur um eine raschere oder langsamere Verbrennung. Die Eine nur tritt unmittelbarer in unser Bewußtsein als die Andere.

Doch warum soll unser ästhetisches Gefühl mehr davon befriedigt werden, wenn wir einen Sarg unter harten dunkeln Erdschollen verschwinden sehen, als wenn in einer hellen, würdigen Halle auf ein gegebenes Zeichen der Boden geräuschlos sich aufthut und über dem langsam hinabsinkenden Sarge ebenso geräuschlos sich wieder schließt? — Der Anblick des Verbrennens, wie des ganzen Heizungsraumes kann den trauernden Angehörigen vollständig entzogen bleiben, — und auch durch den äußerlich gar nicht bemerkbaren Schornstein ist keinerlei Rauch oder Geruch wahrnehmbar, da die neueren Cremationsöfen nach dem Systeme des Ingenieurs Venini derartig gebaut sind, daß alle riechenden und festen Substanzen im Inneren verzehrt werden. Weder von religiöser noch gemüthlicher Seite ließe sich demnach etwas Stichhaltiges gegen die Feuerbestattung anführen. — Ob das

Gefühl des Leidtragenden mehr oder weniger davon befriedigt werde, hängt wie bei der Beerdigung lediglich davon ab, wie dieselbe stattfindet. — In Italien z. B. ermangelt dieselbe, dem oberflächlichen Sinne des Südländers entsprechend, jeder ernsten, würde- oder weihevollen Haltung und hat darum wohl, namentlich für den Deutschen, etwas Verletzendes.

Alles in diesen italienischen Crematorien ist so kahl, so schmucklos, — die durch nichts verhüllten Außenwände des Glühofens erinnern an den Dampfkessel irgend einer Fabrik, und das Gerüst, darauf oder darin die Urnen aufbewahrt werden, gleicht mehr einem großen Büchergestell oder Waarenlager als jenen schönen Columbarien des Alterthums. Ebenso nüchtern, rein geschäftsmäßig geht auch die Handlung selbst vor sich, — absichtlich, wie mich eine der maßgebenden Persönlichkeiten in Mailand belehrte, um jeden Anklang an irgend ein religiöses Ritual zu vermeiden. — Aber die Pietät des Gefühls, das befriedigt sein will, hat nichts mit religiösem Popanz gemein, und ist deren Vernachlässigung in italienischen Crematorien um so mehr zu bedauern, als gerade Italien trotz seines Katholicismus, Dank einer freisinnigen Regierung, allen anderen Ländern in Verwirklichung der Feuerbestattungsreform voraus ist. Es zählt bereits 11 Städte, die Crematorien besitzen, und die dort sich bildenden Feuerbestattungsvereine würden sicherlich sehr an Umfang gewinnen, wenn nach dem Vorbilde Gotha's und auch einiger amerikanischer Crematorien, in St. Louis, Detroit und anderen Städten, dem Gefühle oder Pietätsbedürfnisse ebenso Rechnung getragen würde wie der Vernunft.

Gegen diese, die Vernunft, erhebt die staatliche Rechtspflege allein einen Einwand, der keine bloße Hypothese ist. Die verschiedenen Fälle nämlich, wo durch Wiederausgraben einer Leiche spät noch ein Verbrechen entdeckt oder eine falsche Verdächtigung widerlegt wurde, was bei der Leichenverbrennung selbstverständlich nicht möglich wäre.

Doch auch diesem Einwande wäre durch eine dem Acte der Leichenverbrennung vorausgehende Todtenschau von eigens dafür angestellten und beglaubigten Aerzten leicht zu begegnen. Diese Aerzte hätten unter persönlicher Verantwortlichkeit vor jeder Verbrennung den Befund der Leiche gerichtlich festzustellen und wenn nöthig die Leiche zu diesem Zwecke zu seciren. Daß bei dem heutigen Stande unserer medicinischen Wissenschaft ein solches Verfahren dem Zwecke vollauf genügt, bewies Professor Reclam, eine maßgebende Autorität in dieser Frage, schon vor Jahren an dem Beispiele Dresdens, wo seit Einführung einer solch' ärztlichen Todtenschau keine Leichenausgrabung mehr nöthig befunden wurde.

Damit verlöre auch dieser wichtigste Grund, der gegen die Feuerbestattung erhoben wird, seine Bedeutung.

Auch ein Einwurf, den die Wissenschaft und speciell die Anthropologie erhebt, darf nicht ad acta gelegt werden. Die Anthropologie wendet ein, daß durch die Feuerbestattung den nachkommenden Geschlechtern ein werthvolles Material, als Knochen, Schädel ꝛc., zum Studium vergleichender Raçenkunde entzogen werde.

Doch wie werthvoll auch die Knochenreste jener Urzeiten, die noch keine andern Denkmale uns hinterlassen konnten, für unsere heutigen Studien sein mögen, so hinterlassen wir mit unserer Cultur unsern Nachfolgern ein so reiches und mannichfaltiges Material für jegliche Studienzwecke, daß daneben unsere Schädel und Knochen als Memorandum sehr an Werth verlieren dürften. — Zudem ist ja durch Einführung der Leichenverbrennung das Präpariren und Aufbewahren menschlicher Skelette zu wissenschaftlichen Zwecken ebenso wenig ausgeschlossen wie heute bei der Beerdigung.

Auch diesen Einwurf können wir folglich nicht gelten lassen, sondern verweisen ihn in die Bronce- und Stein-Zeit, wo die Cultur noch nicht im Stande war, entweder präparirte Schädel uns aufzubewahren oder durch Kunst, Poesie und Geschichte uns über die damals lebenden Wesen zu unterrichten.

Schwer und vollwiegend dagegen sind alle Gründe, welche für die Feuerbestattung sprechen.

Dahin gehören in erster Linie die uns so nahe berührenden Sanitäts- oder Gesundheits-Rücksichten. Es ist bekannt, wie nachtheilig schon bei normalem Sterblichkeitsstande die Nähe der Kirchhöfe auf den allgemeinen Gesundheitszustand einwirkt, und das früher unter den Reichen übliche Beisetzen der Leichen in Kirchengewölben hat unsägliches Unheil angerichtet.

Die verheerenden Seuchen, die als Pest oder schwarzer Tod im Mittelalter ganze Städte, ja Länder entvölkerten, hatten zumeist ihren Grund in dieser Unsitte. Und noch im vorigen Jahrhunderte vermehrten sich die Fälle so sehr, wo durch die aus diesen Todtengewölben in die Kirche dringenden mephitischen Dünste die Andächtigen erkrankten und starben, daß freisinnigere Monarchen, wie Friedrich der Große und Joseph II., eine Verordnung erließen, welche das fernere Beisetzen der Leichen in den Kirchen verbot. Directer Anlaß zu diesem Verbot soll folgender Vorfall gewesen sein: In Erlangen wurde an einem ungewöhnlich heißen, schwülen Tage im Sommer 1744 die Leiche einer sehr corpulenten Dame unter dem Altar der Kirche beigesetzt. An

einem der folgenden Tage wurde das Abendmahl gereicht, dem der Prieſter eine 1½ſtündige Predigt vorausſchickte, indeſſen der Wein und das Brod unbedeckt daſtanden. 180 Communicanten, die davon aßen und tranken, verſpürten bald danach den leibhaftigen Chriſtus in ſehr bedenklicher und qualvoller Weiſe im eigenen Leibe. Alle erkrankten und Viele ſtarben unter heftigſten Schmerzen. Erſt glaubte man, der Wein ſei vergiftet, und der Küſter und ſeine Gehülfen wurden deshalb in den Kerker geworfen und gefoltert, ohne daß ſie etwas geſtehen wollten. Zwei Wochen ſpäter bei einer anderen Gelegenheit, wo der Wein wieder eine Stunde lang unbedeckt auf dem Altar geſtanden hatte, erwies es ſich, daß er voll Maden und Aasfliegen war, die maſſenweiſe aus dem Grabgewölbe kamen, darin jene corpulente Dame vor vierzehn Tagen war beigeſetzt worden. Faſt gleichzeitig wurde aus Saulieu in Frankreich berichtet, daß von 170 Perſonen, die der Oeffnung einer Gruft behufs Beiſetzung einer neuen Leiche beigewohnt hatten, 149 am Faulfieber erkrankten. In England wurde eine Gruft geöffnet, in welcher ein vor 30 Jahren an Blattern Geſtorbener eingeſargt lag; der Sarg wurde bei dieſer Gelegenheit etwas verletzt und ſofort ſtrömten mephitiſche Gaſe hervor. Von den Anweſenden nahmen vierzehn die Pockenkrankheit mit nach Hauſe und bald nachher war das ganze Städtchen inficirt.

Solche Beiſpiele ließen ſich in's Unendliche vermehren, doch die wenigen ſchon genügen, um zu zeigen, wie die faulenden Leichen in ihren blumengeſchmückten Gräbern unſere grimmigſten Feinde ſind, — oben ein trauernder Genius unter üppigen Blüthenranken, unten Moderdunſt, Verweſung und Fäulniß.

Seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde, wie geſagt, das Beiſetzen der Leichen in den Kirchen ſelbſt zwar verboten, allein die Kirchhöfe lagen, wie ſchon der Name beſagt, um die Kirchen und die Kirchen faſt immer mitten in der Stadt. Ihnen enſtrömten folglich ebenſo, wenn auch nicht ſo unmittelbar, wie aus den Grabgewölben der Kirchen, typhöſe Fieber, Ruhr, Cholera und Scharlach.

Denn das in die Gräber ſickernde und dort die fauligen Leichen beſpülende Regenwaſſer leitet unterirdiſch die giftige Jauche in die umliegenden Brunnen, und der Durſtende, der an einem kühlen Labetrunke ſich zu erquicken meint, ſchlürft ahnungslos Krankheitskeime, Tod und Verderben in ſich hinein.

Wahrlich ein trauriger Gedanke für den Sterbenden, daß binnen Kurzem er ſelbſt Freunde und Verwandte, ſie, die er auf Erden geliebt, und für deren Wohl und Wehe er in der Todesſtunde noch zittert, nach ſich in die Grube ziehen werde! Ja,

nicht als Geist aus irgend einem spiritistischen Geisterkasten hervor macht der Todte uns je seine Aufwartung, aber als giftige Jauche steigt er wohl hie und da aus den Gräbern empor und mischt sich in das Wasser, das wir trinken, in die Luft, die wir einathmen.

Allerdings sollen nach neuerer Verordnung die Friedhöfe nur noch außerhalb der Stadt und auf poröfem, magerem Boden, der möglichst viel Luft zuläßt und dadurch die Verwesung beschleunigt, angelegt werden. Allein bei dem so raschen Zuwachse unserer großen Städte ist, was heute noch weit außerhalb der Stadtgrenze liegt, vielleicht in zehn Jahren schon Mittelpunkt einer der bevölkertsten Stadttheile. Und ist überall poröser, magerer Boden zu finden? Oft treffen wir meilenweit nur auf fetten, lehmigen Boden, der mit organischen Stoffen bereits so gesättigt ist, daß er keinen neuen Leichenstoff mehr aufnehmen kann. In solchem Boden geht mit den Leichen, die weder verwesen noch verfaulen, dann jene eigenthümliche Wandlung vor, die wir mit Leichenwachs oder Leichenseife bezeichnen und die eine ganz unerschöpfliche Quelle der Gefahr für die Lebenden ist.

Denn dieser Wandlungsproceß kann sich unter Umständen durch 20 bis 40 Jahre hindurch fortsetzen, und man hat nicht selten bei Auflockerung und Umgrabung alter Kirchhöfe unter dem fetten Boden schon vergessene Gerippe gefunden, denen erst beim Zutritt der Luft die letzten Fleischtheile von den Knochen abfielen. — Wie verderblich die Beerdigung der Leichen darum gerade in jenen Ländern wirkt, die durch fettes, fruchtbares Erdreich sich auszeichnen, sehen wir am deutlichsten an dem Beispiele Aegyptens. Aegypten war geschichtlich eines der ältesten Culturländer; unsere eigene Cultur ist ein Enkelkind der ägyptischen. Zur Zeit seiner höchsten Blüthe wurden in Aegypten die Leichen einbalsamirt und mumificirt, wodurch sowohl Verwesung und Fäulniß, wie auch die Leichenwachsbildung verhindert wurde. Aegypten zählte damals acht Millionen Einwohner.

Dann kam der Muhamedanismus, der als Erbstück von Juden- und Christenthum die Leichenbeerdigung übernommen hatte und diese mit dem Schwerte auch in Aegypten erzwang. In Folge der Nilüberschwemmungen verfaulten die Leichen; in Folge der Fäulniß kamen Pest und Pocken in das Land und überzogen von da an fast alljährlich Kleinasien und Südeuropa. Das Klima in Aegypten war unverändert, der Boden noch ebenso fruchtbar wie früher; aber statt der unschädlichen Mumien, verheerten jetzt die begrabenen und faulenden Leichname das Land derart, daß von den früheren acht Millionen Heiden nur drei Millionen Muhamedaner geblieben sind.

Doch sind schon bei normalem Sterblichkeitsstande die Friedhöfe eine permanente Gefahr für die Lebenden, so ist dies selbstverständlich noch weit mehr der Fall bei Epidemien oder in Zeiten massenmörderischer Kriege, wo wegen übermäßiger Anhäufung der Leichen die Gräber nur selten so tief gegraben werden, wie es das Gesetz vorschreibt und in Folge dessen die ganze Luft von giftigen Verwesungsdünsten und frei kreisendem Krankheitsstoff erfüllt ist. In solchen Zeiten fallen dann unzählige Menschenopfer dem Knochencultus der Grablegung.

Eine weitere, wenn auch minder wichtige, so doch immerhin zu berücksichtigende Stelle in der endgiltigen Lösung der Frage gegen die Feuerbestattung nehmen die ökonomischen Gründe ein. Denn es ergäbe sich bei allgemein eingeführter Feuerbestattung eine wesentliche Ersparniß nicht nur an Raum und Zeit, sondern auch an den selbst für die einfachste Grablegung erforderlichen Bestattungskosten.

Selbst bei den frühern, noch sehr unvollkommen construirten Siemens'schen Cremationsöfen, welche nur Raum für je eine Leiche hatten, zu deren Verbrennung etwa drei Stunden erforderlich waren, wurden — unter Voraussetzung fortgesetzter Thätigkeit — die Heizungskosten sehr gering angeschlagen. Bei der neueren Ofenconstruction jedoch, die durch Einschieben der Leichname an der Vorder- oder Stirnseite die gleichzeitige Aufnahme von fünf und mehr Leichen ermöglicht, würden die Heizungskosten auf ein Minimum reducirt. — In Italien sind für die Feuerbestattung Oefen verschiedener Systeme in Anwendung gebracht worden. — Am glänzendsten scheint das System des Ingenieurs Venini sich bewährt zu haben. — Eine nähere Beschreibung desselben würde mich zu weit führen und kann von Denen, die ein besonderes Interesse dafür haben, in allen Fachblättern nachgelesen werden.

In 2—$2\frac{1}{2}$ Stunden erfolgt die Verbrennung vollständig und die Asche eines ungefähr 60 Kilogramm wiegenden Menschen ist auf ein Gewicht von etwa zwei Kilogramm reducirt. Zur Feuerung sind nahe 4 Centner Holz erforderlich; doch kann das Holz auch durch Kohle oder anderes Brennmaterial ersetzt werden.

Die Construction eines solchen Ofens, selbst bei gleichzeitiger Aufnahme von mehreren Leichen, aber ist eine so überaus einfache, daß ein solcher auch im Kriege auf jeder Wahlstatt aus Feldsteinen rasch aufgebaut werden kann. Bei 24stündiger Thätigkeit aber können darin 80—100 Leichen verbrannt werden. Eine Zahl, die auch bei Epidemien schon dem Bedürfnisse größerer Städte entspräche und jedenfalls die Zahl der in derselben Zeit möglichen

Beerdigungen weit überträfe, was ein besonders bei abnormalen Sterblichkeitsverhältnissen nicht zu unterschätzender Vortheil wäre.

Denn wie in solchen Zeiten drängender Grabesnoth, um Zeit und Geld zu gewinnen, oft mit den kaum erkalteten Leichen verfahren wird, und wie bei solcher Gelegenheit namentlich Frauenleichen schon dem gemeinsten Schacher, ja der rohesten Bestialität gedient haben, davon wissen die Criminalgeschichten aller Länder manche Schauermäre zu erzählen.

Ebenso groß wie die Ersparniß an Zeit und Geld ist die des Raumes, welche aus der allgemein eingeführten Feuerbestattung sich ergeben würde. Man vergleiche nur den Platz, den vier neben einander liegende Gräber beanspruchen mit dem Raume, den vier kleine Aschenurnen, bequem und dem Auge wohlgefällig neben oder über einander gereiht, einnehmen würden.

Ergibt sich nun aus all' diesen Gründen fast unwiderleglich ebenso die sittliche Berechtigung wie der praktische Nutzen der Feuerbestattung, so sind wir wohl auch zu der Hoffnung berechtigt, daß die nach Licht ringende Erkenntniß mehr und mehr wie den Geist so auch den Leib aus Grabesnacht befreien und damit den ganzen Menschen, Leib und Seele, wieder um eine Culturstufe weiter bringen werde.

Daß in Rom selbst, der großen Pfaffenmetropole, trotz Heulen und Zähneklappern und Wuth und Zetergeschrei der Klerikalen, ein Crematiosofen gebaut wurde, ja bereits einige aufgeklärte Priester testamentarisch zu Gunsten der Feuerbestattung über ihre Leichen verfügt haben, ist ein Triumph des Geistes, der verdient, in den Annalen der Freidenker aller Länder verzeichnet zu stehen.

Andere werden nachfolgen. Die Scheiterhaufen eines Huß, Savanarola, Servet, Giordano Bruno, Vanini und unzähliger anderer Geisteskämpen der Menschheit haben nicht umsonst gen Himmel gelodert. — Ihre Asche legt Zeugniß für uns und gegen die Kirche ab. Ja, die Kirche thut nicht weise daran, durch ihre fanatischen verfolgungssüchtigen Decrete g e g e n die Feuerbestattung den Geist all' jener Märtyrer heraufzubeschwören, welche durch sie in den Flammentod geschickt worden sind.

Und wenn christliche und allerchristlichste Regierungen in unbegreiflicher Verblendung noch immer gegen die so heilsame wie dringende Reform der Feuerbestattung als „unchristlich" sich stemmen: wie wollen sie es verantworten, wenn — wie nach der Schlacht von Sedan — auf Befehl der belgischen Regierung 50,000 Leichen, Menschen und Thiere, deren Gestank meilenweit die Luft verpestete, mit Salpetersäure und Theer übergossen, dann der Theer angezündet und so Menschen und Vieh haufenweise ver-

brannt wurden? Mit welchem Rechte verübte man an all' jenen Tausenden gefallener Soldaten solche „unchristliche" Handlung? Hatten sie, die im Namen des Vaterlands für dynastische Interessen als Kanonenfutter hinweggemäht worden, sich dadurch etwa den christlichen Himmel verwirkt?

Doch ob wir — gern oder widerwillig — auch der weltlichen Macht verblendeter Regierungen weichen müssen, so lange sie die Macht haben, — den gegen uns gerichteten Bannstrahl der Kirche schleudern wir zurück auf sie selbst, als weithin leuchtende Flamme des Geistes, welche Vorurtheil und Aberglaube verzehren muß und wird.

In Grabesnacht versinkt, was alt und morsch den Geist einer neuen Zeit nicht mehr zu tragen vermag, und „Licht, mehr Licht!" ist die Losung der Zukunft.

Unentwegt, meine Freunde, lassen Sie auch uns diese lichten Zukunftsbahnen wandeln, treu unserer Ueberzeugung im Leben wie im Tode!

So wird errungen Sieg um Sieg;
Doch nicht in mörderischem Krieg,
Auf blutgetränktem Schlachtenfeld!
Der Geist ist unsers Sieges Held,
Sein Schwert das freie Manneswort,
Sein Schild der Wahrheit treuer Hort.
Der Lorbeer, der sein Haupt umkränzt,
Der Stern, der auf der Brust ihm glänzt,
Ist Liebesleuchten, Wissensmacht,
Besiegend Wahn und Grabesnacht.

Vorträge

— von —

Hedwig Henrich-Wilhelmi.

(Gehalten in Amerika in den Jahren 1887—1889.)

Mit dem Bildniß der Verfasserin.

Motto: Die Wahrheit ist sich selbst Zweck, aber sie hat nur Werth um der Menschheit willen. (Humboldt.)

Milwaukee, Wis.
Druck und Verlag der FREIDENKER PUBLISHING CO.
1889.

BL
2775